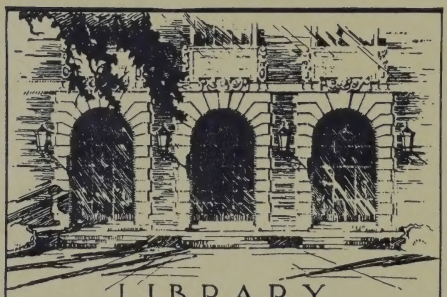


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

834585
I1904
v. 2

REMOTE STORAGE

The person charging this material is responsible for its return on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

MAR 13 1970

L161—O-1096

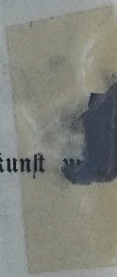
3/4

Bibliothek
Deutscher Schriftsteller
aus Böhmen.

Herausgegeben

im Auftrage der

Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst u
Literatur in Böhmen.



Band XXI.

Adalbert Stifters Sämmtliche Werke II. Band:
Studien. Zweiter Band.

Prag 1908.

J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung.
(Josef Koch.)

Adalbert Stifter.

Nach einem Miniaturbilde von Suchy.
(Nach A. R. Hein: Adalbert Stifter, S. 110.)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Adalbert Stifters

Sämmtliche Werke.

Zweiter Band.

Studien. Zweiter Band.

Unter Mitwirkung

von

Franz Hüller

herausgegeben

von

Rudolf Frieb, Hans Hartmann,
Josef Taubmann.

Mit 2 Lichtdrucktafeln und einem Stammbaum.

Prag 1908.

J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung.
(Josef Koch.)

Druck von Carl Bellmann in Prag.

Microfilm Negative # 92-08169
Humanities Preservation Project

834 S85
I 1904
v. 2
REMOTE STORAGE

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung der Herausgeber VII

I. Die Narrenburg VII

II. Die Mappe des Urgroßvaters XLVII

Zu den Bildern LXXIV

Druckfehler LXXIV

Studien. Zweiter Band.

Die Narrenburg. 1841 3

1. Die grüne Fichtau 5
2. Das graue Schloß 39
3. Der rothe Stein 96

Die Mappe meines Urgroßvaters. 1841. 127

1. Die Altertümer 129
2. Das Gelöbnis 150
3. Der sanftmütige Obrist 152
4. Margarita 185
5. Thal ab Pirling 315
6. Das Scheibenschießen in Pirling 324
7. Das Nachwort 357

Register 361

Verzeichnis der Bildtafeln.

Adalbert Stifter, nach einem Miniaturgemälde von Adalbert Suchy . . . . . Titelbild

Titelbild zum 3. Bande der Studien 127

Stammbaum der gräflichen Familie Scharnast 126

Die Lesarten und Anmerkungen zu diesem Bande befinden sich in dem zweiten Teile des vierten Bandes.

263981

Einleitung.

I. Die Narrenburg.

1.

Dem in der „Iris" auf das Jahr 1842 veröffentlichten „Hochwald", mit welchem sich Stifter der vaterländischen Geschichte zugewendet hatte, folgt 1843 in demselben Almanach eine Erzählung, die gleichfalls in die Vergangenheit zurückgreift, die „Narrenburg".

Stifter selbst hat in der Sammelausgabe das Jahr 1841 als Entstehungszeit dieser Studie angegeben. Doch sind wir durch die erhaltenen Briefe des Dichters an seinen Verleger Heckenast genauer darüber unterrichtet.

Das erstemal erwähnt Stifter die „Narrenburg" in einem Briefe vom 2. August 1841, wo er sagt, Graf Mailáth, der Herausgeber des Taschenbuches, habe bei Übergabe der Erzählung „Hochwald" wieder eine für 1843 bestellt, ja sogar angefragt, ob schon viel davon fertig sei, was auch bereits der Fall war (XVII, 76, $_{7-10}$). Der Dichter hatte dem Grafen das Versprechen gegeben, ihm die Erzählung am 31. Dezember 1841 zu schicken. Durch eine sehr schwere Krankheit seiner Gattin, die drei Monate andauerte, wurde er jedoch so behindert, daß, wie er selbst gesteht, eine ruhige Arbeit unmöglich war, weshalb er auch alle für das Buch „Wien und die Wiener"

bestimmten Aufsätze, an denen er gleichzeitig arbeitete, zweimal machte und die „Narrenburg" zur vereinbarten Zeit nicht vollendet war, sodaß sich Stifter einen neuen Termin stellt, indem er verspricht, die Novelle am 1. April 1842 auf die Post zu geben (vgl. den Brief vom 28. Dezember 1841, XVII, 100, $_{6-15}$). In einem zweiten Schreiben (24. Jänner 1842) bekräftigt der Dichter dieses Versprechen: „Die Erzählung ‚die Narrenburg' wird pünktlich am 1ten April auf die Post kommen" (XVII, 103, $_{30-31}$). Doch an dem festgesetzten Tage kann er sein Versprechen wieder nicht erfüllen, worauf-hin Graf Mailáth, wahrscheinlich um sicherer zu gehen, mit dem Dichter vereinbarte, er werde das Manuskript Mitte Mai abholen. Am 27. Mai schreibt Stifter an Heckenast: „Ich harre nun schon bei 14 Tage vergeblich auf Graf Mailáth, der versprach, er werde das Manuscript ‚Die Narrenburg' abhohlen, aber da er immer nicht kömmt, so kehre ich zu unserer ersten Verabredung zurük, und sende selbes durch den Postwagen nebst den Reibersdorferschen Sachen; denn durch noch längeres Warten geht immer mehr der kostbarsten Zeit verloren" (XVII, 107, $_{16-22}$). Gleichzeitig sendet Stifter das Manuskript ab und ist am 21. Juni bereits im Besitze einer Kritik Mailáths.

Bei der Arbeit an der „Narrenburg" war Stifter, wie schon das wiederholte Aufschieben der Absendung des Manuskripts zeigt, in mehrfacher Hinsicht gebunden und gehemmt. Abgesehen von der erwähnten Erkrankung seiner Gattin, die ihn an seinen Arbeiten, mit denen er überladen war, beträchtlich hinderte, hatte der Dichter beständig mit materiellen Sorgen zu kämpfen, die durch die Auslagen für die Krankheit seiner Frau noch gesteigert wurden. Dabei lastete das ständige Drängen des Verlegers auf rechtzeitige Vollendung der Studie stark auf ihm. Am meisten aber war dem Dichter hinderlich, daß er an die ihm zur Verfügung stehende Seiten-

zahl gebunden war. Heckenast scheint ihn wiederholt darauf aufmerksam gemacht zu haben, mit dem Raume zu sparen, da Stifter ihn in seinen Briefen immer wieder versichert, daß die Novelle nicht zu umfangreich sein werde: „. . . sie wird, wenn es Ihnen nicht zu groß ist vier Bogen nicht überschreiten. Ist dieß zu groß, so bitte ich, es mir mit Umgehendem zu melden, obwohl ich aufrichtig sage, daß ich mich in kleinem Raume etwas unbehaglich bewege, daher auch unter allen meinen Sachen die größeren die besten sind" (XVII, 100, 15–20). „Die Erzählung, 'die Narrenburg' wird . . . kein zu großes Volum erhalten" (XVII, 103, 30–32). In Wirklichkeit umfaßt dann die Studie in der Irisausgabe doch etwas über 5 Bogen.

Von der Zeit der Umarbeitung der „Narrenburg" für die einzelnen Auflagen gilt im allgemeinen das im ersten Bande der vorliegenden Ausgabe Gesagte. Doch kommen speziell für unsere Erzählung zwei Briefstellen in Betracht, die eine genauere Datierung der ersten Bearbeitung ermöglichen. Stifter schreibt am 27. November 1843 an seinen Verleger: „Ich bin jezt leider so thöricht gewesen, daß ich an der Narrenburg und an der Mappe des Urgroßvaters zu gleicher Zeit gearbeitet habe, so daß von beiden ein Stük fertig ist. Da aber die Mappe den 3ten Band beginnt, so können Sie ja vielleicht dieselbe schon bald verwenden, und eben so die Narrenburg, die nach dem Hochwald kömmt. Ich werde daher das Paket auch diese Woche an Prandel abgeben. In die Censur können Sie ja die Sache geben, während sie gedrukt wird, da nichts censurwidriges . . . vorkömmt, also das Imprimatur um so mehr gewiß ist, da die Artikel es schon hatten und jezt nur durchgesehen werden" (XVII, 112, 8–20). Das zweite Schreiben, ebenfalls an Heckenast gerichtet, datiert vom 8. Dezember desselben Jahres: „Durch Prandel erhalten Sie einen Theil der Manuscripte der Studien, nur bitte ich, da ich es

vergessen habe, unter den Titel ‚Narrenburg' 1841 und ebenso unter den Titel die ‚Mappe etc.' 1841 sezen zu lassen, weil unter den ersten gedrukten Titeln auch die Jahreszahl steht. Lesen Sie die Manuscripte ich glaube, daß Sie zufrieden sein werden" (XVII, 114, 10–15).

2.

Mit Recht zählt man die „Narrenburg" zu den Erzählungen, in denen sich Stifters Erfindungsgabe am besten bewährt hat. Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit hat der Dichter hier einen Stoff, den er hätte viel weiter ausspinnen können, in eine kleine Skizze zusammengedrängt.

In kunstvoller Weise ist alles auf den Gegensatz angelegt: Zwei wechselnde Schauplätze, ein liebliches Waldtal und eine phantastisch-düstere Burgruine kontrastieren wirksam mit einander. Diesem landschaftlichen Hintergrund entsprechend zwei Handlungen, die anfangs fast getrennt neben einander laufen, um sich am Schlusse der Erzählung zu vereinigen. Auf der einen Seite das heitere, behagliche Leben in der grünen Fichtau mit einer idyllischen Liebesszene, zarte und derbe, gesunde Gestalten aus dem Volke, auf der anderen das traurige Geschick der Burgbewohner, die gegen ein unabwendbares Schicksal ankämpfend untergehen, eine von wilder Leidenschaft erfüllte Ehebruchszene mit leidenschaftlichen, phantastischen Gestalten. Auch sonst kontrastierende Charaktere, wie Heinrich und Robert, Julius und Julianus.

Eine Lokalisierung der „Narrenburg" bietet Schwierigkeiten. Weder auf Grund der Ortsnamen noch des Milieus läßt sich eine wirkliche Gegend, die genau dem Hintergrund der Novelle entspricht, erschließen. Die Namen sind nämlich teilweise erfunden, soweit sie aber der Wirklichkeit entnommen sind, führen sie hauptsächlich in die Gegend des Traunsees,

weisen aber auch in das südliche Böhmen, ja sogar nach Niederösterreich. [1]) Daher muß wohl die Ansicht einiger Forscher, welche die Studie kurzweg in den Böhmerwald verlegen (J. A. Frh. v. Helfert, Mitteilungen der k. k. geogr. Gesellschaft 1869, Nr. 7, u. a.), oder gar, wie eine anonyme Kritik in „Biedermanns Monatsschrift" von „Bildern aus dem Tyroler Gebirgsleben" sprechen, zurückgewiesen werden. Wie Stifter als Maler frei erfundene Phantasiebilder liebt, in denen er die Schönheit des böhmischen Waldgebirges und der Voralpen preist, so scheint er auch als Dichter hier eine Ideallandschaft vorzuführen, gebildet aus Motiven des Böhmerwaldes und der Alpenländer.

---

[1]) Vgl. hierüber die Anmerkungen. Am ehesten kommt noch Oberösterreich, besonders das Land um den Traunsee bis gegen Kremsmünster, in Betracht, wo ja Stifter seine Jünglingsjahre verlebte und wo auch die Feldblumen zum großen Teile spielen. Die Fichtau ist ein herrliches Waldtal westlich vom Traunsee, daselbst auch ein Rotenstein; östlich vom Traunsee, sowie bei Gmunden liegt ein Hochkogel. Im Almtale, das der Dichter schon 1836 mit Begeisterung bereiste und wo ein Verwandter, ein Benediktiner aus Kremsmünster, Pfarrer war (in Viechtwang), erhebt sich auf einem hohen und steilen Felsen die Ruine Scharnstein, auf der oberen Seite von Kalkwänden abgeschlossen. Und diese Burg, einst im Besitze des mächtigsten Geschlechtes in Oberösterreich, der Herren Jörger, die als Opfer der Gegenreformation alles verloren und Österreich verließen, jetzt dem Stifte Kremsmünster gehörig, scheint mit ihrer Umgebung dem Dichter der „Narrenburg" am meisten vorgeschwebt zu haben, wobei er ähnlich wie im Hochwald den Burgnamen in den Geschlechtsnamen umwandelte. Sagen über den Scharnstein haben sich nach einer Mitteilung Professor Dr. Horcickas, dem ich auch sonst bei der Lokalisierung der „Narrenburg" wichtige Einzelheiten verdanke, im Munde des Volkes nicht erhalten. Erwähnenswert ist vielleicht auch folgendes: Der Dichter spricht in der „Narrenburg" von einer „Vormittagsluft" 50, 2, „Sommervormittagsluft" 55, 17, „Mittagsluft" 55, 33, „Nachmittagsluft" 85, 7, „Nachmitternachtlüftchen" 38, 19, „Sommerluft" 117, 25. Auch die Gegend am Traunsee ist verhältnismäßig selten vollkommen ruhig. Bei normalem Wetter herrscht regelmäßig Vormittags der

3.

Vom stofflichen Gesichtspunkte aus betrachtet fließen in der „Narrenburg" zunächst wie in den anderen Studien zwei Elemente zusammen: Literarische Anregungen vereinigen sich mit dem subjektiven Erlebnis und der Erfahrung. Dazu kommt das Hereinspielen einer zeitgenössischen Persönlichkeit und ihres Geschickes. Es läge die Vermutung nahe, Stifter habe seiner Erzählung vielleicht die Chronik einer wirklich vorhandenen Burg oder Sagen, die sich an eine solche knüpfen, zugrunde gelegt. Aber abgesehen davon, daß eine derartige Burg nicht aufzufinden ist, hat Stifter selbst in zwei Briefen an seinen Verleger betont, er habe vor dem „Witiko" eigentlich einen gegebenen Stoff nie bearbeitet, sondern diesen immer mehr oder minder aus sich selbst geboren (Aprent II, 319, 337 f.).

Die Behauptung, die „Narrenburg" sei ein phantastisches Capriccio, das an Jean Paul, Tieck und Hoffmann erinnere und aus der Stifterschen Darstellungsweise herausfalle (R. Gottschall, Porträts und Studien I. B.: Lit. Charakterköpfe I.), ist insofern richtig, als der Dichter hie und da äußere Motive und Gedanken von den Genannten entlehnt und auch in der Sprache mehrfach Anklänge zeigt. Zum großen Teile aber sind die Parallelen auf die geistige Verwandtschaft zurückzuführen. Und wenn Stifter Motive direkt übernimmt, so sind diese bei ihm durchaus verinnerlicht, so daß seiner Erzählung die Originalität nicht abgesprochen werden kann. Nur mit einem gewissen Vorbehalte kann man also von einer literarischen Grundlage der „Narrenburg" sprechen.

Ober- oder Südwind, welcher um den Mittag in Nord- oder Unterwind umschlägt; dieser hält dann bis gegen Abend an und wird schließlich wieder durch den Südwind verdrängt (vgl. Österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild, Oberösterreich S. 37).

In dieser Beziehung kommen vor allem zwei Novellen der Romantiker in Betracht, nämlich Tiecks „Klausenburg" und Hoffmanns „Majorat", deren Einwirkung auf Stifter mit großer Sicherheit angenommen werden kann.

Tiecks Erzählung war zuerst im Taschenbuche „Helena" auf das Jahr 1837 (Bunzlau), sodann als 9. Band der gesammelten Novellen (nach Hinrichs Katalog 1839 II, 239) in der zweiten Hälfte des Jahres 1839 erschienen. Welche von beiden Ausgaben Stifter gelesen hat, läßt sich nicht entscheiden und kommt auch nicht in Betracht, da die Varianten nicht sehr bedeutend sind und die beiden Fassungen in den Berührungspunkten mit der „Narrenburg" vollkommen übereinstimmen.

Im Hintergrund eine geheimnisvolle, zerfallene, sagenumwobene Burg, nach der wie bei Stifter die Novelle benannt ist, im Mittelpunkt eine Erzählung, welche die unglückseligen Schicksale der Bewohner behandelt, deren Geschlecht, von einem Fluche belastet, untergeht. Nur ein einziger Sprosse aus einer Seitenlinie ist noch vorhanden, der am Schlusse der Novelle dadurch, daß ein verschwundenes Dokument zu Tage kommt, in den Besitz großer Reichtümer gelangt. Er vermählt sich mit einem armen bürgerlichen Mädchen und läßt die alte unheimliche Klausenburg neu erstehen — wie in der 'Narrenburg' „ein dämmerndes, düsteres Bild in einen heitern freundlichen Rahmen gestellt" (Narrenburg 48, 4, 5). Ein Motiv der Tieckschen Novelle, das sich in veränderter Form in der „Narrenburg" wiederfindet, ist hier vertieft: Die Erzählung der Schicksale des gräflichen Geschlechtes (durch den Fichtauer Wirt und seine Gäste) dient dazu, in dem unbewußten Sprößling der Scharnast die Erinnerung an unklare Familientraditionen wachzurufen, wodurch der Anstoß zur ganzen Handlung gegeben wird. Dazu kommen unbedeutendere Parallelen in einzelnen Situationen, die wegen ihrer stilistischen

Anklänge in den Anmerkungen verzeichnet sind. Nur eine möge hier folgen, da sie ziemlich stark an die „Narrenburg" erinnert: „Geht man einen einsamen Fußsteig hinan, durch den Fichtenwald und klettert dann durch die berglose Klippe hinauf, so steht man vor einem alten, festverschlossenen Tore. Außen am Tore ist von Eisen eine Stange mit einem Griffe . . . . . Er zog gedankenlos an dem Eisendrahte . . . . Ein sonderbarer Ton erklang gellend im Innern, das Getön hallte noch in die Ferne hinein, aus dieser erwachte eine zweite Glocke und nach dieser noch entfernter eine dritte" (L. Tiecks gesammelte Novellen IX, 82, 169). Ähnlich erzählt Stifter in der „Narrenburg", wie die beiden Freunde den steilen Weg zur Burgruine emporsteigen. Durch eine Allee uralter Fichten gelangen sie zu dem von unten bis oben vermauerten Tore: „Robert . . . . drückte gegen einen hervorragenden eisernen Knopf, und eine grelle Glockenstimme ertönte im Innern in wackelnden, unaufhörlichen Tönen. Und immer noch ein Schlag folgte, und noch einer dröhnend auf das widerwärtige Metall — endlich aber war es stille — allein auch diese Stille dauerte nur fort, durch kein Lebenszeichen von innen unterbrochen, nur von außen durch das tausendstimmige Grillenzirpen des Berges" (vgl. Narrenburg, Erste Fassung 50, 11—18).

Mehrfache Übereinstimmungen in einzelnen Motiven und Situationen weisen auf eine Beeinflussung der „Narrenburg" durch Hoffmanns „Majorat" hin (erschienen im 2. Teil der „Nachtstücke", Berlin 1817). Eine halbzerfallene Burg bildet den Schauplatz, auf dem sich die Geschichte eines unseligen Geschlechtes in beiden Novellen abspielt. Ein Ahnherr trifft am Abend seines Lebens Erbschaftsbestimmungen, die seine Nachkommen vor dem unglücklichen Geschick ihrer Vorfahren bewahren sollen. Aber sie erreichen ihr Ziel nicht, sondern führen im Gegenteil nur Unheil und Verderben herbei. Das Motiv der sträflichen Neigung eines Mannes zur Frau

eines andern findet sich im Majorat zweimal. Das einemal bildet eine Gesellschafterin die Vermittlerin (vgl. Berta in der „Narrenburg"); die Szene, wo sich die Liebenden in einem Moment der Sebstvergessenheit in die Arme fallen, erinnert ganz an die Abschiedszene zwischen Chelion und Sixius II. in der „Narrenburg". Das zweitemal handelt es sich, wie in der „Narrenburg", um ein Brüderpaar, von dem der jüngere nach dem Besitze der Gattin des älteren strebt. Der Kastellan ist sein Vertrauter und Helfershelfer. Das Thema der feindlichen Brüder, die sich um des Erbes willen entzweien, die ganze leidenschaftliche Szene, wo sich die beiden nach dem Tode des Vaters zum erstenmale treffen und der Majoratsherr die Wünsche des jüngeren Bruders hinsichtlich der Erbes zurückweist, findet im „Majorat" Entsprechung. In beiden Erzählungen verheiratet sich einer der Brüder unter dem Namen eines Bürgerlichen und sein Nachkomme gelangt unverhofft in den Besitz der Burg mit ihren großen Reichtümern. Eine Trauungsurkunde bezeugt die Abstammung. Die Vorliebe eines Vorfahren für Astronomie und damit in Verbindung für einen Wartturm mit Fernrohren, Teleskopen, Quadranten und anderen astronomischen Apparaten haben beide Novellen gemein. Desgleichen findet sich beiderseits die Gestalt des wahnwitzigen Kastellans; auch sonst parallele Situationen von geringerer Bedeutung. Doch muß darauf hingewiesen werden, daß die beiden Erzählungen sonst und vor allem in der Grundstimmung völlig voneinander abweichen und daß Stifter besonders alles Gespensterhafte und Schauerlich-blutige im Gegensatze zu Hoffmann fernhält. [1])

Natürlich finden sich auch abgesehen von diesen beiden

[1]) Die Dramatisierung der Erzählung Hoffmanns durch W. Vogel („Der Erbvertrag", Wien 1828), nach Goedecke (III[1], 809) am 22. Oktober 1825 im Wiener Burgtheater aufgeführt, kommt nicht in Betracht.

Novellen in den Werken der Romantiker vielfach verstreute Parallelen und Anklänge. Da sie aber bereits ausführlich besprochen wurden (Kosch, Stifter und die Romantik), so möge der Hinweis in unseren Anmerkungen genügen, wo dann auch etwaige Ergänzungen Platz finden sollen.

4.

Wie den Studien überhaupt, so mangelt auch der „Narrenburg" nicht eine persönliche Grundlage. Vor allem hat Stifter darin Erinnerungen an die eigene Vergangenheit niedergelegt und wenn er an seinen Bruder Anton über die beiden ersten Bände der Studien schreibt: „ . . . denke, daß es mein ganzes Herz ist, und alle meine Gesinnungen, was in dem Buche niedergelegt ist" (XVII, 123, 25–27), so gilt dies sicher in hohem Maße von der „Narrenburg".

Insbesondere weist Heinrich, der Held der Novelle, in seinen Eigenheiten und Strebungen viel Gemeinsames mit des Dichters eigener Persönlichkeit auf. Sehen wir, wie Stifter in den vorausgehenden Studien verschiedene Richtungen seiner vielseitigen Tätigkeit verkörpert hat, tritt er uns im „Condor" und in den „Feldblumen" in seiner Eigenschaft als Maler entgegen, im „Haidedorf" als Dichter, so erkennt man im Helden der „Narrenburg" Stifter im Dienste der Wissenschaft als Naturforscher, Maler und Kunstliebhaber. Schon im Knaben Stifter wurde der Sammelgeist rege und der junge Adalbert machte gerne Entdeckungsreisen in die Umgebung Oberplans, um auffallende Schmetterlinge, Pflanzen und Mineralien zusammenzutragen. Und diesen Sammeleifer hat er zeitlebens bewahrt. Noch dem reifen Manne bereitete es ein großes Vergnügen, Steine sammelnd und Pflanzen untersuchend, Wald und Flur zu durchstreifen. Die gleiche Vorliebe für die Naturgeschichte sehen wir an Heinrich, der uns als

Naturforscher und Sammler vorgeführt wird (vgl. 8, 31 bis 9, 11). Eine ähnliche Empfänglichkeit zeigt der Dichter und sein Abbild für die Kunst. Stifter ist als Landschaftszeichner hinlänglich bekannt. Auch Heinrich durchwandert die herrliche Fichtau und zeichnet Wälder und Blöcke (vgl. 9, 5. 6). Der höchste Wunsch des jungen Naturforschers, „dessen Herz mit schwärmerischer Liebe an der Kunst hing" (erste Fassung zu 69, 21), ist es, als freier Herr das Schloß mit all seinen Schätzen und Mälern vor dem Untergange zu retten, wie auch Stifter für die Kunst und alte Bauwerke eine große Vorliebe zeigt, die er später betätigt. Nimmt Stifter längere Zeit nach Vollendung seiner Universitätsstudien keine Stellung an, um frei und unbehindert von den drückenden Fesseln eines Amtes, sich selbst und der Wissenschaft leben zu können, so leidet auch Heinrich an einer gewissen inneren Berufslosigkeit. Beiden mangelt der Sinn fürs Praktische, dabei ist ihnen ein Hang zur Träumerei, zur Empfindsamkeit eigentümlich (vgl. 32, 13. 14). „Narr" ist ein stehender Ausdruck in der Erzählung, besonders in der ersten Fassung; und wenn vor allem Heinrich vielfach als Narr bezeichnet wird und sich schließlich als Abkömmling der Scharnasts erweist, die im Rufe besonderer Narrheit stehen, so ist zu bemerken, daß Stifter in der Zeit, die der Abfassung der „Narrenburg" vorangeht, fast in jedem Briefe von seiner Narrheit spricht. Auch der Vorwurf der Schreibfaulheit mag den Dichter gleich Heinrich (94, 18) manchmal getroffen haben, da er selbst öfters gesteht, daß er sehr ungern Briefe schreibe. Schließlich legt Stifter die eigenen damaligen Ansichten über die Liebe Heinrich in den Mund (35, 7–19, vgl. dazu XVII, 18, 27–31, 86, 2–7), wie auch sein Abscheu vor der „großen lasterhaften Stadt" in dessen Worten zum Ausdruck kommt (28, 33 bis 29, 1, 31, 29 ff.).

In seinen äußeren Schicksalen ähnelt der Held der Novelle

gleichfalls vielfach ihrem Verfasser. Beide haben ihre Väter frühzeitig verloren, im Leben beider spielt der Zufall eine große Rolle. Nur dem zufälligen Rate eines befreundeten Lehrers hatte es Stifter zu verdanken, daß er eine höhere Schulbildung genoß, die seinem Leben die entscheidende Richtung gab. Einer zufälligen Einladung seines Freundes Robert, der zufälligen Entdeckung der Burgtrümmer verdankt Heinrich sein Lebensglück. „Um Blumen und Steine zu sammeln" geht er in die Fichtau und findet das tote Geschlecht seiner Väter (87, 25—27).

Ganz des Dichters eigenem Leben entnommen ist der zarte Hauch, der über dem Liebesverhältnisse Heinrichs zur Wirtstochter der grünen Fichtau schwebt. Die Erlebnisse in Friedberg, die reinen und innigen Herzensbeziehungen zu seiner Fanny bilden den Hintergrund dieses Liebesromanes. Fast ein Jahrzehnt war seit der Zeit verflossen, da der Dichter den glücklichen Traum der Jugendliebe geträumt hatte. Die tiefe Herzenswunde, welche der Bruch des Verhältnisses dem unglücklichen Dichter geschlagen, hatte die Zeit einigermaßen vernarbt, obgleich das Ehebündnis mit der ihm durchaus nicht ebenbürtigen, gemütlosen Amalia Mohaupt den Schmerz über den erlittenen Verlust eine Zeitlang noch gesteigert hatte. Die Erinnerung aber an die schönen Tage der Jugendliebe war nicht erloschen und in der „Narrenburg" frischt sie der Dichter wieder auf. Das Verhältnis Heinrichs zur Wirtstochter, auf die Stifter den ganzen Zauber von Fannys anmutigem und jungfräulichem Wesen übertragen hat, ist ganz das des Dichters zu seiner Jugendgeliebten. Anna[1]) und Fanny reiche, schöne Mädchen, von vielen ihrer Bekannten um das sorgenlose, behagliche Dasein beneidet, Heinrich und Stifter fast mittellos, ohne Amt und Stand und auch vorläufig ohne bestimmte Aussicht, eine gesicherte Lebensstellung zu erwerben. Und nun hat der Dichter den ganzen Schimmer und Glanz

[1]) Sie hat ihren Namen mit Fannys Schwester gemein.

seiner Jugendliebe über die Dichtung ausgebreitet. In der Nachtszene im Garten herrscht bis zu wörtlichen Parallelen dieselbe freudetrunkene, überschwengliche Ausdrucksweise, die den erhaltenen Briefen Stifters an Fanny, die er ebenfalls mit dem vertraulichen Duworte anredete, eigen ist. Heinrich teilt Anna seinen Entschluß mit, hinauszugehen und sich mit Hilfe von Freunden Amt und Stand zu erwerben, um sie dann vom Vater zur Frau zu erbitten (36, 15—19). Ähnlich schreibt Stifter an Fanny, er wolle arbeiten, was ein Mensch arbeiten kann, er weist auf sein Talent und auf die freundschaftliche Förderung hin, die er nach seinen Verbindungen wohl zu erwarten berechtigt sei (XVII, 12, 33 ff. 13, 30 ff.).

Wenn wir aber so sehen, daß sich des Dichters Persönlichkeit und Jugendliebe in Heinrichs Charakter und Schicksalen widerspiegeln, so ist das Ziel, das dieser erreicht, dem Stifters gerade entgegengesetzt. Stifters Leben ist seit der Vollendung der Gymnasialstudien ein stetes Ringen und Kämpfen nach der Verwirklichung seiner Ideale, die er niemals erreicht, während Heinrichs Wünsche und Bestrebungen alle in Erfüllung gehen. Und das ist eben für Stifter charakteristisch, daß er weniger sein von Leid und Entbehrung erfülltes Leben in den Werken darstellt, als vielmehr seine Träume und Hoffnungen. Gingen diese in Wirklichkeit nicht in Erfüllung, so suchte er das, was ihm im Leben versagt blieb, in der Dichtung möglichst ideal darzustellen. Von Jugend auf waren die Verhältnisse, in denen sich der Dichter befand, trostlos und so war denn seit jeher sein Wunsch, unbehindert von materiellen Sorgen sich ausleben zu dürfen und in seinen Handlungen dem Triebe des eigenen Herzens folgen zu können (vgl. XVII, 23, 9—12). Wurde diese Sehnsucht in Wirklichkeit nicht gestillt, so sehen wir, wie dem Helden der „Narrenburg" ein sorgenfreies, rosiges Leben entgegenwinkt. Sein Urgroßvater erweist sich als Eidam des Julius v. Scharnast und Heinrich wird so

plötzlich zum Grafen und Besitzer gewaltiger Reichtümer. Auch von Stifters Urgroßvater, dem Doktor Augustinus erhielten sich unklare Familiensagen, die im Dichter leicht den Wunsch erregt haben mochten, durch seinen Ahnen sich eines schönen Tages als Sprosse eines vornehmen Geschlechtes zu entpuppen. Diesem Wunsche nun gibt er hier poetische Wirklichkeit. In Wien, wo sich Stifter als Hauslehrer in adeligen Kreisen bewegte, hatte er vielfach die sozialen Gegensätze, insbesondere den Frauen gegenüber, bitter empfunden. In der „Narrenburg" zeigt er, wie diese Gegensätze sich ausgleichen und Adel und Bürgertum ineinander fließen. Auch der Ausgang des Liebesverhältnisses ist im Leben und in der Dichtung entgegengesetzt. Ohne sich in die drückenden Fesseln eines Amtes einzuzwängen, erwirbt Heinrich seine Geliebte, während Stifter, der so himmelhohe Ideale von der Frauenliebe gehegt hatte (vgl. XVII, 31, $_{21}$—32, $_{3}$) und sich so sehr nach einem geliebten Weibe sehnte (XVII, 53, $_{10-22}$), die ihm gleichgesinnte, vollendete Fanny verliert, weil er es nicht über sich bringen kann, in Amt und Stand zu gehen. Daß Stifter die dichterische Lösung aus der Betrachtung seiner eigenen Lage geholt hat, ist schon daraus ersichtlich, daß er die Verbindung Heinrichs und Annas in dieselbe Zeit verlegt, da er selbst Amalia heimführte. Die Sehnsucht, Kinder sein Eigen nennen zu können (XVII, 88, $_{17-20}$ 28. August 1841!), läßt er an Heinrich ebenfalls in Erfüllung gehen, während ihm der Kindersegen versagt blieb.

Auch die Selbstbiographie Jodoks, die wir aus den Pergamentrollen des Rotensteines kennen lernen, enthält Parallelen zu Charakter und Erlebnissen des Dichters. Besonders eine Seite seines Wesens, die in der Wiener Zeit stark hervortritt, hat Stifter in der Gestalt Jodoks verkörpert. Es ist die ungestillte, dunkle, Faustische Weltsehnsucht, die den Dichter nirgends volle Befriedigung finden läßt. Das nach

dem Weiten und Unendlichen gerichtete Streben, das Jodok erfüllt (101, $_{1-11}$), findet eine Parallele bei Stifter, der von seinem universumsgroßen Herzen spricht (XVII, 69, $_{3-9}$) und auch sonst in den Briefen wiederholt seinen leidenschaftlich überströmenden Ideen und der Sehnsucht nach Reisen Ausdruck gibt, wie denn Jodok auch Stifters eigene Gedanken über die Vergänglichkeit alles Irdischen ausspricht (Narrenburg 98, $_{22\ 23}$; XVII, 144, $_{21-24}$). Am 1. Oktober 1829 schreibt Stifter an Fanny: „. . . . ein Fremdling wird kommen und mit kalter Hand dein Herz dahinführen . . . . Er wird dich nicht kennen, dich nicht nach Verdienst würdigen können" (XVII, 12, $_{22-26}$). Sie mag dem Dichter vorgeschwebt haben, als er die Leidensgeschichte Chelions schrieb. Im Jahre 1839 starb nun Stifters Jugendgeliebte infolge unglücklicher Entbindung, wodurch ihr Gatte völlig gebrochen wurde, so daß er in düstere Sinnesumnachtung verfiel. Ruprechts Weib Berta teilt in der ersten Fassung der Erzählung dieses Schicksal Fannys und Jodok wird aus Gram über das Dahinscheiden Chelions fast wahnsinnig.

Auch sonst finden wir in der „Narrenburg" Personen aus dem Milieu des Dichters wieder. So scheint Stifter in der Mutter Heinrichs seine eigene innig geliebte Mutter vorgeschwebt zu haben, die, wie er selbst gesteht, den Sonnenschein ihres Herzens über manchen Teil seiner Schriften geworfen hatte (XVIII, 112, $_{11-13}$). Ebenso vergaß Stifter seiner Großmutter nicht, die mit einem wahren Schatz von Märchen und Sagen begabt war und deren Gestalt in Annas Amme Apollonia wiederkehrt. Auch für den Boten-Simon mag dem Dichter ein Modell nicht gefehlt haben. In der Jugend war er mit einem Knechte gleichen Namens wegen dessen reicher Kenntnis von Heiligenlegenden eng befreundet.

Schließlich sei noch auf einige Einzelheiten hingewiesen, für die sich gleichfalls der Anschluß an Stifters Leben finden

läßt. So trägt das Wirtshaus in der Fichtau dieselbe Nummer 21, die das Geburtshaus Stifters bis auf den heutigen Tag hat. Wenn der Dichter so eingehend und mit sichtlichem Wohlbehagen den herrlichen Abend vor der „grünen Fichtau" schildert, so ist darauf hinzuweisen, daß ihm solche Abende von seiner Jugend her in Erinnerung waren, wie er sie in der Erzählung „Granit" schildert (V, 20, $_{15-22}$). Endlich hat Stifter der ihm eigenen Vorliebe für Hunde wie in vielen andern Erzählungen, so auch hier Ausdruck gegeben. Sowohl in der „grünen Fichtau", wie auch auf dem „Rotenstein" sehen wir die Gestalt eines treuen Hundes und besonders der gutmütige Wirtshund ist in ansprechenden Zügen gezeichnet. In der nächtlichen Gartenszene bietet es ein reizendes Bild, wie dieser in eifersüchtiger Regung sein ungeschlachtes Haupt zwischen die Liebenden drängt, welcher Moment auch in dem später der Erzählung beigefügten Titelbilde festgehalten ist. [1])

Bei der Geschichte Jodoks mag dem Dichter eine Persönlichkeit vorgeschwebt haben, die damals in ganz Europa große Sensation erregte, Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Gleich Jodok vereinigte sein Charakter die größten Gegensätze in sich: Auf der einen Seite ein abenteuerlicher, raffinierter Weltmann, dabei beseelt von einem nach dem Unend-

---

[1]) Charakteristisch dafür, wie Stifter bis ins hohe Alter in und mit seiner Dichtung lebte, ist vielleicht ein Bericht Aprents, der erzählt, Stifter habe sich einige Tage vor seinem Tode das Manuskript des unvollendeten 2. Bandes der Mappe, seines Lebenswerkes, das ja ursprünglich einen Teil der „Narrenburg" hätte bilden sollen, reichen lassen, habe darin geblättert und es mit den Worten aus der Hand gelegt: „Hieher wird man schreiben: Hier ist der Dichter gestorben." Diese Worte erinnern ganz an die Postskripte der Scharnastschen Lebensbeschreibungen (vgl. Narrenburg 115, $_{30}$ ff.) und an die Worte Heinrichs, dem Stifter so viel persönliche Züge verliehen hatte und der nach der Lektüre einer solchen Biographie an sein eigenes Lebensende denkt und sich fragt, welches wohl das letzte Wort in seiner Schrift sein würde (Narrenburg 116, $_{7}$ ff.).

lichen gerichteten Streben, gepaart mit Byronischer Menschenverachtung, war er auf der anderen eine edelgesinnte, gutmütige Natur, der tiefsten Empfindung fähig. Wenn wir sehen, wie Jodok für seine Chelion einen wahren Zaubergarten auf dem Rotenstein erstehen läßt, so war Pückler einer der berühmtesten Gartenkünstler seiner Zeit, der seine Besitzungen zu einem Paradies gestaltete, so daß der Muskauer Park einen Weltruf genoß. Wie der unersättliche Jodok fast alle Länder durchreist, so trieb auch den Fürsten seine Weltsehnsucht immer wieder in die Ferne. Auf einer großen Reise durch den Orient, auf der er sich auch in Frankreich und Paris aufhielt (vgl. Narrenburg 100, $_{13}$), erwarb er Anfang 1837 auf dem Sklavenmarkte zu Gondar eine 10—13jährige Abyssinierin namens Machbubah, die auf sein Leben einen großen Einfluß gewann und sicher das Vorbild zu Stifters Chelion gewesen ist. [1]) Wie Chelion, war auch ihr eine wunderbare Schönheit eigen: „Sie war keine Negerin, sondern von rotbrauner Farbe; wenn die Sonne sie beschien, so verlieh ihr dieselbe einen märchenhaften Glanz; ihr Teint glich dann einem über Goldplatten ausgebreiteten dunklen Seidenflor und ihre Haut war weicher wie Atlas und Sammet oder, wie Pückler sie schilderte, weicher wie der 'Pflaum' eines Kolibris. Ihre Gestalt konnte an Ebenmaß von keiner griechischen Statue übertroffen werden, ihre Zähne glichen zwei Perlen-

[1]) Aus leicht erkennbaren Gründen hat es der Dichter natürlich vermieden, die Gestalt und das Schicksal Machbubahs unverändert in seine Erzählung aufzunehmen, weshalb er vor allem den Namen und ihre Abstammung ändert. Daß er aus der Abyssinierin eine Indierin macht, ist vielleicht damit zu erklären, daß Indien, das übrigens auch schon in die „Feldblumen" hineinspielt, gerade in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts durch zahlreiche Forschungsreisen und daraus hervorgehende Abhandlungen in den Gesichtskreis der europäischen Kultur trat. Zahlreiche Aufsätze über Indien erschienen in der „Allgemeinen Zeitung", deren eifriger Leser Stifter war.

reihen, ihre schwarzen Haare kontrastierten malerisch mit den roten Rosen, mit welchen sie sich zu schmücken liebte. Pückler beschrieb sie von lieblichstem Ausdruck voll himmlischer Güte und irdischem Feuer im funkelnden Auge, Grazie in jeder Bewegung und von hoher noch nie gestörter Natürlichkeit." (L. Assing, Fürst Hermann von Pückler-Muskau S. 111, vgl. Narrenburg 74, 3—11. 100, 29 ff.) Dabei besaß sie ein edles, rührendes, kindlich reines Gemüt, das Pückler unendlich anzog. Wie Chelion einen wohltuenden Gegensatz zu Jodok bildet, so stach auch hier die Ursprünglichkeit und Naivität des Naturkindes von Pücklers moderner, europäischer Bildung ab. „Alles was edel und fromm ist, herrschte in einfacher Größe so mild und bezaubernd in diesem echten Naturkinde vor, daß jeder Tag meine reinste Liebe und oft meine höchste Bewunderung für sie vermehren mußte", rühmt Pückler selbst von ihr (an Melanie v. Metternich 20. November 1840 vgl. L. Assing-Grimelli, Briefwechsel des Fürsten Hermann v. Pückler-Muskau VIII, 94). In ihm erblickte sie ihre Gottheit, die sie in zärtlicher Hingebung verehrte und fast anbetete. Der Fürst schreibt an seine geschiedene Gattin Lucie: „Der Herr ist für diese werdende Seele des Kindes, wie für gläubige Christen der liebe Gott selbst, alles in allem und sein Wille heiliges Gesetz" (vgl. Narrenburg 113, 22). Er gab ihr, nachdem er ihre herrliche Natur erkannt hatte, volle Freiheit und schloß sich immer fester an Machbubah an, so daß er sich schließlich ein Leben ohne sie gar nicht vorstellen konnte und sie wie seine Gattin hielt (vgl. Narrenburg 103, 11). Wie Jodok entbrennt er als bereits gereifter Mann in nie gefühlter inniger und glühender Liebe zu dem braunen Mädchen, er, von dem seine Biographin und Verehrerin Assing sagt, er habe als wahrer Don Juan allen Frauen Liebe geschworen, dem Wahlspruch getreu, daß Jupiter des Meineids der Verliebten lache und hätte mehr Liebesverhältnisse gehabt, als Don Juan und

Jupiter zusammen genommen. Pückler und Jodok befriedigt und verjüngt das glühende Gefühl eines Naturkindes. Was der Fürst an Machbubah besessen, zeigt ein Brief H. Laubes nach ihrem Tode: „Ja solch ein Wesen ist allerdings laut fließender Tränen wert! Es ist in unseren verschnürten Menschenkreisen unter Millionen nicht aufzufinden und bei einfachen Völkern doch auch unter Millionen nicht wiederzufinden, weil es eben doch eine geniale Natur ist. Ich versuche da keinen Trost für Sie, da gibt es keinen. Glück und geniales Herz lassen sich nur finden und verlieren, nicht suchen und ersetzen. Das Eine und wahrlich wunderbar Große behalten Sie aber doch vor uns allen voraus, solch einen Schatz besessen und solchen Eindruck einer reinen und doch begabten Menschenseele doch genossen zu haben, — wornach sich begabte Geister von Anbeginn der Bildung vergeblich gesehnt haben. Rousseau erfand sich solch Wesen, wie wir wissen, karikiert genug. Sie haben's Jahre lang gehabt, weinen jetzt um den Tod, haben aber das wirkliche Leben desselben, so weit es bedeutet und eigen ist, sich und mittelbar für uns behalten und werden dies noch oft neben der Schönheit solchen Schmerzes — noch oft! — segnen." (Pücklers Briefw. VI, 51.) Hebt Jodok an Chelion die Eigenschaft hervor, daß sie kein Fleisch genossen habe, so schreibt Pückler in einem Aufsatze der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage 218. 6. August 1839): „Fürs erste finde ich mit Bewunderung, daß sie die ätherische Eigenschaft besitzt, nie Fleisch zu essen. Eine Orange, etwas Milch, Reis und Brot früh und abends ist das einzige, was sie zu sich nimmt" (vgl. Narrenburg 104, 1 ff). Erwähnenswert ist vielleicht ein ergreifendes Abenteuer Pücklers mit Machbubah, da es einigermaßen an die Ehebruchsszene der „Narrenburg" erinnert. Es handelt sich um ein etwas zu weit getriebenes galantes Intermezzo Machbubahs während der Abwesenheit des Fürsten (im J. 1839,

vgl. Pücklers Tagebuch in der Briefsammlung IX. 86). Als dieser ihr deshalb einen scharfen Verweis gab, versuchte Machbubah einen Selbstmord und wurde nur durch einen Zufall gerettet. Die Worte der Reue und Verzweiflung, die sie nun, zur Besinnung gekommen, mit tränenerstickter Stimme und unter herzzerreißendem Jammer an Pückler richtet, wie sie sich schuldig bekennt und ihn bittet, wenn er ja kein Erbarmen haben wolle, so möge er ihr ein schmerzloses Gift geben und dann wieder um ihr junges Leben jammert, aber an seiner Verzeihung völlig zweifelt, wie Pückler sie zu beruhigen und zu überzeugen sucht, er werde jede Erinnerung an das Geschehene aus dem Gedächtnisse tilgen — alles das erinnert mehrfach an die „Narrenburg". Ganz leicht kann der Fürst diese Szene, die er selbst als eine der verhängnisvollsten und erschütterndsten bezeichnet, die er erlebt, seinen Freunden erzählt und Stifter davon gehört haben (vgl. unten S. XXIX). — Wie Jodok nahm auch Pückler das weiche Blumenblatt mit sich fort unter einen fremden Himmel, unter eine fremde Sonne, wo Machbubah auf seinem Gute in Muskau sehr bald sanft verschied (27. Oktober 1840). Zwar war nach dem Gutachten der Ärzte die Krankheit, an der sie starb, eine angeborene, aber die allgemein verbreitete Ansicht war dieselbe, die auch A. Jäger in seiner Biographie Pücklers vertritt (Das Leben des Fürsten von Pückler-Muskau, Stuttgart 1843), daß nämlich Machbubah wie Chelion in unserer Erzählung gleich einer exotischen Pflanze, die auf andern Boden, in ein anderes Klima versetzt worden, hauptsächlich der ungewohnten Veränderung erlag (vgl. Narrenburg 104, $_{11}$ ff., erste Fassung zu 74, $_{10}$ f.). Wie Jodok der Verlust Chelions fast wahnsinnig macht und ihm alle Lebensfreude raubt, so war auch Pückler der Verzweiflung nahe. Nichts in seinem Leben hatte ihn so geschmerzt, wie der Tod des armen Kindes. Lange blieb er einem herzzerreißenden Jammer zur

Beute. Selbst in der Nacht suchte er das Grab auf und ließ dort seinen Tränen freien Lauf. Die Größe seines Schmerzes äußert sich so recht in den Briefen an seine Freunde, so an den Arzt Machbubahs Dr. Freund: „Ach mein lieber Freund, dieser Verlust geht viel tiefer bei mir, als Sie alle zu glauben vermögen. Er ist für immer auf dieser Erde unersetzlich für mich. Mir bleibt nur der bittere Schmerz und eine Sehnsucht, welche die Zeit vielleicht schwächen, aber nie mehr befriedigen kann; denn ein bedeutendes Seelenleben habe ich mit diesem echten Kinde der Natur verlebt und frommer bin ich an ihr geworden als durch alle Bücher und menschlichen Worte. Werde ich sie einst wiedersehen? Nur darauf gibt das stille Grab Antwort, mein Schluchzen verhallt in seinem steinernen Gewölbe! Wenn es möglich ist, bewahren Sie mir ihr Herz, um es für meinen Kultus an einer lieben, einsamen Stelle aufzubewahren. Auch kann ich ihren Körper nicht auf dem Friedhofe lassen" (L. Assing 188, vgl. Narrenburg 114, 11 ff.).

Daß eine so glänzende Persönlichkeit wie Pückler Stifter nicht unbekannt geblieben ist, daran kann man wohl nicht zweifeln. Besaß doch der Fürst eine europäische Berühmtheit, und nicht die gefeiertsten Namen des Jahrhunderts haben sich einer Popularität rühmen können, welche der Pücklers in den vierziger Jahren gleichgekommen wäre (K. Hillebrand: Zeiten, Völker und Menschen, II. B. Berlin, 1875). Wie ein Zauber wirkte sein Name auf die Zeitgenossen und die ganze große Welt aller Nationen hörte gleich mit Spannung zu, wenn von ihm die Rede war. Er war mit allen bedeutenden Männern seiner Zeit verbunden. Seine erste schriftstellerische Arbeit, die „Briefe eines Verstorbenen", in allen deutschen Journalen mit Enthusiasmus begrüßt, fanden sogar den Beifall Goethes und auch sonst wurden seine zahlreichen Reisebeschreibungen, die er in der „Allgemeinen Zeitung" und in Buchform veröffentlichte, von den hervorragendsten Zeitgenossen teils aufs

beifälligste aufgenommen (Varnhagen, Laube, Heine), zum Teil angegriffen (Immermann, Börne, Herwegh, A. v. Sternberg). Auch hatte bereits Immermann im „Münchhausen" die Gestalt des Fürsten literarisch verwertet, der er die Grundfarben für seinen Helden entlehnt. In den öffentlichen Blättern, so auch besonders in der „Allg. Ztg." erschienen wiederholt Nachrichten über Pückler, in denen auch Machbubah erwähnt und ihre antike Schönheit sowie andere Eigenschaften rühmend hervorgehoben wurden. Außerdem sind viele Briefe des Fürsten an seine Verwandten und Bekannten veröffentlicht worden. Das Entscheidende ist aber wohl, daß Pückler nach Beendigung der Reise, auf der er Machbubah erwarb, mit dieser noch vor der Entstehung der „Narrenburg" über ein halbes Jahr (5. Jänner bis Ende Juli 1840) in Wien weilte, nachdem er vorher drei Monate in Pest zugebracht hatte. Schon hier hatte er ein großes Aufsehen erregt und mit seiner Abyssinierin die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt. Durch Zeitungsnachrichten über den Fürsten und Machbubah war die Neugierde der Wiener aufs äußerste gespannt worden. In der „Allg. Ztg." erschienen beständig Meldungen, welche die baldige Ankunft Pücklers in Aussicht stellten, aber immer wieder widerrufen wurden, bis endlich der gefeierte Reisende und Schriftsteller nach kurzem Aufenthalt in Preßburg, Anfang 1840 mit seinem Gefolge in der österreichischen Residenzstadt eintraf. Die Aufnahme bei hoch und niedrig überstieg alle seine Erwartung. Allgemein wurde er gefeiert und geehrt und bildete mit seiner Abyssinierin, die er in ein Wiener Mädchenpensionat brachte, das Tagesgespräch. Er selbst schreibt an eine Freundin: „In Wien verblieb ich mit ihr (Machbubah) über ein Jahr(!) und sie ward durch ihre Anmut und merkwürdigen Takt in allen Dingen une espèce de lionne in den höchsten Damenkreisen und wenn sie im männlichen Mammeluckenprachtkostüm auf meinen arabischen Pferden wie der kühnste ungarische Husarenoffizier die

Vollblutpferde tummelte, hatte sie oft einen ganzen Generalstab um sich versammelt." Durch dieses Aufsehen, das er erregte, fühlte sich Pückler in seiner Eitelkeit geschmeichelt und es wirkt fast komisch, wie er vor jeder Ausfahrt mit Machbubah dieser genau das Kostüm vorschreibt. Er besuchte mit ihr das Theater und führte sie auch in die Gesellschaft ein, wo er nun seine Triumphe feierte. In den höchsten Kreisen war er ein stets willkommener Gast und auch Machbubah, die jeden, der sie kennen lernte, durch ihre herrlichen Eigenschaften anzog, wurde überall ausgezeichnet und selbst von Seite des Hofes ehrenvoll behandelt, was für unsern Zweck umso höher anzuschlagen ist, da Stifter als Hauslehrer und Gesellschafter ebenfalls in die vornehmsten Kreise kam. Nicht ohne Bedeutung ist in dieser Beziehung vielleicht Pücklers Verkehr im Hause des Fürsten Clemens von Metternich, von dem er sich besonders angezogen fühlte. Auch er wurde vom Staatskanzler in höchst schmeichelhafter Weise ausgezeichnet. Besonders mit der Fürstin Melanie, die sich für den geistvollen Mann sehr interessierte, verband ihn bald eine enge Freundschaft. Sie tritt mit ihm in einen regen persönlichen und schriftlichen Verkehr, er schickt ihr sogar Manuskripte zur Lektüre und bringt manchen Abend in ihrer Gesellschaft zu und so mag Pückler öfter von seiner Abyssinierin erzählt haben, wie er sich auch Varnhagen gegenüber in begeisterten Worten über sie äußerte und ihren schönen Charakter pries. Der innige Anteil, den die Fürstin später am Tode des armen Kindes nahm, das ihr Pückler sicher, wie auch andern Damen vorgestellt hat, läßt auf ein besonderes Interesse für dasselbe schließen. Stifter nun, der seit Anfang der vierziger Jahre Erzieher des Prinzen Richard Metternich war, hat hier sicher so manche Nachrichten über Machbubah und ihren Herrn empfangen, die nicht gerade in die breite Öffentlichkeit drangen, umsomehr, da er, wie Schlossar (Jahrbuch der Grillparzergesellschaft IX, 172) berichtet, vom Staats-

kanzler, der geistige Vornehmheit hoch stellte, auch in dessen Salon als Gleichberechtigter behandelt wurde und sich daselbst großen Ansehens erfreute. Leider ist es mir nicht möglich zu erfahren, ob Stifter schon im Jahre 1840 den jungen Prinzen unterrichtete, in welchem Falle sogar eine persönliche Berührung mit Pückler und Machbubah wahrscheinlich wäre. — Auch bei der Fürstin Schwarzenberg, der Witwe des Feldmarschalls, in deren Hause Stifter als Lehrer, Gesellschafter und Vorleser, wie er selbst gestand, einige der schönsten Stunden seines Lebens verbrachte, verkehrte Pückler sowie im Hause des Barons Pereira, das gleichfalls unserm Dichter stets offen stand. — Und nun fand sich in dem literarisch berühmten „Kaffee Neuner" öfters eine Runde von jungen Männern ein, der auch Stifter angehörte, wo manchmal in heiterer Weise die Tagesereignisse besprochen wurden. Und da mag auch Pückler mit seiner Abyssinierin hergenommen worden sein. Wenn nun Grillparzer in einem Epigramm den Helden des Tages anfeindet (Werke III, 136), so wurde hier vielleicht auch Stifter der Gedanke, Pückler und Machbubah, die beinahe immer leidend war und schon damals sein Mitleid erregt haben mochte, in eine Erzählung zu verflechten, nahe gebracht. Da erschien Anfang November 1840 in den öffentlichen Blättern die traurige Nachricht vom Dahinscheiden der Abyssinierin (vgl. Pückler, Briefe VII, 30) und auch die „Allg. Ztg." brachte eine längere Notiz über den Tod und die Leichenfeier des unglücklichen Geschöpfes (12. November 1840 Nr. 317). Und dieses tragische Ende Machbubahs in dem kalten Europa, das auch in der „Narrenburg" den Kernpunkt des Jodokfragmentes bildet, scheint nun die eigentliche Veranlassung zur dichterischen Behandlung gegeben zu haben, woraus sich auch erklären läßt, daß Stifter im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen, welche das Satyrische in den Vordergrund stellten, entsprechend seiner pathetischen Natur die Gestalt der Nubierin und ihres Herrn

sehr ernst auffaßte. Jetzt trat auch erst die wahre Gesinnung Pücklers zu dem braunen Kinde zutage. Erst jetzt zeigte sich in der Größe des Schmerzes, was ihm Machbubah gewesen war, während man früher doch mehr oder minder gewillt war, das Verhältnis als eine bloße augenblickliche Laune des Fürsten zu betrachten, wie ja auch die „Allgemeine Zeitung" Machbubah in einem Atemzuge mit seinen arabischen Pferden erwähnt. Welchen Anteil alle, die die Abyssinierin kennen gelernt hatten, an ihrem Tode nahmen, zeigen am besten die überaus herzlichen Beileidskundgebungen, die Pückler aus den höchsten Kreisen empfing.

An dieser Stelle mag in Kürze E. Marlitts Unterhaltungsroman „Die zweite Frau" erwähnt werden, in welchem die Verfasserin, eine Bewunderin und Freundin Pücklers, gleichfalls die Gestalt des Fürsten und Machbubahs verwendet hat. Bemerkenswert ist nun, daß Marlitt und Stifter am gegebenen Stoffe ähnliche Umwandlungen vornehmen. So wird in beiden Erzählungen die aethiopische Sklavin zu einem armen Hindumädchen, dort zu einer Bajadere, hier zu einer Paria. Dazu kommen noch andere parallelgehende Einzelheiten, so daß die Annahme einer gleichzeitigen Beeinflussung des jüngeren Romanes durch die „Narrenburg" nicht ausgeschlossen ist. — Schließlich möge noch auf den Roman der Gräfin Hahn-Hahn „Sybille" hingewiesen werden, in dem uns auch Pücklers Gestalt entgegentritt. Interessant ist vielleicht auch, daß H. Laube Pückler selbst aufforderte, ja nicht zu vergessen, den Roman der Machbubah, das ist ihre Lebensgeschichte, zu schreiben.

5.

Von großer Wichtigkeit sind die Wandlungen, welche die „Narrenburg" bei der Bearbeitung für die einzelnen Auflagen erfahren hat. Hier kommt der Bedeutung nach haupt-

sächlich die erste in Betracht. Während sich nämlich Stifter bei den späteren Überarbeitungen lediglich auf rein stilistische Korrekturen beschränkt (vgl. XVII, 137,28 ff., 140,13 ff.), erstrecken sich die Varianten der ersten Auflage auch auf den Inhalt und besonders auf den Aufbau der Novelle.

Die Umstände, die den Dichter bei der Arbeit an der Irisfassung in so ungünstiger Weise beeinflußt und gehemmt hatten, fielen bei der Bearbeitung für die erste Sammelausgabe zum großen Teile weg. Jetzt konnte Stifter unbehindert seinem dichterischen Drange folgen, weshalb denn auch die Änderungen so umfassend sind, daß die Studie in der zweiten Fassung wesentlich gewinnt. Der Dichter selbst schreibt an seinen Verleger über diese Umarbeitung: „Ich hoffe, daß das 1te Kapitel davon jetzt meisterlich ist. Lesen Sie es. Es soll alles so werden" (XVII, 112,30-32). Ähnlich in einem späteren Briefe: „Lesen Sie die Manuscripte, ich glaube, daß Sie zufrieden sein werden" (XVII, 114,14 15).

Die stofflichen Änderungen sind nicht bedeutend. Hervorzuheben ist das Bestreben, das Grelle in einzelnen Charakteren zu lindern. So ist das ungestüme, verworrene Wesen Heinrichs und die Leidenschaftlichkeit Jodoks, wenn auch nur in geringem Maße, zurückgedrängt. Die etwas verzerrte Gestalt des alten Pförtners der Narrenburg hat bei der Umarbeitung jedenfalls gewonnen, indem sein Wahnsinn, sein verworrenes, unheimliches Gebaren etwas zurücktritt. Wenn er in der ersten Fassung Heinrich auch als Grafen Julius (vgl. 58,7), seinen Hund als Grafen Sixtus anspricht, so ist dies jetzt nicht mehr der Fall. Auf Stifters Streben, seine Erzählungen bei der Umarbeitung in eine ideale Ferne zu rücken, sind vielleicht einige Änderungen zurückzuführen, durch die Beziehungen zur Gegenwart (vgl. 7, 23) und anderseits auf sein eigenes Leben, auf seine Jugendliebe getilgt werden. Letzteres kann man annehmen, wenn Heinrich in der Irisfassung sagt, daß er mit

Anna ursprünglich nur ein zeitkürzendes Liebesspiel getrieben habe (vgl. zu 43, 8–22), welche Stelle in der Buchausgabe fehlt und wenn Berta ursprünglich bei der Geburt eines Mädchens stirbt, während in der gegenwärtigen Fassung inneres Siechtum ihren Tod herbeiführt. Doch kann auch Stifters zunehmende Prüderie, die sonst in der Umarbeitung öfter zutage tritt, hier mitgewirkt haben. Man kann auch bemerken, wie fatalistisch klingende Stellen bei der Umarbeitung getilgt werden und sogar das bloße Wort „Schicksal" beseitigt wird (vgl. 99, 2–3. 25–26). Über das Ausmerzen von Beziehungen zur „Mappe" vergleiche das Schlußkapitel. — Schließlich weise ich noch auf einige unbedeutende Änderungen hin: 13, 16, 70, 17. 18, 101, 8–11. Einen kleinen Fehler, der Stifter bei der Niederschrift der ersten Fassung zugestoßen zu sein scheint, hat er in der Sammelausgabe verbessert (66, 1).

Unter den formellen Änderungen fallen vor allem die in der Komposition ins Auge. Stifter sucht sich von der sprunghaften, fragmentarischen Schreibweise Jean Pauls, die in der ersten Fassung mehrfach hervortritt, etwas zu entfernen und die Erzählung zu einem festgefügten Ganzen zu gestalten, in dem die einzelnen Teile einen notwendigen Bestandteil der Handlung bilden. Eine Hauptänderung in dieser Hinsicht ist die, daß Heinrich jetzt den Brief der Mutter, worin er über seine Abstammung aufgeklärt wird, erst nach der Besichtigung des Rotensteins erhält, was früher vorher geschieht. Durch diese Umstellung des Briefes, die auf den ersten Blick nebensächlich erscheinen mag, erfährt die Stelle, die der Besuch der romantischen Burgruinen innerhalb der Erzählung einnimmt, eine wesentliche Verrückung. Die Beschreibung des Rotensteins, auf die es dem Dichter besonders anzukommen scheint, wird dadurch mit dem Gang der Handlung in einen viel innigeren Zusammenhang gebracht, indem sie jetzt wesentlich zur Lösung des Knotens beiträgt und so auch viel spannender wirkt.

In der ersten Fassung wird die Ahnung, die in Heinrich aufsteigt, als der Wirt und die Gäste der „grünen Fichtau" von den einstigen Bewohnern des Schlosses reden und dabei Namen nennen „die ihm in den Ohren klingen" (87, 17 ff.) und die Erinnerung an seine Ahnen wachrufen, durch die Mitteilungen seiner Mutter noch vor dem Besuch der Burg bestätigt und Heinrich macht auch seinem Freunde Robert davon Mitteilung. Die Besichtigung des Rotensteins erscheint somit mehr oder weniger als bloße Episode, die im Gang der Handlung keinen Fortschritt bedeutet und zu ihr in keiner notwendigen Beziehung steht. Allerdings kommt dabei die Ähnlichkeit Heinrichs und Sixtus II. zutage, die einen neuen Beweis für deren Verwandtschaft bietet (vgl. 78, 15–33), doch steigert diese Entdeckung nicht die bereits vorhandene Gewißheit. In der zweiten Fassung dagegen erfüllt die Besichtigung den Zweck, Heinrichs Abstammung von den Scharnasts zu klären. Robert ist anfangs überhaupt ganz unbefangen und begleitet seinen Freund wie einer, der bloß Merkwürdigkeiten anschaut (78, 20), weshalb ihm auch der Kastellan als durchaus aberwitzig erscheint und erst, als er das Bild Sixtus II. sieht, wird er stutzig. Aber auch Heinrichs Ahnung, durch die Reden der Fichtauer wachgerufen, „war kaum wie ein dunstiger, duftiger Nebelstreifen, der dahin sein konnte, ehe man ihn erfaßte". In trefflicher Weise hat es nun der Dichter verstanden, eine künstlerische Steigerung hervorzurufen von dem allmählichen Aufkommen der Idee, daß der junge Naturforscher ein Sprosse derer vom Rotensteine sei, bis zur völligen Gewißheit. Heinrich selbst spricht es aus, wie seine Ahnung immer festere Gestalt erhält: „Denke Dir nun wie mir ward, da der Wirth die Namen nannte, die mir in den Ohren klangen, und die ich kaum heraufbeschwören konnte — denke Dir, wie ich in dieses Schloß trete, und mich der irre Kastellan als Herrn begrüßt — wie ich auf jenem Bilde in längst verschollenen Kleidern stehe

— wie ich als Genosse in den Jugendgeschichten eines uralten Mannes spiele" (87, 17–23). Am Schlusse erst bringt der Brief der Mutter völlige Klarheit und die Reise der beiden Freunde die gesetzliche Anerkennung der Erbansprüche. Mit der Verschiebung des Briefes steht eine Anzahl von kleineren Änderungen im Zusammenhange. An die Stelle des mütterlichen Briefes, der in der Irisfassung den Besuch des Rotensteins nach sich zieht, tritt ein Schreiben Roberts, der auf Grund eines Versprechens Heinrich mitteilt, daß er ihm die Erlaubnis zum Besuch der Burgruine verschafft habe. Damit hängt wohl auch zusammen, daß Heinrich, während er ursprünglich gleich nach Empfang des Briefes davonläuft, ohne seine Wochenrechnung beim Wirte zu begleichen und Abschied zu nehmen, in der umgearbeiteten Erzählung sowohl auf Roberts Brief als auch auf den der Mutter hin viel weniger ungestüm die „grüne Fichtau" verläßt, da ja der erste Brief nichts so Entscheidendes und Aufregendes enthält und das Schreiben der Mutter ihn nach den Erlebnissen auf der Narrenburg viel gefaßter trifft. Auch der veränderte Schluß des zweiten Teiles der Erzählung, nach der Besichtigung der Ruinen, ist zum großen Teile auf diese Verschiebung zurückzuführen. Sonst gehören noch folgende Änderungen hieher: 50, 19–24, 51, 3–5, 54, nach 30, 58, 8–9, 60, 32—61, 2, 62, 1–4, 67, 7–15, 68, 30–33, 71, 28. 29, 72, 5, 72, 5–13, 72, 14–15, 79, 18, 80, 6–10, 85, 7—90, 33.

Sehen wir so, wie Stifter die Beschreibung der Burgruinen in eine nähere Beziehung zur Handlung bringt, so geschieht etwas Ähnliches mit dem dritten Teile der Studie, in dessen Mittelpunkt die Geschichte Jodoks steht, um die es ja dem Dichter neben der Schilderung der Narrenburg am meisten zu tun war. Mit der Besichtigung des Rotensteins endigt die eigentliche Erzählung in der ersten Fassung. Denn nun überspringt der Dichter einen Zeitraum von mehreren Jahren und führt uns im dritten Teile den bereits verheirateten

Helden bei der Lektüre der Biographie Jodoks vor, nach deren Beendigung wir ein Bild von Heinrichs patriarchalischem Leben auf dem neuerstandenen Christofschlosse inmitten der Herrlichkeit gesammelter Schätze und im Kreise seiner Familie erhalten. Nur mit wenigen Worten greift der Dichter zurück, um die dazwischen liegenden Ereignisse kurz zu berühren. Mit dieser Art rekapitulierender Schreibweise, die sich auch sonst in der Irisfassung findet (vgl. zu 49,18–26 125,10–25), bricht Stifter in der Buchausgabe und überbrückt die Kluft zwischen den beiden letzten Kapiteln. Wir erfahren jetzt am Schlusse des zweiten Teiles von der Reise, welche die beiden Freunde nach der Heimat Heinrichs unternehmen, um dessen Ansprüche auf den Rotenstein bei den Behörden geltend zu machen. Der dritte Teil schließt sich zeitlich fast unmittelbar an das zweite Kapitel an und beginnt auch jetzt mit der Geschichte Jodoks. Dann wird der Leser mitten in die Arbeiten zur Wiederherstellung der Burg geführt, worauf die Hochzeitsfeier Heinrichs und Annas näher geschildert wird, und die Studie endet mit einem Schlußbilde, das im wesentlichen dem der ersten Fassung entspricht. Auf dieses Bestreben Stifters, die einzelnen Teile der Novelle miteinander zu verbinden, sind wohl auch die Übergänge zurückzuführen, die er bei der Umarbeitung einschiebt (vgl. 25,12, 47,10–13, 49,6, 100,12, dag. 45,32, 66,10–11). Überhaupt unterscheidet sich die zweite Fassung von der ersten schon rein äußerlich betrachtet, durch den Umfang, indem Stifter die Novelle in der Sammelausgabe erweitert, da er sich, wie er selbst sagt, im kleinen Raume unbehaglich fühlt (XVII, 100,17 ff.) und er im Almanach an die Seitenzahl gebunden war. Obgleich sich in der Buchausgabe sogar manche Stellen schon etwas der zeremoniellen Weitschweifigkeit des Alters nähern (vgl. 97,2—98,16), wäre es somit unrichtig, diese Erweiterungen ausschließlich auf eine Umwandlung des Stilprinzipes zurückzuführen. Die Vorliebe dafür, in behag-

licher Breite zu erzählen, ist schon während der Arbeit an der Irisfassung vorhanden, nur mußte sich Stifter eben damals Zügel anlegen.

Über die sonstigen stilistischen Änderungen der ersten Auflage, die in den späteren Bearbeitungen mehr oder minder ihre Fortsetzung finden, will ich im folgenden eine allgemeine kurze Übersicht geben, während bei der Beschreibung der verschiedenen Drucke gezeigt werden soll, inwieweit diese Änderungen bei den einzelnen Bearbeitungen in Betracht kommen.

Stifters Abschwenken von den Romantikern, besonders von Jean Paul, zu den Klassikern, zu Goethe bildet zum großen Teile die Grundlage. Die leidenschaftliche, schwärmerische, oft überschwengliche Sprache der ersten Fassung, die sich vielfach in abgebrochenen, stammelnden Sätzen äußert, weicht einem gemesseneren, edleren und feineren Ton. Diese Abwendung von den augenfälligen Stilmitteln der Romantiker erstreckt sich bis auf die Interpunktion und zeigt sich selbst äußerlich im Drucke, indem der Dichter die besonders bei Jean Paul hervorstechende Gewohnheit, einzelne Redeteile durch gesperrten Druck hervorzuheben, zurückdrängt. Der Reichtum an Bildern und Vergleichen wird verringert, Ausdrücke des Übernatürlichen, Geheimnisvollen, in denen sich die Sprache der Romantiker erschöpft, scherzhafte Wendungen entfallen, dabei macht sich auch eine leichte Prüderie bemerkbar. Am meisten aber kommt es Stifter darauf an, etwaige Unkorrektheiten zu beseitigen. Doch kann man hier, wie auch bei den übrigen Änderungen bemerken, daß sich der Dichter zwar zum Teil von bestimmten Normen leiten läßt, indem er gewisse Formen und Konstruktionen konsequent tilgt, ja in dieser Hinsicht manchmal recht pedantisch vorgeht, oft findet aber ein Schwanken statt. Er geht von keinem bestimmten Gesichtspunkte aus, sondern folgt lediglich der Eingebung des Augenblicks. Daher kommt es, daß gewisse Eigentümlichkeiten an

einzelnen Stellen zurückgedrängt werden, oft aber stehen bleiben, ja sogar neu hinzu kommen. Im allgemeinen kann man die Wahrnehmung machen, daß Stifter Unebenheiten und Flüchtigkeiten im Stil zu verbessern sucht. So wendet er der Wortbildung seine Aufmerksamkeit zu, wobei er entsprechend seiner Abwendung von der Umgangssprache und dem Dialekt vollere Formen bevorzugt, vorhandene Elisionen beseitigt und das fehlende Biegungs-e setzt, allerdings nicht konsequent, wie ja auch unsere Schriftsprache in vielen Fällen schwankt. In der Verwendung des Umlautes, bei der Wahl der Worte paßt er sich mehr der reinen Schriftsprache an und auch in der Satzkonstruktion und Wortstellung befleißigt er sich einer größeren Korrektheit, die manchmal recht pedantisch erscheint. Einzelne Lieblingswörter werden zurückgedrängt, desgleichen die Vorliebe für Wortpaare. Wichtig ist die bereits im ersten Bande der vorliegenden Ausgabe besprochene Abneigung gegen Fremdwörter, die sich besonders bei der zweiten Überarbeitung geltend macht. Abgesehen von geringfügigeren Änderungen wäre schließlich noch Stifters Streben nach größerer Verständlichkeit und Deutlichkeit hervorzuheben, wobei der Dichter manchmal überdeutlich wird.

6.

Entsprechend ihrer hohen Vollendung fand die „Narrenburg" bei den Zeitgenossen im allgemeinen eine begeisterte Aufnahme.

Die Besprechungen der „Iris" für das Jahr 1843, in der die „Narrenburg" erschien, sind zunächst ganz unbedeutend und beziehen sich zum großen Teil lediglich auf die glänzende äußere Ausstattung des Almanachs (Literarischer Monatsbericht in Biedermanns Monatsschrift 1843, I. 92). Manche heben wohl daneben einige Mitarbeiter hervor, ohne jedoch

Stifters Namen auch nur zu erwähnen (Blätter für literarische Unterhaltung 1842, Nr. 365). In den „Originalien aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie" (1842, Nr. 144), wo unser Dichter irrtümlich „Stiler" genannt wird, heißt es kurz, daß die Novellen des Jahrbuches „vollkommen dem Zweck einer höchst angenehmen Unterhaltung entsprechen".

Wie die meisten übrigen Studien, so erfährt auch die „Narrenburg" eine eigentliche literarische Würdigung erst nach dem Erscheinen der Buchausgabe. Da die allgemein gehaltenen Teile der Besprechungen des ersten und zweiten Bandes der Studien in der Einleitung zum 1. Bande der vorliegenden Ausgabe bereits behandelt sind, kann ich mich auf die Stellen beschränken, die sich speziell mit der „Narrenburg" befassen.

Auch diese sind, soweit ich sie kenne, zunächst recht knapp gefaßt. H. Beta in der Beilage zum „Gesellschafter" (Literarische Blätter 1845 Nr. 16), der keine von den Novellen besonders in den Vordergrund seiner Besprechung stellt, sagt: „Die 'Narrenburg' ist nicht etwa was Närrisches, Lustiges, sondern (Motto: 'Sieh nur, welch düstere Geschichten diese Trümmer reden!') auch ein liebevolles Auge ursprünglicher Poesie, das sich aus düsterer Höhle aufschlägt." In Gutzkows „Telegraph" (1844 Nr. 208 S. 830) tadelt G. Schirges die hie und da auftretende Gefühlsüberspannung in den ersten Studien „wie sie z. B. in der übrigens vortrefflichen Studie: die Narrenburg vorkommt, wo Anna ihrem Geliebten gesteht, sie habe das Geheimnis ihrer Liebe nur dem Hunde Phylax in's Ohr geflüstert, ihm gesagt: ich lieb' ihn von Herzen, von Herzen, von Herzen. — Solche Überschwenglichkeiten sind aber selten". Friedrich Voigt betont in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" (16. Mai 1845, Nr. 136, vgl. I. Band, Seite LXXII) das Hervortreten des Menschen in dieser Novelle: „Die 'Feldblumen', 'das Heidedorf', 'der Hochwald' sind schon durch diese Titel charakteristisch, wogegen 'Die Narren-

burg' schwieriger einzuordnen ist, gleich jenen Gemälden, bei denen Kunstkenner zweifelhaft sind, ob sie den Genrebildern, den Landschaften mit wesentlich hervortretender Staffage oder gar den Historien beigegeben werden sollen. Es ist ein idyllisches Capriccio." Aber auch die herrliche Naturschilderung in dieser Erzählung hebt der Rezensent rühmend hervor und stellt sie dem „Hochwald" zur Seite: „Gehen wir ... mit Stifter in seinen 'Hochwald' oder in das Proscenium und die nächste Umgebung der 'Narrenburg', da kehren alle die Erlebnisse unserer eigenen Wanderungen so lebendig wieder, als wären wir noch immer auf der Wanderung begriffen, unter dem grünen Baldachin, von Lichtfunken durchschimmert, vom Lufthauch durchflüstert, wo jeder Schmetterling wie ein Märchen an uns vorübergaukelt."

Eine anonyme Besprechung in Biedermanns Monatsschrift (1845, S. 281) rühmt an der „Narrenburg" besonders das realistisch geschilderte Leben in der grünen Fichtau: „Kann Stifter das zu behagliche Schwelgen in den Schätzen seiner Traum- und Bilderwelt bewältigen und wird er der realen Welt mehr Raum bei seinen Darstellungen geben, dann haben wir ohne Zweifel Bedeutendes von ihm zu erwarten. Daß er auch dafür Sinn hat, und daß ein plastisches Gestalten seinem Talente nicht fern liegt, beweist auf erfreuliche Weise... 'Die Narrenburg'. In ihr giebt er so heitere, lebensvolle und kernige Bilder aus dem Tyroler (!) Gebirgsleben, daß man zu einem so ursprünglichen Talent der deutschen Litteratur nur Glück wünschen kann."

Eine der ausführlichsten Rezensionen widmet L. Schücking der „Narrenburg" (Allgemeine Zeitung 1845, Beilage 10. Jänner Nr. 10, vgl. I, S. LXVIII ff.). Auch er hebt zunächst die lebenswahr gezeichneten Gestalten der grünen Fichtau hervor: „sein Wirth Erasmus zur Fichtau in der Erzählung 'die Narenburg' ist ganz eine Gestalt, wie wir ihrer mehr

bei Stifter zu finden wünschten." Doch hat er auch für die Mängel ein Auge, wenn er fortfährt: „Dagegen ist der wahnwitzige Castellan in derselben Erzählung eine Figur ohne Leben und Wahrheit, wie sie Hoffmann malte, nicht wie sie in der Wirklichkeit uns begegnen können." Diese Gestalt hat Schücking wohl auch besonders im Auge, wenn er sagt, Stifter möge sich hüten vor den Büchern, „vor den widerlichen Golems unter den Novellen Tiecks, deren Figuren halb Marionetten, halb Tollhäusler sind, an welche der Verfasser das Gold und die Perlen seiner Gedanken vergeudet. Ferner vor Hoffmanns capriciösen Ungeheuerlichkeiten und Fratzen ..." Um zu zeigen, wie originell Stifters Erfindungen und Motive sind, geht er nun neben dem 'Condor' auf die 'Narrenburg' näher ein: „Die Meisterschaft der Darstellung ... bewährt sich hier in dem vollendeten Landschaftsbilde, das nichts als ein stilles Alpenthal, die 'Fichtau', und ihre Bewohner darstellt. Ungern folgt der Leser aus dieser sonntagheitern Mailandschaft über heiße Sandpfade und unter ausgedörrten Kieferalleen dem Autor zur 'Narrenburg' hinauf, den verlassenen Schloßgebäuden weiland Hans von Scharnasts ... In die Wunderlichkeiten und Verirrungen der Nachkommen des alten Scharnast läßt uns der Erzähler nun einige Blicke werfen; er webt aus düstern und schreienden Farben allerhand phantasmagorische Bilder zusammen; eine glühende Einbildungskraft wühlt in einer Reihe von lieblichen und schrecklichen Situationen herum: sie verirrt sich in eine düstere schwüle Nacht, in der Wetterleuchten schwirrt, blutige Sterne auf- und niedertauchen, Purpurlichter glühen und erblassen, und haarflatternde Gedanken wie verirrte Seelen durch die bange Oede schweben. Gewiß ist es ein reiches Talent, das so in Schätzen schwelgen kann, welche seine Phantasie ihm unermüdlich zuträgt; aber ein solches Schwelgen ist nicht poetisch. Es fehlt die Klarheit, das künstlerische Bewußtseyn und die Idee in dieser wirren Traumwelt."

Durchaus enthusiastisch gehalten ist eine Rezension in den „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst“ (1845, Nr. 2): „Die Narrenburg mag an hoher Romantik und Mannigfaltigkeit der Erfindung vielleicht über allen (übrigen Studien) stehen. Unbeschreiblich zart und lieblich ist das Gemälde einer ganz unschuldigen Liebe, eines weiblichen Wesens in höchster Natur und Einfachheit, ganz eine Alpenrose, von nichts als Thau und Sonnenstrahlen geküßt, von der Natur selbst emporgehoben über jede Möglichkeit von einem Hauche aus der Tiefe berührt zu werden, und diese unbewußte ursprüngliche Unschuld ist eben so viel heiliger und reizender, als die kämpfend bewährte. Eine ganz eigenthümliche magische Wirkung, wie die Gebilde eines lange nachschimmernden Traumes auf die Seele äußern, bringt diese Novelle dadurch hervor, daß sie in öfterem Wechsel uns bald in ein Alpenthal unter lebensvolle, blühende Gestalten der Gegenwart versetzt, bald mit den längst abgeschiedenen Bewohnern des mit dem ganzen Reichthume der Fantasie geschilderten Schlosses umgibt, welche aus der Dämmerung der romantischen Vorzeit sichtbar und fühlbar heraustreten, uns mit seelenvollen Augen anblicken und wieder versinken und dem lebenden Geschlechte Platz machen, wie eine Mondnacht mit ihrem hellen Zauberlichte und unheimlichen schwarzen Schatten der freudigen Klarheit des rosenrothen Morgens weicht.“

Zum Schlusse mag eine Stelle aus Stifters Briefen an seinen Verleger folgen, die so recht des Dichters Stellung zu seinen Rezensenten beleuchtet und zugleich einen Beweis bringt für die begeisterte Aufnahme, welche die „Narrenburg“ auch außerhalb der literarischen Kreise fand: „Herr von Klauzal, ein sehr ernster Geschäftsmann, hat an einem Abend beim Schlafengehen die Narrenburg zu lesen begonnen und hat dann die ganze Nacht daran verlesen. Diese Thatsache freut mich mehr, als ein Duzend solcher emphatischer Rezen-

sionen, wie wir eine mit einander gelesen haben, und sie soll mich anspornen, durch immer ernstere Arbeiten den Beifall von solchen Männern mit abgeschlossenem Geiste zu verdienen" (XVII, 128, 20–27).

7.

Schließlich noch einige Worte über die Stellung der „Narrenburg" zu den übrigen Erzählungen. Wir stehen hier vor einem großen dichterischen Plane, den Stifter zwar in den erhaltenen Aufzeichnungen nirgends ausgesprochen hat, dessen Existenz aber mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden kann. Der Dichter scheint sich nämlich ursprünglich mit der Absicht getragen zu haben, die Lebensgeschichte mehrerer Mitglieder des Geschlechtes der Scharnast in einem ganzen Zyklus von Erzählungen zu behandeln. Zu dieser Annahme berechtigt vor allem der ganz offenkundige Zusammenhang der „Narrenburg" und der „Mappe", die in den ersten Fassungen sichtlich ineinandergreifen. Die Schicksale des Obristen Julius Scharnast und seines Eidams, schon in der „Narrenburg" in den Grundzügen gestreift, bilden hier den Inhalt der zweiten Novelle. Erzählt uns somit die erstere, wie der letzte Sprosse der Scharnast in den Besitz der Burg seiner Väter gelangt, so bietet die „Mappe" gleichsam die Vorgeschichte, indem sie zeigt, wie der Strom des Geschlechtes in das entfernte Waldtal geleitet wird. Sie ist das lederne Buch des Ahnherrn, das Heinrich findet und entspricht im wesentlichen den Scharnastischen Selbstbiographieen, wie sie der Rotenstein birgt.

Diese Beziehungen müssen um so stärker betont werden, da sie in den vorliegenden Fassungen fehlen oder wenigstens verschleiert sind. Bei der Bearbeitung für die Buchausgabe hat es nämlich der Dichter ganz deutlich darauf abgesehen, den äußerlichen Zusammenhang zwischen den beiden Erzählungen zu beseitigen, indem er Namen ändert, örtliche Beziehungen

verwischt und überhaupt alles vermeidet, was direkt auf die Identität der handelnden Personen hinweist. So scheidet er in der „Narrenburg" die Stelle, in der von dem ledernen Buche des Doktors und dem „sanftmütigen Obrist" die Rede ist, ganz aus; der Urgroßvater Heinrichs, der in der ersten Fassung wie in der „Mappe" Arzt ist und einfach „der Doktor" genannt wird, heißt jetzt Melchior und ist bloß als wohlhabender, gelehrter Mann und Pflanzenkenner bezeichnet. An die Stelle der Margarita Scharnast tritt eine Angelika Scharnast. In der „Mappe" verschwindet bei der Umarbeitung der Ortsname Grünberg aus der Erzählung; der Obrist, der sich in der ersten Ausgabe selbst als Julius Scharnast zu erkennen gibt, nennt sich jetzt Casimir Uhldom; er betritt an seinem Lebensabend noch einmal den Rotenstein, da ihn sein kranker Bruder vor dem Tode zu sich bittet, während er in der ersten Fassung der „Mappe" nicht mehr in die Heimat zurückkehrt und in der „Narrenburg" von ihm nach der Auseinandersetzung mit Julian „kein Faden seines Gewandes mehr in der Fichtau sichtbar wird." — Die Änderungen bleiben aber ziemlich oberflächlich, so daß auch jetzt noch die ehemaligen Beziehungen durchblicken. Hat den Dichter so irgend ein Grund bewogen, die Mappe aus dem Zusammenhange der Scharnastischen Ahnengeschichten herauszulösen, so hat er doch den Plan, die Lebensläufe der gräflichen Familie in einer Reihe von Novellen zu behandeln, nicht ganz aufgegeben, denn in einem erst der Studienausgabe der „Narrenburg" beigefügten Zusatz (125, 29–31) verspricht er dem Leser eine Fortsetzung. Und in der Tat erscheint in der Iris auf 1848 eine Erweiterung der „Narrenburg" in der Erzählung „Prokopus" (vgl. XVII, 181, 18. 19), die 150 Jahre früher spielend, direkte Anspielungen auf die „Narrenburg" enthält, indem sich der Wirt Romanus fragt, wie wohl die Fichtau in 150 Jahren [1]) aussehen werde,

[1]) Die Handlung des „Prokopus" verlegt Stifter ans Ende des 17. Jahrhunderts.

und dann mit prophetischem Blick die Zustände in dem Waldtale ganz so schildert, wie sie uns in der „Narrenburg" entgegentreten: „. . . da wird ein Werk entstehen, das Bretter schneidet, oder das Lohe der oberen Grahnseichen stampft — . . . es werden Häuser entstehen, daß Abends die ganze schöne Rinderheerde der grünen Fichtau mit Glocken und mit einem eigenen Hirten nach Hause geht und in die Hütten gesammelt wird — der Pfad wird zu einem breiten Wege werden, auf dem man mit Wägen fährt, und wenn in den Seitenthälern . . . auch Wege sind, und Hütten und Häuser zerstreut im ganzen Steinreviere der Fichtau liegen, dann werden an Sonn- und Feiertagen auf dem Platze vor unserem Hause eine Menge Wägelchen stehen, die da zu einem Frühmahle kommen, und daß wir dann Alle mit einander in die Kirche nach Priglitz fahren. Darum muß auch eine Schmiede her . . . Ich habe selber schon hinter dem Hause einen großen Garten wollen anlegen lassen . . ." (Prokopus 19). Auch die Vermählung eines Scharnast mit einer Wirtstochter der grünen Fichtau ahnt er voraus (Prokopus 11). Im übrigen erscheint diese Erzählung vielfach als bloße Wiederholung der „Narrenburg". Wie dort wechselt der Schauplatz zwischen der grünen Fichtau und dem düsteren Rotenstein und einzelne Szenen sind unverkennbar der „Narrenburg" nachgebildet. So in der „grünen Fichtau" die Szene und das Gespräch nach der Entfernung der gräflichen Gäste. Wie dort der selbstbewußte Wirt mit seinen prahlerischen Reden, dem Stolze auf die junge blühende Tochter, die er mit dem Bräutigam neckt, und auf ihre reichliche Mitgift — auch die übrigen Gestalten bis zu den Holzknechten herab — alles wie in der „Narrenburg". Auch hier eine Wanderung durch die romantischen Burgruinen und eine ausführliche Beschreibung derselben. Den inhaltlichen Parallelen entsprechen starke stilistische Übereinstimmungen (vgl. die Anmerkungen), so daß man den Eindruck gewinnt, der Dichter war dem Stoffe

nicht mehr gewachsen, was er wohl auch selbst eingesehen haben mag, da er die Erzählung nach der Irisausgabe nicht wieder abdrucken ließ.

Hält so der „Prokopus" einer strengen Beurteilung eigentlich nicht stand, so ist es doch literarisch höchst bedeutsam, wie der groß angelegte Plan zu einem ganzen Zyklus von Erzählungen den Dichter durch eine Reihe von Jahren beschäftigt. Vielleicht wäre Stifter bei einer ruhigeren, ungestörten Entwicklung in der Vollkraft seines dichterischen Schaffens dieses gewaltige Werk gelungen, das die Geschicke eines Geschlechtes durch den Lauf der Jahrhunderte verfolgt hätte. So gebührt diesem geplanten Novellenzyklus Stifters ein ehrenvoller Platz unter den Vorläufern von Freytags „Ahnen".

Prag, im Mai 1908.

Rudolf Fried.

II. Die Mappe meines Urgroßvaters.

1.

„Narrenburg“ und „Mappe“ sind Verwandte von demselben Stamme, wie auch ihre Helden wechselseitig durch Bande des Blutes verknüpft sind. Die Geschichte des Rothensteines behandelt die adelige Tradition des Geschlechtes der Scharnast. Heinrich, der es zu neuer Blüte bringt, kommt von der bürgerlichen Linie her, die durch den Grafen Julius, den Obrist der „Mappe“, begründet worden war und sich im Volke verloren hatte. Die Geschichte dieses Zweiges behandelt unsere Novelle. Es ordnet sich demnach die „Mappe“ in ihrer ersten Fassung in den Narrenburgzyklus ein und bildet ihrerseits wieder einen Novellenkranz.

Als Nachfolgerin des „Haidedorfs“ erschien „Die Mappe meines Urgroßvaters“ in der „Wiener Zeitschrift“ 1841 und 1842 in drei Quartalen. Schon der Titel der Novelle deutet auf ein Sammelwerk hin. Zum Überflusse hat es der Dichter noch eigens ausgesprochen. Nachdem er im ersten Abschnitte den Inhalt der Kapitel „Die Antiken“ und „Der sanftmüthige Obrist“, die sich im wesentlichen mit den gleichbenannten Kapiteln der Buchausgabe decken, erzählt hat, berichtet er: Dort [in Wien] in den langen Winterabenden, wie einst der Vater, saß ich vor dem Lederbuche und studierte es, wäh-

rend meine Gattinn neben mir strickte; gar seltsame rothe Titel: „der sanftmüthige Obrist" — „die Geschichte der zween Bettler" — „Tagebuch eines Gespenstes" — „die tolle Gräfinn x . . . . kurz es kam mir der Gedanke, samt und sonders gewisse Aufsätze des Lederbuches drucken zu lassen . . . . . In diesen Worten liegt die Disposition des Sammelwerkes.

Den ersten Abschnitt hatte er schon ausgeführt. Im zweiten zeigt er den Doktor auf der Universität. In Prag leben zwei Freunde. Der eine, Augustinus, ist ein energischer unerschrockener Bursch, dessen Hieber trotzig über das Pflaster klirrt, der andere dagegen, Eustach, ein stiller, sinniger Träumer. Er schreibt, wenn der Mond über den Dächern steht, „Hirngespinste". Es ist ihm auch schon gelungen, in der lustigen und ernsten Stadtchronik einiges davon drucken zu lassen, wofür er ein überraschend hohes Honorar erzielte. Eines Abends legen die Freunde einen Teil des Geldes in perlendem Melniker an, den anderen hebt Eustach auf. Ein unredlicher Freund bittet ihn, für eine Summe Bürgschaft zu leisten. Eustach tut es, kann jedoch, als jener seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, die Zahlung nicht leisten und flüchtet. Seine Sachen werden mit Beschlag belegt. Als Augustinus dies erfährt, verkauft er von seiner Habe soviel, bis die Summe gedeckt ist, um den Besitz des Freundes wieder einzulösen. In einem Briefe bittet ihn der Geflohene, von den Manuskripten, die er finden werde, soviel drucken zu lassen, bis der Erlös der Schuldsumme gleichkomme, das andere aber aufzuheben. Augustinus lernt bei der Durchsicht der Papiere erst recht die dichterischen Neigungen Eustachs kennen. Vor allem überrascht ihn eine Sammlung von Liebesbriefen, welche Christine, die Tochter eines begüterten Kaufherren, an den Entronnenen geschrieben hatte, und die ihm einen Einblick in das zarte, innige Verhältnis beider gestatten.

Augustinus macht vergebliche Versuche, von Eustach eine Kunde zu erhalten. Er bleibt verschollen. Nach Beendigung seiner Studien zieht der junge Arzt der Heimat zu. Dort übt er seinen Beruf aus, wartet auf den Freund und behütet ihm treu seine Habe.

Mit dem dritten Teile springt der Dichter von dem Schema ab. Eine Änderung des Planes ist eingetreten. Er kehrt zum ersten Teile zurück und bringt im „Scheibenschießen zu Pirling" dessen Fortsetzung. Dadurch wurden die einleitenden Worte notwendig, in denen er ausführt, daß er trotz eifrigen Suchens in dem Lederbuche nichts mehr von Eustach gefunden habe. Er wolle daher lieber einen Artikel ausziehen, in dem eine schon bekannte Gestalt, Margarita, wieder auftrete. Die Aufzeichnungen des Urgroßvaters setzen mit der Beschreibung Pirlings und des Steinbühels ein und entsprechen von da ab demselben Kapitel der Buchausgabe.

Über die Entstehungszeit und die Geschichte der Entwicklung dieser drei Partien läßt sich wenig sagen; dafür fließen die Quellen allzu spärlich. Der erste Abschnitt kann in seiner Druckform frühestens Ende 1840 entstanden sein. Denn in diesem Jahre, vielleicht Juli oder August, besuchte Stifter mit seiner Gattin das Höllental in der Gegend des Schneeberges. Dieses Tal verwendete der Dichter als Hintergrund für die Schilderung des Todessturzes von Margaritas Mutter auf der Riese. Er spricht von dieser Gegend in einem Briefe an seine Gattin (XVII, 88) und äußert seine Neugierde, ob die türkische Luft (von Neusatz in Ungarn, wo sich Amalia zum Besuche ihres Bruders aufhielt) ihre Wangen auch so gebräunt habe, wie im Vorjahre die der steirischen Alpen. Darin liegt eine Parallele zu den Worten des Obrist (175 15—17), es habe „die Sonne des Waldes" Lippen und Wangen seines Weibes gereift, daß sie „glühten, wie an einem Kinde".

Ob die betrachtete Fassung Vorstufen hatte und die Behandlung des Stoffes in frühere Jahre zurückreicht, ist nicht erweisbar.

Die erste Partie war für den in der Zeitschrift vorgesehenen Raum zu groß. Daher mußte die Einleitung gekürzt werden. Der Bericht des Dichters, daß die Einleitung bei Witthauer ganz wegbleiben mußte (XVII, 117), ist ein Irrtum. Wegen Raummangels wurde auch die Erzählung im Drucke vor ihrem Schlusse abgebrochen, sodaß ein Teil in Stifters Händen blieb. Denn nur so erklärt es sich, daß die erste Partie des zweiten Teiles dem Stoffe nach zum ersten Abschnitte gehört. Sie ist jener Rest und wurde nur äußerlich durch Ausrufe wie „Gut", „So" und durch Umarbeitung im Tone dem Folgenden angeglichen.

„Die Geschichte der zween Bettler" ist wohl älter als der erste Teil. Darauf deutet der Unterschied im Tone zwischen beiden. Sie macht den Eindruck, als hätte sie ein Student geschrieben oder einer, der erst vor kurzem von der alma mater hinauszog, sich aber treu studentischen Humor und „aktive" Ausdrucksweise bewahrt hat. Stifter hat selbst in dem „Leben und Haushalt dreier Wienerstudenten" für „Wien und die Wiener", wo er die beste Gelegenheit gehabt hätte, den Ton nicht mehr in so ursprünglicher Frische getroffen.

Der dritte Teil, „Das Scheibenschießen in Pirling" ist in der Zeit von Mitte 1841 bis Anfang 1842 entstanden. Dafür spricht der Bericht des Dichters an seine Gattin: „Ich bin aber auch recht fleißig und schreibe täglich, ehe ich zu malen anfange, eine Aufgabe von 4 Druckseiten [Wien und die Wiener] und nehme mir aus dem Fonde 4 fl. C. M. Dann male ich bis 6 Uhr, dann gehe ich zu Reuner, dann schreibe ich von 7—½10 für Witthauer . . ." (XVII, 80).

Als Stifter daran ging, eine Reihe seiner Erzählungen in den Studien zusammenzufassen, durfte auch die „Mappe", sein „Lieblingskind", nicht fehlen. Der Beginn ihrer Umarbeitung fällt kurze Zeit nach der Vollendung der ersten Fassung, noch in das Jahr 1842 (XVII, 112).

Mehr als vier Jahre zieht sich von da an diese Arbeit hin. Der Hauptgrund der langen Dauer liegt in der gleichzeitigen Beschäftigung mit mehreren Werken, die daneben das Interesse des Dichters in Anspruch nahmen und ein einheitliches Schaffen unmöglich machten. Anfangs läuft die Entstehung der zweiten Fassung der „Narrenburg" mit der der „Mappe" parallel (XVII, 112). Später galt es, den Druck des „Hagestolz" zu verfolgen (XVII, 117), den „Abdias" durchzusehen und am „Waldsteig" zu arbeiten (XVII, 125). Die „Zwei Schwestern" und „Der beschriebene Tännling" wollten auch vollendet sein (XVII, 135). „Der Waldgänger" für die Iris auf 1847 wurde ebenfalls früh begonnen (XVII, 145). Ja schließlich erschien sogar die Vollendung des vierten Bandes der Studien leichter erreichbar als die des dritten. So wurde die „Mappe" ganz beiseite geschoben. Ein Grund der Verzögerung tritt auch in der Arbeitsmethode des Dichters zu Tage. Das beständige Um- und Durchbilden des Wortlautes, die peinliche Genauigkeit und das Streben, das geträumte Formideal zu erreichen, waren nur auf Kosten der Zeit möglich. Der Dichter verrät selbst, wie er den Text zuschliff: „auch schon das nächste Kapitel 'Margarita' [ist] fertig, welches ganz neu ist, daher nur ein Wenig liegen muß, daß ich es dann in einem Kreise meiner Freunde vorlese, und ihm den Schlif gebe, durch den es zu einer Einheit schmilzt. Was Sie in den Nummern 'Gelöbniß, und der sanftmüthige Obrist' corrigirt sehen werden, ist alles erst nach einer Vorlesung hineingekommen" (XVII, 127). Ferner blieb Stifter während der

Arbeit von seelischen Erregungen, Kummer und Sorgen nicht verschont. Der Tod eines jungen Freundes raubte ihm für einige Zeit alle Arbeitslust (XVII, 171, 175), eine Krankheit, in die er selbst verfiel, unterband seine Schöpferkraft (XVII, 175 ff). Nur allmählich erholte er sich wieder und arbeitete weiter, bis der Fortgang des Werkes noch einmal, diesmal durch des Dichters eigene Schuld, ins Stocken geriet. Die Mitglieder des Wiener Kunstvereines, dessen Seele Stifter war, wollten eine Sammlung von Stichen nach Originalen der Bildergallerie herausgeben. Heckenast war zum Verleger ausersehen (XVII, 185). Die Angelegenheit fesselte den Dichter derart, daß er die „Mappe" völlig vergaß. Freilich hatte er hernach den Trost, sich mit dem zur Genüge vorhandenen druckreifen Material entschuldigen zu können.

Um die Mitte Februar 1847 fällt die Vollendung des Werkes, das eine so lange Entstehungszeit mitgemacht hatte und unter so bedeutenden Schwierigkeiten neu geschaffen worden war (XVII, 192).

2.

Im Hauptstoffe ist die „Mappe" ein selbständiges Werk des Dichters. Anders steht es mit der Form. Mit ihr bekennt er sich deutlich als Romantiker. Die Novelle ist ein Memoirenwerk und Memoiren zu schreiben war romantischer Brauch. „Alle Welt", sagt Hauff, „schreibt oder liest in dieser Zeit Memoiren; in den Salons der großen und kleinen Residenzen, in den Ressourcen und Kasino's der Mittelstädte, in den Tabagien und Kneipen der kleinen spricht man von Memoiren, urtheilt nach Memoiren und erzählt nach Memoiren." (Memoiren des Satan I, 26 Hempel.) Somit erscheint Stifter als Kind seiner Zeit und ordnet sich mit seinem Werke in die herrschende Richtung der Literatur ein. Die

größte Bedeutung gewinnt natürlich Jean Paul, der Liebling des Dichters. Sein Einfluß erstreckt sich vor allem auf die Einleitung. Auch Hoffmann spielt den Herausgeber gefundener Papiere in den „Elixieren des Teufels“ und den „Lebens-Ansichten des Katers Murr“, auch Hauff gebraucht dieselbe Fiktion in den „Memoiren des Satan“. Auf Jean Paul weist aber die herrschende Stimmung, die Vorliebe für „die Dichtung des Plunders“, ja die direkte Nachahmung hin. Quintus Fixlein, der zum Besuche der Mutter im Vaterhause weilt, durchzieht „wie ein Feuerschauer der Polizei alle Ecken seiner Hütte, um aus ihnen irgend eine Kohle der ausgeglommenen Freudenfeuer seiner Kindheit aufzulesen.“ (Leben des Quintus Fixlein, S. 75 Hempel.) Wie unser Dichter steigt er unter das Dach und betrachtet dort mit Wehmut und Freude die alten Sachen, die Vertrauten seiner Jugend. Mit Jean Paul stellt Stifter die Geschichte eines bescheidenen Hauses höher als die „große“, wo „man die Liebe ausgelassen und das Blutvergießen aufgezeichnet hat“. Eine verwandte Saite, die auch in der „Mappe“ nachklingt, schlägt Hauff an. Er spricht von Taten, welche „jene stille Größe in sich tragen, die den Lohn in sich selbst findet und ohne Dank bei der Mitwelt, ohne Ansprüche auf die Nachwelt entsteht, ins Leben tritt — verschwindet“ (Lichtenstein III, 124).

Sein unmittelbares Vorbild für „Die Antiken“ hat Stifter im „Leben Fibels“ gefunden. Wie er nach dem verlorenen Buche seines Ahnherrn forscht, sucht Jean Paul die Schriften Fibels. Auf einer Reise, die er in dieser Absicht unternimmt, findet er bei einem getauften Juden die lang ersehnten Bücher, allerdings sehr unvollständig: Denn der Händler hatte „nichts mehr davon vorzuweisen als kostbare leere Band- oder Buchschalen“. Dennoch wird das Suchen fortgesetzt und nun mit besserem Erfolge. Es finden sich „nicht nur im ersten Bande noch anderthalb Ruinen Blätter, sondern unter diesen zum höchsten

Erstaunen folgendes Titelblatt: „Curieuse und sonderbare Lebenshistoire des berühmten Herrn Gotthelf Fibel, ... mit sonderbarem Fleiße zusammengetragen, und aus Licht gestellt, von Joachim Pelz, der heil. Gottesgelahrtheit Beflissenen. Erster Tomus, so desselbigen Fata im Mutterleibe enthält." (Leben Fibels, S. 13, 14.) Jean Paul verfolgt die aufgefundene Spur und es gelingt ihm, einen großen Teil der Schriften zu sammeln, die er als getreuen „Auszug aus den 40 bruchstücklichen Bänden" der Öffentlichkeit übergibt.

Auch für die engere Novelle hat „Vater Paul" Motive dargeboten. Wie der Obrist und nach seinem Beispiele der Doktor ihr Leben niederschreiben und erst nach einiger Zeit die gesperrten Blätter wieder lesen, tut es auch Quintus Fixlein. „Seine Mutter mußt' ihm nämlich die Landkarte seiner kindlichen Welt ... mappiren und ihm alle Züge erzählen, woraus von ihm auf seine jetzigen Jahre etwas zu schließen war. Diesen perspektivischen Aufriß seiner kindlichen Vergangenheit trug er dann auf kleine Blätter auf, die alle unsere Aufmerksamkeit verdienen. Denn lauter solche Blätter ... schlichtete er chronologisch in besondere Schubladen einer Kinder-Kommode und theilte seine Lebensbeschreibung ... in besondere Zettelkasten ein ... Wollt' er sich nach einem pädagogischen Baufrohn-Tag einen Rastabend machen, so riß er blos ein Zettelfach, einen Registerzug seiner Lebensorgel heraus und besann sich auf Alles." (Leben des Quintus Fixlein, S. 75.) Arnim bringt dieses Motiv in noch größerer Übereinstimmung mit Stifter, psychologisch vertieft und mit ethischen Zwecken verbunden, obwohl es nicht feststeht, daß Stifter Arnim kannte: „Ich soll mich nun besinnen, soll bestimmte Absichten verfolgen und mich nicht fortreißen lassen von Lüsten zu wissenschaftlichen Beschäftigungen. Zu diesem Behufe hat er [der Hofmeister] mir heute das Versprechen abgenommen, alle Abend treulich auf-

zuschreiben, was ich gedacht und erlebt habe, darüber Betrachtungen anzustellen, was wahr, was falsch, was versäumt oder übereilt sei. Er wußte mir das Unternehmen eines solchen Tagebuchs als höchst nützlich, als sehr unterhaltend darzustellen . . ." (Die Verkleidungen des französischen Hofmeisters und seines deutschen Zöglings, S. 103. 104, Novellen, Berlin 1839.) Es handelt sich dabei um einen typisch romantischen Zug, der tief im Pietismus wurzelt: Die Selbstbeobachtung und die Selbsterziehung.

Der erste Schmerz über die vermeintliche Untreue der Geliebten äußert sich beim Doktor in einer Art Vernichtungswut. 300 22 ff: „Ich wollte . . . nicht . . . hinabgehen, sondern ich nahm meinen Stock . . . und zerschlug mit demselben alle Steinbrechen . . . daß der Ort wild und wüst war. Dann stieg ich . . an den Felsen . . . so schnell hinab, daß ich mir die Hände blutig riß. 301 29 ff: Ich stieg von dem Lidkessel . . . empor, indem ich die Hand wieder in die Gesträuche schlug, daß sie blutete, . . ." Ebenso gebärdet sich Flamin in seinem Zorne, „da [er] seinen Spazierstock bis zum Knicken einstieß, Blumen köpfte, Laub abschlug . . . Flamin streifte die Blüthen und Blätter von einem Schlehenast mit blutiger Hand . . . Er quetschte seine Hand in die Schlehenstacheln." (Hesperus III, 454 f.) Charakteristisch ist auch, daß fernes Glockenläuten in beiden Dichtern gleiche Gefühle und gleiche Stimmungswerte auslöst. „Plötzlich kam ein altes vertrautes, aber wunderbares Mittagsgeläute aus den Fernen herüber, ein altes Tönen, wie aus dem gestirnten Morgen dunkler Kindheit . . . (Walt) dachte voll Sehnen an seine fernen Eltern — an das Stillleben der Kindheit . . . Walt wohnte, wie ein Traum, nur in der Vergangenheit" (Flegeljahre III, 241 f.). Vgl. dazu 331 32 ff.[1]) In der Schilderung der Grundsteinlegung (282 26 ff.) finden wir

[1]) Weitere Belege bringen die Anmerkungen.

deutliche Anklänge an die Darstellung des gleichen Festes in den Wahlverwandtschaften. Der hohle Raum, bestimmt, Gedenksachen aufzunehmen, die Flasche, die gangbaren Silber- und Goldmünzen in der Prägung vom letzten Jahre, die Goldplatte mit dem Festdatum, das Pergament mit Aufzeichnungen werden auch dort erwähnt: „Hier in diese unterschiedlichen gehauenen Vertiefungen soll Verschiedenes eingesenkt werden, zum Zeugniß für eine entfernte Nachwelt. Diese metallnen zugelötheten Köcher enthalten schriftliche Nachrichten; auf diese Metallplatten ist allerlei Merkwürdiges eingegraben; in diesen schönen gläsernen Flaschen versenken wir den besten alten Wein, mit Bezeichnung seines Geburtsjahrs; es fehlt nicht an Münzen verschiedener Art, in diesem Jahre geprägt" (Weimarer Ausgabe 20, 99). Hier wie dort steuern die Festteilnehmer Andenken bei; Schmuckgegenstände, Haarzierden, was gerade der Zufall bietet. Goethe und Stifter verwenden auch an dieser Stelle den Ausdruck „Gewerke" (283 16).

3.

Bei einem Werke, das der Dichter so hoch bewertet hat, wird es uns nicht wundernehmen, auf Schritt und Tritt persönlichen Grundlagen zu begegnen, die sich bisweilen mit dem Erlebnis bis in die feinsten Züge decken. So sind die „Alterthümer" die poetisch abgeklärte Darstellung seiner Jugend von den frühesten Zeiten der Kindheit, da sein Vater noch lebte, bis in jene Tage, wo der Dichter als gereifter Mann an der Seite der Gattin zu längerem Besuche in die Heimat kommt. Vor allem aber hat seine ideale Jugendliebe, der es nicht vergönnt war, zur Vereinigung in dauerndem Bunde zu führen, in der „Mappe" ihre Spuren hinterlassen. Mögen sich Bezüge darauf im „Hochwald" und „Haidedorf", in der „Narrenburg" und im „Nachsommer", oder sonst noch

weniger deutlich finden, so bilden sie für unsere Novelle die wichtigste Grundlage: Margarita ist die Geliebte seiner Jugend, der Obrist ihr Vater und der Doktor der Dichter im Gewande seines Ahnen.

Wie der Obrist als Fremdling in das Tal kommt, war auch die Familie Greipl um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Höritz nach Friedberg eingewandert. Hier begründete Adalbert Greipl ein Leinwandgeschäft, das, durch seinen Sohn Mathias zu hoher Blüte geführt, für die Bewohner der Gegend ein wahrer Segen wurde, da viele durch die Weberei ihr Auskommen fanden. Eine segensreiche Tätigkeit im neuen Wirkungskreise zeichnet auch den Obrist aus. Mathias hatte einen Sohn und vier Töchter, deren älteste, Fanny, die Geliebte Stifters war. Gleich dem Doktor Augustinus, der im Hause des Obrist stets herzliche Aufnahme findet, war unser Dichter ein häufiger und gern gesehener Gast im Hause Greipl. Frohsinn und treue Freundschaft waren in diesem Kreise zuhause. Der trauliche Verkehr mit der lieblichen, heiteren Fanny ließ im Herzen Stifters gar bald jenes innige, immer wachsende Gefühl der Liebe emporsprießen, das ihn erst so glücklich und hernach umso unglücklicher machen sollte. Der Bezug zum Leben des Doktors ist ganz deutlich. Wie im Hause des Obrist wurden auch im Hause Greipl ernste, bildende Gespräche geführt, Schrifttum und Malerei in den Kreis der Betrachtung gezogen. Wenn in der „Mappe" der junge Doktor an der Seite Margaritas durch die Felder schreitet und sie auf die Wunder der Natur aufmerksam macht, ihr Steine und Pflanzen erklärt, so tritt uns lebhaft das Bild des jungen Dichters vor Augen, der auf den häufig unternommenen Ausflügen seiner Geliebten die Herrlichkeit und Größe der Natur zu erschließen sucht, in seiner breiten dozierenden Art auch die kleinsten Erscheinungen eingehend und liebevoll behandelt. Dieser vertraute

Umgang der Liebenden in und mit der Natur fördert und stärkt in der Dichtung die reine Liebe, auf einem Spaziergange richtet der Doktor an Margarita die Frage: „Margarita, habt Ihr mich wohl lieb?“ und erhält die Antwort: „Ich liebe Euch sehr . . . ich hab' Euch über Alles lieb“ (294). Auch Stifter gesteht in dem Briefe an Fanny vom 7. November 1828, nur das Herumfahren sei schuld gewesen, daß sie einander liebgewannen (XVII, 2). Doch in beiden Fällen hatte das Glück nur kurzen Bestand. Blinde Eifersucht zerstört in der Dichtung das reine Verhältnis, die gleiche Leidenschaft verschuldete auch das Unglück des Dichters. In dem Schreiben vom 3. Februar 1829 wirft Stifter die Frage auf: — „hat wohl der heurige Carnevall wieder ein Unglück unter deinem Busentuche angerichtet???“ (XVII, 5.) Der Mann, welcher des Dichters Eifersucht erregte, war der Arzt Huber, der Fanny eifrig umwarb. Ähnlich spielen sich auch die Vorgänge in der „Mappe“ ab. Der Verkehr Margaritas mit dem schönen Vetter Rudolf, dessen Augen so „sanft und milde“ blicken, stachelt die Eifersucht des Doktors auf, und auch er spricht den Zweifel an der Wahrheit ihrer Liebe aus. Die Wirkung der beleidigenden Worte ist im Leben und in der Dichtung gleich. Fanny hüllte sich, durch die Frage schwer beleidigt, in ein „langes Stillschweigen“, von Margarita heißt es: „Auf diese Rede erwiederte sie gar nichts. Sie sagte kein Wort mehr“ (304 31, 32). Fanny machte dem Dichter den Vorschlag, ihre freundschaftlichen Beziehungen abzubrechen. Ähnliches sagt Margarita zum Doktor Augustinus: „Ich habe recht gerne Eure Gattin werden gewollt, ... aber da nun Alles anders geworden ist, muß ich Euch sagen, daß es nicht mehr geschehen kann“ (306 31 — 307 2). Stifter wurde durch die entschiedene Antwort Fannys wieder zur Besinnung gebracht. Er sucht sich zu entschuldigen und will die Innigkeit des Verhältnisses wieder herstellen.

Er weist hin auf die zwingende Macht des Gefühles getäuschter Liebe und beweist auch ihre Berechtigung: „Wenn der Blitz des Himmels, wenn die Wasser des Wolkenbruches, wenn ein Erdbeben meine Hütte zu Grunde richtet: so erkenne ich das Walten der Gottheit, und trage den Verlust mit einem ruhigen Schmerze: aber wenn der falsche Nachbar, oder muthwillige Hände des Kriegers meine Habe zerstören, so muß der Schmerz ein lebendiges Gefühl beleidigten Rechtes seyn, und ist umso unbändiger, da er sieht, es durfte nicht seyn. Dann, wenn die Hütte und das Gärtchen sein einziges Gut war — dann verzweifelt er an der Würde der Seele — und wird ein Bösewicht. —" (XVII, 21 21—31). Was der Dichter mit den Worten, „und wird ein Bösewicht" meinte, hat er später ausgesprochen. Als im Frühjahre 1830 das Verhältnis zu Fanny vollständig gelöst wurde, hält es der Dichter in einem Briefe an Mathias Greipl für möglich, Ausschweifungen anheimzufallen. Die Besorgnis des jüngeren Freundes und seine Warnungen veranlaßten Stifter zu jener Antwort, wo er in etwas sophistischer Weise betont, er habe das Wort „Ausschweifungen" nicht in dem gewöhnlichem Sinne genommen, sondern habe gemeint, er werde die Grenzen „eines heiter ruhigen Lebens überschreiten und in Extreme fallen, . . . welche die Harmonie in Wildheit, und Sitte in Unordnung herabstürzen, und indem sie die Wunde nur betäuben, dieselbe nicht nur nicht heilen, sondern vergrößern, und aus dem Unglücklichen einen Sünder machen" (XVII, 24). Zum Sünder wird auch der Doktor Augustinus. Er wendet alle Kunst der Überredung auf, um seine Geliebte wieder zu gewinnen (307). Doch er vermag ihren Entschluß nicht zu ändern, und voller Verzweiflung will er das Leben von sich werfen. Stifter fand in Fannys Bruder einen milden Warner, in ihrem Vater einen edlen Freund, der sein tiefes Weh verstand und dem

Dichter tröstend zusprach. Auch dem Doktor tritt ein edler Tröster zur Seite, ein Mann von reicher Lebenserfahrung, der Obrist. Er rettet den Verzweifelnden vor dem Zusammenbruche und gibt ihm den Glauben an sich selbst und die Menschen wieder. Ein sanfter Schmerz und stille Resignation hielten nach dem gewaltigen Sturme Einkehr in des Dichters Brust. Die freundliche Muse soll seine Trösterin sein, er will jetzt das tun, was er schon früher in einem Schreiben an Fanny ausgesprochen: „Dann [im Falle einer Trennung] will auch ich versuchen, die Liebe, die nun dein ist, überzutragen auf meine Arbeiten, und auf die Menschheit — ein wohlthätiges Leben, sagt man, gibt ja auch Zufriedenheit" (XVII, 19 12—15). Den gleichen Gedanken setzt der Doktor Augustinus in die Tat um. Allerdings, ganz vermag der Dichter nicht seine Liebe „überzutragen". Immer wieder kehren seine Gedanken zur Jugendgeliebten zurück, noch hegt er eine leise Hoffnung, es werde alles wieder gut werden. Auch in Augustinus Herzen ist die Glut nicht erloschen; als der Obrist ihm mitteilt, daß Margarita zurückgekehrt sei, bekennt er offen: „Ich habe immer an sie gedacht" (339 10).

So weit decken sich in den Grundzügen Leben und Dichtung. Den endgiltigen Verlust der Geliebten, der dem Dichter fast das Herz gebrochen, stellt er in dem Werke nicht dar. Daß ihm die poetische Kraft dazu nicht gefehlt hat, beweist die erschütternde Tragik in der Geschichte des Felix im „Haidedorf". In eitel Glück und Freude klingt die Erzählung von Margarita und dem Doktor Augustinus aus — eine bittere Ironie auf das Ende von Stifters Jugendliebe.

Zur Gestalt des Obrist hat der Großvater Stifters väterlicherseits, Augustinus, manchen Zug geliehen. Reitzenbeck berichtet in seiner Biographie Stifters, daß dieser Großvater ein kerniger, edler, tatkräftiger und doch so kinderweicher

Mann gewesen sei. Der Knabe war ständig um ihn, lernte den Greis lieben und verdankte ihm manche schöne Seite seiner Herzensbildung. Der Dichter gedenkt seiner noch in den Tagen des Alters mit inniger Verehrung und Bewunderung (XVIII, 87).

Auch sonst haben noch Gestalten aus Stifters Umgebung in dem Werke Spuren hinterlassen. In dem kleinen Gottlieb, den der Arzt bei sich aufnimmt und erzieht, begegnen wir dem Stiefbruder des Dichters, Jakob Mayer. Selbst die Episode der glücklichen Heilung des Jünglings scheint im Leben Stifters ihre Voraussetzung zu haben, nur daß der junge Freund nicht gerettet wurde. Es handelt sich um jenen Gustav, dem die „Bunten Steine" gewidmet sind. Er war von Linz nach Wien gekommen, um die Rechte zu studieren, fiel in eine hitzige Krankheit und starb zum größten Schmerze des Dichters, der ihn wie einen „Adoptivsohn" geliebt hatte. Stifter war, wie wir aus der Entstehungsgeschichte der zweiten Fassung wissen, durch das Unglück so ergriffen worden, daß er nicht weiterarbeiten konnte. Als er sich erholt hatte, verflocht er das traurige Ereignis, freilich mit glücklichem Ausgange, in die Novelle. Endlich wäre noch zu bemerken, daß ein Pate Stifters für die Darstellung der Tätigkeit des Doktors von Bedeutung war, der Arzt oder Bader Schacherl in Oberplan.[1]) Auch dieser Mann kam zu Fuß oder zu Wagen auf seinen Krankenbesuchen in der Gegend herum, da er weit und breit der einzige war, der den ärztlichen Beruf ausübte.

4.

Seine tiefste Seele, die Stürme seines Herzens, die Geschichte seiner Liebe hat uns der Dichter in der Novelle

[1]) Nach einer Mitteilung von Herrn phil. cand. Gustav Jungbauer.

berichtet. Ebenso persönlich ist auch das Lokal, wo diese Geschichte sich abspielt. Erlebnis und Ort des Erlebten sind untrennbar verbunden. Wo die grünumsponnenen Höhen des Böhmerwaldes düster in die Täler blicken und mit bläulichem Schimmer immer weiter in die Ferne hinauswogend lieblich herübergrüßen, wo die Moldau, „wie ein Silberblitz ins Thal geworfen", in Schlangenwindungen ihren Weg sucht, dort schwärmte Stifter für seine Fanny, dort trug auch Augustinus Lust und Leid für Margarita.

In der ersten Fassung treten die Bezüge auf die Gegend von Oberplan und Friedberg zwar spärlicher, aber desto deutlicher hervor. Pirling, „der freundliche Ort", ist ohne Zweifel der Markt Friedberg. Für die Wahl des Namens war vielleicht der in der Nähe ziehende Zwierlinger Bergrücken maßgebend. Der Doktor kommt am Tage des Schützenfestes aus „Stüblern im Walde herüber" (vgl. die Lesarten zu 334 6 ff). Dieses Stüblern ist eine kleine Ortschaft nördlich von Friedberg. Auch andere Orte der Umgebung werden genannt: Unterwuldau, in der „Wiener Zeitschrift" Unterwaldau geheißen, nordwestlich an der Moldau, Kirchschlag, fast nördlich, und Weißenbach, die Gemeinde Ober- oder Vorderweißenbach, südlich in Oberösterreich. Der einzige Ort Grünberg läßt sich in der Gegend nicht auffinden. Vielleicht dachte Stifter dabei an ein Häuschen, das am Fuße des Hügels liegt, auf dem Friedberg sich hinbreitet. Die Leute nennen es das „Grünbergerhaus", seinen Besitzer den „Grünberger" und die Mitbewohner die „Grünbergerleut'" (J. C. Markus: Böhmens deutsche Poesie und Kunst. 1896, 1. Heft). Für Friedberg spricht ferner die Angabe Sommers, daß es im Orte zwei Wirtshäuser gegeben habe. Zu Stifters Zeiten hieß der Besitzer des oberen Schiffler. Heute trägt das Haus auf seinem Schilde „Gasthaus zum Hochwald". Das untere wurde in der Jugend Stifters von Jakob Pernsteiner (in

der „Mappe" Bernsteiner) geführt. Hein berichtet, daß auf dem Steinbühel die Friedberger Schützen alljährlich Scheibenschießen abhielten. Der erste Preis dabei war ein aufgeputzter, weißer Ziegenbock (Hein, 193). Die Bühne für die Tragödie des Obrists stellen die Alpen dar. Bei der von der Riese überbrückten Schlucht hat der Dichter an das Höllental gedacht, das er 1840 mit seiner Gattin besucht hatte. Er entwirft in den „Ausflügen und Landparthieen" folgende Schilderung davon: „ein äußerst schmales, tief geschnittenes Felsenthal, von den Wässern der Schwarza durchrauscht, beiderseits von Hochalpen begrenzt; denn auf der nördlichen Seite stürzen die furchtbaren Wände des Schneeberges ab und gleichsam einen Schritt davon steigen schon wieder die senkrechten Massen der Preuneralpen empor, und beide Gebirge zählen über 600 Fuß über dem Niveau des Mittelmeeres. Die Straße, welche durch dieses Thal führt, mußte theilweise den Felsen abgerungen werden, indem sonst nichts als die Schwarza Platz hatte. Der Weg läuft bald dieß- bald jenseits des Flusses, über den bei 14 Brücken gespannt sind. Vor noch nicht sehr vielen Jahren war kaum ein Fußpfad in diesem Thale, und man kann sich denken, welche furchtbare und entzückende Wildniß hier gewesen sein mag; zwei hohe Bergkolosse mit all ihren Wänden, Schründen, Bachgüssen und Waldbreiten so nahe gegen einander schreitend, daß man meint, man könne von einem auf den anderen hinüberrufen, zwischen ihnen meilenlang nichts als das rauschende tosende Wasser und an dessen Ufern eine zerissene, üppig aufsprossende Waldung..." (XV, 219 f.)

In der zweiten Fassung sind die lokalen Angaben viel zahlreicher. Allein wohl dem Interesse des Dichters, das Werk in eine allgemeinere Sphäre zu heben, ist es zuzuschreiben, daß mit der Umarbeitung eine Verschleierung der Örtlichkeit eingetreten ist. Die Namen Weißenbach, Unterwaldau,

Stüblern, Kirchschlag und Grünberg sind getilgt, nur Pirling wurde beibehalten.

Die Wiesen der Beringer (152 22) weisen deutlich nach Oberplan. Einige Minuten ostwärts, an der Straße gegen Honetschlag, quillt das Beringerbrünnlein, das den Wiesen den Namen gab. Die Kirche von Oberplan ist der hl. Margarita geweiht. Sie wird schon im Jahre 1384 erwähnt. Der Ort hieß damals Plan am Berge des Witigo (= Thal ob Pirling). Das Doktorhaus, das Geburtshaus Stifters, liegt im unteren Teile des Marktfleckens in der Nähe des Ansbaches. Es heißt heute beim „Mazel" oder beim „Mathsel (Mathias)" (Hein, 12). Der Ort unheimlicher Nachttöne, die Hammerau, deutet auf die sumpfige Niederung bei Vorderhammer, das zum Marktbezirke Oberplan gehört.

Das Flüßchen Siller, das vom Sillerwalde kommt, ist wohl der Schütterbach, der nördlich vom Schütterwalde entspringt. Sommer nennt ihn Schillerbach. Die Moldau, obwohl träge fließend, übernimmt den Namen des Bergbaches und behält ihn auf ihrem ferneren Laufe bei, sodaß die Siller auch den Fuß des Hügels bespült, auf dem Pirling liegt.

5.

In der zweiten Fassung haben wir ein völlig neues Werk vor uns. Wenn wir fragen, was den Dichter zur Umarbeitung bewog und was er damit erreichen wollte, so gibt er uns selbst eine befriedigende Antwort: „Geschlossen" und „graniten" sollte die Erzählung werden (XVII, 127). „In anspruchloser Einfachheit und in massenhaft gedrängtem Erzählen" sollte „ein ganzes Leben und einer der tiefsten Charaktere" dem Leser vor Augen geführt werden (XVII, 127). „Einfachheit, Größe und Güte der menschlichen Seele . . . durch lauter gewöhnliche Begebenheiten und Ver-

hältnisse gebothen" widerzuspiegeln, war der Zweck des Werkes (XVII, 191). In letzter Linie mag auch die Absicht mitgespielt haben, die „Mappe" und „Narrenburg", die in den ersten Fassungen sich nahe berühren, etwas zu scheiden (Vgl. oben, S. XLIII ff.).

Noch zweimal mußte das Werk in seiner Grundanlage eine Änderung durchmachen. Zwar war der Dichter von der zyklischen Form abgekommen, doch nicht mit voller Konsequenz. Denn die „Bettler" sollten auch in der Buchausgabe ihren Platz finden (XVII, 127). Sie waren in der neuen Gestalt schon fast fertig, wurden aber doch der Einheitlichkeit des Ganzen geopfert. Als das Werk der Vollendung entgegenging, taucht auf einmal der Gedanke auf, die Novelle in zwei Bänden erscheinen zu lassen. Der erste hätte bis zur Verheiratung des Doktors geführt, der zweite wäre hauptsächlich der Ausgestaltung seines Charakterbildes gewidmet gewesen (XVII, 179). Die Spuren dieses Planes lassen sich noch in der gegenwärtigen Form nachweisen. Das Anschwellen des Stoffes hatte dem Dichter jenen Gedanken nahegelegt. Als er ihn fallen ließ, war ein schnelles Abbrechen geboten und so entstand ein Riß im Aufbaue. Die vorausgehenden breiten Partien erdrücken den Schluß und die Harmonie der Komposition erscheint dadurch gestört.

Das Prinzip der Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Erzählung machte in erster Linie technische Änderungen notwendig. Während der Dichter in der ersten Fassung den Leser medias in res führt, stellt er in der Umarbeitung in dem Kapitel „Gelöbniß" allgemein gehaltene Betrachtungen an und gibt Vordeutungen auf das Folgende, sodaß wir diesem nicht mehr unvorbereitet gegenüber treten. Um Gelegenheit zur Charakteristik der Personen zu finden, schiebt er die Abschnitte „Margarita" und „Thal ob Pirling" ein. Die Gestalten sind jetzt klarer und konsequenter gezeichnet.

Der Doktor steht nun als ein „nach allen Seiten thätiger, gütiger und starker Mann" vor uns und der Obrist ist zu einer Idealgestalt emporgewachsen. Er überschaut die Entwicklung der Ereignisse und steht, sie prüfend und lenkend, im Mittelpunkte der Handlung. Der Rücksicht auf die Geschlossenheit verdankt auch das Nachwort seine Entstehung. Während der Dichter früher von einer einseitigen Rahmenerzählung ausging, tritt er in der Buchausgabe am Schlusse selbst wieder berichtend hervor und zieht so einen geschlossenen Rahmen um die Novelle.

Im Einzelnen ist die Handlung in der zweiten Fassung enger verknüpft und der logische Zusammenhang besser herausgearbeitet. In der Urfassung findet Augustinus Margarita beim Schützenfeste ganz unerwartet wieder. In der zweiten Fassung wird er durch den Obrist auf das Wiedersehen vorbereitet (338 $_{29}$ — 339 $_{1}$). Dadurch ist die Unterredung der beiden an ihren richtigen Platz gerückt. Auch psychologisch vertieft wurde das Werk. Die Abreise Margaritas und die Trennung scheint in der „Wiener Zeitschrift" mehr zufällig, in der Buchausgabe aber erklärt der Obrist, daß er die Tochter mit Absicht fortgegeben und zum Heile der Liebenden ein Opfer gebracht habe.

Ebenso bedeutend wie die technischen Änderungen sind auch die Wandlungen im Stil. In dem Streben nach Einheitlichkeit und gedrängtem Erzählen, also in der Technik, war Stifters Abkehr von der Romantik und die Hinneigung zum Klassizismus Goethes zutage getreten. Diese Wandlung des Dichters mußte vor allem in dem Werke, das ihm am meisten am Herzen lag und zeitweise sogar als das bedeutendste erschien, ihre Spuren prägen. Die beiden Fassungen vertreten daher den romantisierenden leidenschaftlichen Jugendstil und die gereifte, ruhige Stilkunst der Altersdichtung. Die erste läßt erkennen, daß Stifter im Grunde eine leiden-

schaftliche Natur war, daß ihm auch die Kunst der Darstellung erschütternder seelischer Vorgänge nicht mangelte, daß er Humor und heitere Lebensfreude ebenso wie tiefes Leid und Verzweiflung zu zeichnen vermochte. Demnach ist nicht Unvermögen der Grund der ruhigen und streng gleichmäßigen Stilkunst der „Mappe" in ihrer zweiten Gestalt. Er ist vielmehr in jener von dem Dichter bewußt angestrebten Kunst- und Lebensanschauung zu suchen, die später im Nachsommer ihren höchsten, stellenweise sogar übertriebenen Ausdruck gefunden hat. Den „protokollmäßigen Stil nüchternen Gleichmuths" (Hemsen, Blätter für literarische Unterhaltung 1851, Nr. 55, S. 217), das Ausweichen vor jedem Anlasse, die Leidenschaft mit brennenden Farben zu schildern, dem Dichter zum Vorwurfe zu machen, verrät durchaus eine falsche Auffassung Stifterscher Eigenart. Wer den Dichter kennt, bemerkt überall ein Übermaß von Gefühl, das, weise beherrscht, unter einer verhüllenden Decke „arbeitet"; gerade in dem Verschweigen liegt eine packende Sprache.

Das Festhalten dieses Tones kann dann zu einem besonderen Vorzuge werden, wenn es gilt, einen heißen Schmerz zu schildern, der schon in Wehmut überging, oder von den Gefühlen eines Greises zu berichten, die einst in der Jugendzeit mächtig aufloderten und nun schon einer leisen Resignation anheimgefallen sind. So erzählt der Obrist die Geschichte seines Lebens, in diesem Tone wird uns der Verlust seiner Gattin geschildert.

Beiträge zu der ruhigen naiven Stilkunst hat auch die Bibel geliefert. Zwar geht ihr Einfluß in der „Mappe" nicht so weit, daß sich wie im „Abdias" unmittelbare Bezüge in Motiven und Situationen aufdecken ließen. Doch die Lieblichkeit der biblischen Sprache hat auch in unsere Novelle Eingang gefunden und tritt bald leiser, bald in wörtlichem Anklang und direktem Parallelismus zutage. Wenn der Dichter vom Ur-

großvater 136 33 berichtet . . . „wie er Macht hatte über die Dinge auf der Erde und in der Luft", schwebt ihm Math. 28, 18 vor: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden". „Der Vogel in der Luft und der Fisch im Wasser" 138 13 erinnert an I. Mos. 9, 2 „alle Vögel unter dem Himmel . . . und alle Fische im Meer". Alle Personen zeigen bisweilen einen biblischen Zug in ihrer Sprache. Der Obrist tröstet sich über den Tod der Gattin mit dem Gedanken „Gott brauche einen Engel im Himmel und einen guten Menschen auf Erden" 182 20, ein Anklang an Luc. 2, 14 „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden . . ." Lucas bietet auch eine Parallele zu den Worten Margaritas: 303 14. 15 „Wie kömmt denn diese Rede zu Euch?" Dort heißt es 24, 38: „warum kommen solche Gedanken in Euer Herz?" Der Obrist und Augustinus schütteln einander die Hände „zum Zeichen des Bundes" 183 33 — die genaue Entsprechung finden wir I. Mos. 9, 12 „und Gott sprach: Das ist das Zeichen des Bundes." Zu 307 24. 25 „Und da war es, wo eine solche Vergessenheit aller Dinge des Himmels und der Erde über mich kam!!" vgl. Matth. 3, 16: „Johannes sahe den Geist Gottes . . . über ihn kommen". Die Worte des Doktors 356 32 „O mein Gott, o mein Gott" haben ihre Entsprechung bei Math. 27, 46: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Der schöne Schluß der Novelle: „Friede mit ihm!" erinnert an die Worte des Auferstandenen: „Friede sei mit euch!" Luc. 24, 36.

Der Einfluß Homers ist wenn nicht bedeutend schwächer, doch viel inniger von der Sprache eingesogen. Deutlicher Homerischer Anklang zeigt sich beim Einsetzen einer Rede: vgl. 183 25 „Endlich nahm er wieder das Wort und sagte", oder 303 1 „Sie nahm zuerst das Wort und sagte".

Dem Gesamteindrucke nach hat das Werk in seiner zweiten Fassung an Lebendigkeit eingebüßt. Als Kunstwerk

im Einzelnen betrachtet hat es jedoch sicherlich gewonnen und reichlich die Mühe und Sorgfalt gelohnt, die der Dichter darauf verwendete. Fremdwörter, die sich in der ersten Fassung in ziemlicher Anzahl finden, werden fast durchaus verdeutscht oder vereinzelt deutscher Form genähert. Archaismen oder gesuchte, altertümliche Ausdrücke werden modernisiert und durch gebräuchlichere Wortformen dargestellt. Neologismen, die der Dichter früher hauptsächlich durch Zusammensetzung prägte, schwinden, Komposita und Partizipialkonstruktionen werden aufgelöst. So tritt in der Mehrzahl der Fälle für den speziellen Begriff (Kompositum) der allgemeinere (Simplex) ein, wodurch freilich öfters die Anschaulichkeit verloren geht. Der Grund dieser Methode ist in dem Streben nach Verallgemeinerung, nach Ruhe und Einfachheit der Darstellung zu suchen, womit auch die Wortwahl innig zusammenhängt. Der Dichter verzichtet darauf, durch eine subjektive, leidenschaftliche Sprache Effekte zu erzielen und zieht daher den gebräuchlicheren, farblosen Ausdruck vor. So erweckt er an manchen Stellen direkt den Anschein der Wortarmut.

Man betrachte nur die verschiedenartigen Geräte, Schmuckgegenstände usw., die alle mit dem nichtssagenden Ausdrucke „Ding" bezeichnet werden. Während in der ersten Fassung die Häufung des schmückenden Beiwortes nicht selten ist, wird sie in der Buchausgabe im Prinzip vermieden, ebenso wie auch der gesteigerte poetische Ausdruck der Originalfassung bedeutend gemildert wird, indem allzukühne Bilder, Vergleiche, Personifikationen beseitigt werden. Zu kräftige, übertreibende Wörter werden gleichfalls abgeschwächt. Der Dichter erwägt genau die Wahrscheinlichkeit des Gesagten und begrenzt den Grad der Möglichkeit auch durch den sprachlichen Ausdruck. Erschütternde Momente, Seelenkämpfe sind in der Urfassung breit ausgeführt und oft mit Reflexionen verbunden. Die Buchausgabe zeigt in diesen Fällen eine knappere

Darstellung, oft nur die Erwähnung äußerer Vorgänge. Die Wirkung des Geschehenen äußert sich mehr in der folgenden Handlung als in Worten. Im Bau des Satzes sind an die Stelle der in raschem Rhythmus einem Höhepunkte zustrebenden Nebensätze, die Jean Paul nachgebildet waren, oft gleichmäßig gebaute, in ruhigem Flusse dahinströmende Hauptsätze getreten. Überall trifft man das Streben nach Übersichtlichkeit. Die Folge davon ist häufiger Parallelismus der Nebensätze und Rücksicht auf logische Zeitenfolge des Verbs. Die vielen kurzen erklärenden oder begründenden Sätze und Satzteile, welche in der zweiten Fassung so beliebt sind, dürften wohl auf das Streben nach möglichster Klarheit der Darstellung zurückzuführen sein. Sicherlich spielt hier auch jene Neigung des Dichters zu Nebenzügen mit, die im Laufe seiner künstlerischen Entwicklung ständig zunimmt.

6.

Zum Schlusse noch einige Worte über die Darstellung der Natur. Stifter hat gerade in der Schilderung der großartigen winterlichen Naturerscheinungen einer Lieblingsneigung freien Spielraum gelassen. Diese Art dichterischen Schaffens war neu, stand in strengem Gegensatze zur Novellentechnik der Zeit, sie mußte auffallen, ja so in den Vordergrund treten, daß die Handlung dahinter zurückzubleiben schien. Den Fehler, die Schilderung als die Hauptsache zu betrachten, beging ein ungenannter Rezensent in den Blättern für literarische Unterhaltung 1847, Nr. 301. Er findet, daß „das größte Ereigniß in dem langen Idyllenleben eine gefahrvolle Winterreise [sei], wo das eingetretene Thauwetter in plötzlichem Frost erstarrt, der Boden, die Gebüsche, der ganze Wald mit Glatteis überzogen wird". Es nehme „die Beschreibung dieses . . . Ereignisses insofern einen zu großen Raum ein,

als die Folgen desselben kaum ein Verhältniß zu ihm zeigen." Es ist richtig, Stifter entrollt uns hier ein breites, fast allzubreites Gemälde, wie nur einmal noch in dem furchtbaren Schneetreiben in der Erzählung: „Aus dem bairischen Walde". Doch kann man nicht behaupten, daß hier die Naturschilderung Selbstzweck geworden sei (Hemsen, Bl. f. l. U. 1851, Nr. 56). Es handelt sich vielmehr dem Dichter darum, eine Folie für das Wirken des Doktors zu schaffen, eine Ebene, auf die dann leicht alle jene Züge, welche sich im Wesen des Doktors für die Natur aussprechen, projiciert werden können, sodaß uns sein Charakter nicht nur als wohlwollend und mild, sondern im Kampfe mit der Natur auch kühn erscheint.

Wir kennen des Dichters Naturauffassung aus den Vorworte zu den „Bunten Steinen". Das still waltende Gesetz stellt er höher als das Toben der Elemente, im Aufruhr der Naturkräfte liegt für ihn nichts Fürchterliches und Entsetzliches. Deshalb kann es uns nicht befremden, wenn wir beim Lesen der Schilderung nicht den Eindruck des Schrecklichen und Grauenhaften gewinnen, sondern vielmehr eine eigenartige Empfindung für die Großartigkeit des Schauspieles in uns ausgelöst wird. „Gott ist überall groß und wunderbar, er wird helfen und retten" spricht Augustinus tröstend zu den bebenden Nachbarn und seine Auffassung der Vorgänge erhellt am klarsten aus seinen Worten: „Ich werde die Herrlichkeit und Größe jenes Schauspieles niemals vergessen".

Stifter hat in seiner Darstellung damit einen Schritt nach vorn getan, daß er nicht allein das Gefühl zu wecken sucht, sondern durch Rundung und Vertiefung des Bildes einen vollständigen Eindruck zu schaffen trachtet. Er konnte dies um so leichter, da er seit Kindheitstagen „mit der Natur umgegangen" war und sein „Herz an ihre Sprache

gewöhnt" hatte. Für unseren Fall kommt als besonders wichtig in Betracht, daß er aus einer Gegend stammt, wo solche Naturereignisse, wie das in der „Mappe" geschilderte, keine Seltenheit sind und oft mit ähnlicher Wucht auftreten. In der Erzählung „Aus dem bairischen Walde" hat er sich geäußert, daß er „selber in einem Schneelande geboren und mit Winterstürmen vertraut" sei und wisse, „wie das verläuft". So wurde es ihm möglich das Drama in seiner wachsenden Spannung, in seinem Höhepunkte und Umschwung zu entwerfen und allmählich wieder abschwellen zu lassen.

7.

Als Stifter mit der Mappe in die Öffentlichkeit trat, war er seinen Zeitgenossen nicht mehr unbekannt. Die Kritik hatte die beiden ersten Studienbände fast durchwegs günstig aufgenommen. Als die zwei folgenden erschienen, trat jedenfalls das Interesse an der „Mappe" hinter das am „Abdias" zurück und die Breite der „Studie" machte schon von vornherein einen ungünstigen Eindruck. Ein ungenannter Kritiker ruft aus, die „Mappe" habe ihm alle „Illusionen" getötet. Er singt das alte Klagelied weiter, Stifter sei „Decorationsmaler" geblieben und niemals wolle „die Handlung beginnen". Die Blätter für literarische Unterhaltung 1847, Nr. 301 sind schon oben wegen einer ähnlichen Behauptung herangezogen worden. Ein Rezensent im „Wandelstern" (1847, Nr. 35), rühmt die treffliche Charakterzeichnung der drei Hauptpersonen, tadelt jedoch ebenso, daß Kleinigkeiten und Nebendingen zuviel Aufmerksamkeit geschenkt werde. Den gleichen Vorwurf erhebt die „Hannoversche Morgenzeitung" 1847, Nr. 88. Die Mappe enthalte zwar viel Schönes, doch scheine das Ganze fast zu sehr ausgeführt. Das ethische Moment der Novelle wurde nur selten hervorgehoben. In

einem Zeitungsausschnitte unbekannter Herkunft (Der literarische Salon 1847?), „Schöne Literatur in Oesterreich" überschrieben, freut sich der Berichterstatter, Band 3 und 4 anzeigen zu können. Er rühmt den großen goldenen Strom der Liebe, der in dem Werke „ungetrübt" dahinfließe, und den erfreulichen Gegensatz der „Mappe" zu den modernen Novellen. In diese sei „oft noch mehr Haß und Grausamkeit hineingetragen . . . , um den verderbten Geschmack gewisser Leser zu fesseln".

Der Dichter selbst war nach Vollendung des Werkes nicht damit zufrieden. Er hatte nicht das erreicht, was er im Sinne gehabt hatte, gab sich aber zufrieden und ließ das Bruchstück „als eine Studie in den Studien stehen . . ." Im Alter kehrte er zum drittenmale zu diesem Werke zurück und arbeitete es noch einmal gänzlich um. Diese unvollendet gebliebene Fassung ist bisher nur teilweise bekannt geworden und wird erst in einem späteren Bande unserer Ausgabe vollinhaltlich veröffentlicht werden.

Prag, im Juli 1908.

Hans Hartmann.
Josef Taubmann.

Zu den Bildern.

Das Porträt Stifters, das wir diesem Bande vorgesetzt haben, rührt von dem österreichischen Historien- und Porträtmaler Adalbert Suchy her, über welchen nur die dürftigen Angaben bei Wurzbach XL, 271 bekannt sind. Darnach ist er 1782 geboren und am 25. August 1849 in Wien gestorben. Er beschickte die Jahres-Ausstellung der k. k. Akademie der bildenden Künste zum erstenmal im Jahre 1820, dann 1822 und dann erst wieder, und zwar zum letzen Male, im Jahre 1840. Unsere vergrößerte Wiedergabe des Bildes ist dem Buche von Hein, S. 110, entnommen, wo es heißt: „Nach einem Miniaturgemälde von Suchy. Aus Dr. August Heymanns Sammlung in Wien."

Druckfehler:

S. 46 10 lies: antwortete
S. 48 33 lies: ging
S. 89 fehlt die Paginierung.

Studien.

Zweiter Band.

Die Narrenburg.

1841.

Sieh' nur, welch düstere Geschichten diese Trümmer reden.

Altes Buch.

1.

Die grüne Fichtau.

Hanns von Scharnast hatte ein lächerliches Fideicommiß gestiftet. Seine Burg Rothenstein sammt Zugehör an Unterthanen, an Jagd-, Fisch- und Berggerechtigkeit solle sich in gerader Linie immer auf den ältesten Sohn forterben; ist kein Sohn da, auf Töchter und in Ermanglung dieser auf die älteste Seitenlinie und so fort, bis etwa einmal der Fall eintritt, daß weder ein Cognat, noch ein Agnat von benanntem Hause übrig ist, wo sodann die Burg sammt Zugehör an den Fiscus fällt. Bis hieher wäre Alles richtig; aber eine Bedingung fügte er dem Fideicommisse bei, welche der ganzen Sache eine andere Wendung gibt. Jeder nämlich, dem die Burg als Erbschaft zufiel, mußte, ehe sie ihm ausgeantwortet würde, zweierlei Dinge leisten: erstens mußte er schwören, daß er getreu und ohne geringsten Abbruch der Wahrheit seine Lebensgeschichte aufschreiben wolle, und zwar von der Zeit seiner ersten Erinnerung an bis zu jener, da er nur noch die Feder zu halten im Stande war. Diese Lebensbeschreibung solle er dann Heft für Heft, wie sie fertig wird, in dem feuerfesten Gemache hinterlegen, das zu diesem Zwecke in den rothen Marmorfels gehauen war, der sich innerhalb der Burg erhebt; — zweitens mußte er schwören, daß er sämmtliche bereits

in dem rothen Steine befindlichen Lebensbeschreibungen lesen wolle, wobei es ihm aber nicht gestattet ist, irgend eine von dem Gemache ihrer Aufbewahrung wegzutragen. Wer eine von diesen Bedingungen nicht erfüllen könne oder wolle, der wird betrachtet, als sei er im Augenblicke des Anfalles des Fideicommisses gestorben, und dasselbe geht auf seinen fideicommissarischen Nachfolger über. Für jeden minderjährigen Fideicommissar müsse das Erbe so lange vormundschaftlich verwaltet werden, bis er großjährig geworden und sich erklären könne, ob er schwören wolle, ob nicht. Bei wessen Tode sich der Fall ereigne, daß man von ihm gar keine Lebensbeschreibung in dem rothen Steine finden könne, Der wird als gar nicht geboren betrachtet, also ist auch seine ganze Nachkommenschaft nicht geboren, und das Fideicommiß geht an ihnen vorüber den Weg Rechtens weiter.

Der Grund, der Hannsen leitete, eine so seltsame Klausel an sein Fideicommiß zu hängen, war ein zweifacher. Erstens, obwohl er ein sehr frommer und tugendhafter Mann war, so hatte er doch in seinem Leben so viele Narrheiten und Uebereilungen begangen, und es war ihm daraus so viel Beschämung und Verdruß zugewachsen, daß er beschloß, Alles haarklein aufzuschreiben, ja auch seinen Nachfolgern die Pflicht aufzulegen, daß sie ihr Leben beschreiben, damit sich Jeder, der nach ihnen käme, daran zu spiegeln und zu hüten vermöge.

Der zweite Grund war: daß sich Jeder, der nur die entfernteste Anwartschaft auf Rothenstein hätte, gar wohl von Laster und Unsitte fern halten würde, damit er nicht dereinst in die Lage käme, sie beschreiben zu müssen oder sie doch halbwegs einzugestehen, wenn er den Eid von sich schiebe.

Was nun den ersten Punkt anlangt, so hatte Hanns das Unglück, das schnurgerade Gegentheil von dem zu erreichen, was er erzielen wollte. Es mußte nämlich von ihrem Ahnherrn her so viel tolles Blut und so viel Ansatz zur Narrheit in den

Scharnasts gelegen haben, daß sie, statt durch die Lebensbeschreibungen abgeschreckt zu werden, sich ordentlich daran ein Exempel nahmen und so viel verrücktes Zeugs thaten, als nur immer in eine Lebensbeschreibung hineingeht — ja selbst Die, welche bisher ein stilles und manierliches Leben geführt hatten, schlugen in dem Augenblicke um, als sie in den Besitz der verwetterten Burg kamen, und die Sache wurde immer ärger, je mehr Besitzer bereits gewesen waren, und mit je mehr Wust sich der neue den Kopf anfüllen mußte. Der Stifter würde sich im Grabe umgekehrt haben, wenn er durch die dicken Felsenwände in seine Gruft hineingehört hätte, was die Leute sagten; nicht anders nämlich, als die „Narrenburg" nannten sie den von ihm gerade in dieser Hinsicht so wohl verklausulirten Rothenstein.

In Bezug des zweiten Punktes, der Tugend nämlich, war es nicht recht klar, in wie weit der Gründer seinen Zweck erreicht habe; man sagte wohl den Scharnasts verschiedenes Böse nach, allein es kroch immer nur so im Dunkel herum: andrerseits stand aber auch die Thatsache fest, daß man sich nie einer Zeit erinnern konnte, wo Einer von ihnen als ausnahmsweises Muster der Tugend wäre aufgestellt worden.

Heutzutage liegt die Burg beinahe in Trümmern, und seit der letzte Scharnast in Afrika erschossen worden ist, konnte man auch gar keinen Anwärter mehr auf den Rothenstein auftreiben, und ein Schalk warf bereits die lächerliche Rechtsfrage auf, ob nun auch der Fiscus seine Lebensbeschreibung werde schreiben müssen.

So standen actengemäß die Sachen, als sich das zutrug, was wir in den folgenden Blättern erzählen wollen.

Eines schönen Sommertages gegen Abend im Jahre 1836 schritt ein junger, leidlich schmucker Bursche das romantische Waldthal der Fichtau an dem Flusse Pernitz entlang. Dieser Mann war trotz des jungen freundlichen Gesichtes lächerlich

anzusehen; denn er war verworren angezogen und mit den seltsamsten Dingen bepackt. An einem um die Schulter gehenden Lederriemen hing eine große, flache Seitentasche, wie ein Ofenschirm, der ihn am Gehen hinderte; längs der Kante dieser Tasche war ein Holzfuß geschnallt, der, auseinandergelegt, das Gerüste zu einem Feldsessel abgab. Auf dem Rücken trug der Mann ein Ränzlein, das ebenfalls wieder so breit war, daß es rechts und links an seiner Person hervorstand; davon hing ein langstieliger Hammer und eine abenteuerliche Hacke herab; oben war ein großer grauer Regen- und Sonnenschirm und eine lange Blechbüchse daran geschnallt, welche beide wagrecht so sehr über seine Schultern hinausragten, daß er von fern anzusehen war, wie ein wandelndes Kreuz. Die Hand hielt einen Alpenstock mit mächtiger Eisenspitze — des Uebrigen hatte er einen breiten Strohhut auf, eisenbeschlagene Stiefel an, und sein Rock schlug bei jedem Schritte so pendelmäßig gegen seine Füße, als trüge er beide Säcke voll Eisen oder Gestein. So hatte man ihn schon mehrere Wochen in den Bergen der Fichtau herumgehen und herumsitzen gesehen.

Die Fichtau aber ist ein schönes Bergrevier, voll sanftblickendem, rothbrüchigem Marmor, frischem Waldesgrün und eiskalten, abschießenden Quellen. Die Pernitz läuft unten voll Lärmen und Gepränge durch, bis sie draußen ein zahmer Fluß wird, Wiesen wässert und Walkmühlen treibt. Die Fichtau ist ein paar Tagreisen östlich von dem freundlichen Pfarrdorfe Grünberg und dem schönen Markte Pirling, welche beide an demselben Flusse Pernitz liegen. In der ganzen Fichtau ist kein einziger Ort, aber dafür ist sie gleichsam besäet mit einzeln liegenden Häusern und Gehöften, und mancher Landmann, wenn er seiner Arbeit nachging, sah obbesagten Wanderer, wie er sammt seiner Bepackung entweder an einer Felsenwand kletterte und Steine herab-

schlug, mit denen er sich dann belastete, und sie seines Weges mit fortschleppte — oder man sah ihn auf seinem Feldsessel sitzen; den eisenspitzigen Stock hatte er in die Erde gebohrt, den Stiel seines Sonnenschirmes darauf geschraubt, und im Schatten desselben zeichnete er Wälder oder Blöcke ab, auf die sonst Keiner geachtet hatte, ob sie auch schon sein Lebtage in dem Thale gelegen waren — oder man sah ihn gehen, wie er einen schweren Strauß von Blumen und Kräutern in der einen Hand vor sich her trug, während er in der andern nebst dem Alpenstocke noch einige Ruthen und anders Zeugs hinter sich herschleifte.

Des Abends nun an jenem schönen Tage, dessen wir oben erwähnten, ging er schleuniger, als gewöhnlich, neben der Pernitz hin und machte mit Händen und Armen allerlei Bewegungen, wie Einer, der ungeduldig und hastig ist oder mit sich selbst redet. — Freilich war der Mann schon in seiner Jugend mit diesem Uebel der lauten Selbstgespräche behaftet, und was noch ärger ist, er deutete auch immer mit den Händen dazu, besonders, wenn er von Eifer oder Ungeduld gestachelt war, in welche beide er übrigens sehr leicht gerieth.

Er hatte eine Gruppe Häuser vor sich, auf die er zusteuerte. An einer Stelle nämlich, wo sich das Thal am meisten erweiterte, und der Fahrweg ordentlich in eine breite Straße auseinanderging, stand das Wirthshaus der Fichtau, zur grünen Fichtau geheißen, zwar nur aus Holz gezimmert, aber mit einer glänzenden Fensterreihe auf den Straßenplatz herausseheud, der so groß und eben war, daß hundert Wagen hätten darauf stehen können. — Mit Scheunen und Schoppen und einem großen Garten ging das Haus in den geräumigen Winkel eines Seitenthales zurück, aus dem ein starker Bach hervorsprudelte. Jenseits des Baches steht eine Sägemühle, dann ist noch eine Schmiede, und weiter zurück hinter dem

Wirthsgarten sind vier oder fünf Häuser mit blanken Fenstern und dem schönen flachen Gebirgsdache.

Dieser Häusergruppe eilte unser Wanderer zu, als hätte er noch so Wichtiges auf dem Herzen, und immer schleuniger ging er, je näher er kam, so daß das Gehen fast in ein halbes Laufen ausartete, da er vor dem Wirthshause anlangte.

„Gott grüß' Euch, Vater Erasmus," sagte er eilig zu dem Wirthe, der mit seinem großen Hunde auf der Gasse stand und mit dem Schmiede und einem Fuhrmanne plauderte, welcher Fuhrmann eine Art Wochenbote war und alle Sonnabende bei dem Wirthe zur grünen Fichtau anzukommen pflegte, wo er Alles abgab, was immer für die Fichtauer aus dem Flachlande eingelaufen sein mochte. Sein Schecke stand im Stalle, sein Wagen im Schoppen, und er saß in der Abendsonne auf der langen Gassenbank des Wirthshauses, seine Gebirgspfeife rauchend und Neuigkeiten aus dem Lande draußen auskramend. — „Gott grüß' Euch, Vater Erasmus," sagte also der angekommene Wanderer; „ich werde nur schleunig diese Sachen auf mein Zimmer hinauftragen und sogleich wieder herabkommen und Euch eine Menge ausfragen. Ich habe heute die wundervollsten Ruinen entdeckt und sie sogar gezeichnet." Und somit ging er die Treppe hinan.

„Nun das geht Dem noch ab, daß er das verrückte Schloß gefunden hat," sagte der Wirth zu den zwei Andern, aber der hinauflaufende Mann hatte diese Worte mit seinem scharfen Gehöre vernommen und wurde dadurch nur noch mehr gespannt. Nachdem er das Gepäcke abgelegt und einen gehörigen Hausrock angethan hatte, kam er in dem Augenblicke wieder herunter, ein Papier in der Hand tragend, auf dem ein weitläufiges auf Felsen herumgruppirtes Mauerwerk mit Bleistift sauber skizzirt war.

„Das ist doch ein höchst merkwürdiges Gebäude," sagte er, „ich bin vollständige vier Stunden selbst mit Anlegung

meiner Steigeisen rings um dasselbe herumgeklettert und habe durchaus keinen Eingang entdecken können."

„Ei so," sagte der Wirth und sah die andern Zwei pfiffig an.

„Was denn, ei so? die Sache ist haarscharf, wie ich sage, und ich begreife nicht, was da ein solches 'ei so' sagen will."

„Ich meine nur," antwortete der Wirth, „daß das jeder Mensch in der Fichtau weiß, und daß es wunderbar ist, daß Ihr allein es nicht wisset."

„Ich sehe nicht ein, woher ich es wissen sollte; ich sage Euch ja, ich habe heute das Schloß gerade erst so frisch gefunden, als hätte ich vor dritthalbhundert Jahren Amerika entdeckt. In Eurem Lande unterstützt man Forschungen so wenig, daß sie den schönsten Marmor unbeachtet liegen lassen oder höchstens Schweintröge daraus machen. Ihr selbst habt Eure Mistjauche hinten mit Stücken des feinsten Kornes eingedämmt."

„Hab' ich das? ei, ei, Oheim, wenn Ihr weiter forschen werdet, so werdet Ihr auch Thürstöcke und Wasserkufen davon finden, und wenn Ihr dort überhaupt forschen dürftet, so fändet Ihr in Annens Schlafkammer die feinsten Fenstersimse davon gemeißelt und einen Waschtisch und Weihbrunnenkessel und ich weiß nicht, was noch, und in der Pernitz liegen noch unzählige Stücke und Blöcke, auf die Niemand achtet, als die Forellen, die darunter aus- und einschlüpfen."

„Hab' Alles außer dem Waschtisch und Weihbrunnenkessel schon gesehen und beobachtet," entgegnete der Wanderer; „aber da habt Ihr wohl Thürpfosten, das ist gut; allein eines Eurer Herdecken ist auch von rothem Marmor, während das andere von Ziegeln ist; — aber das ist Nebensache. — Ihr sagt da von Forellen — haben wir morgen einige? Ihr habt sie uns auf Sonntag versprochen."

„Eine Million ist unten im Fischtroge, — eine Million."

„Ich möchte wohl auch ein Dutzend," sagte der Schmied. „Es kommt morgen mein Schwiegersohn, der Stadtschreiber."

„Sollst haben, schwarzer Ohm," sagte der Wirth, „sende nur herüber — also der Stadtschreiber kommt und also auch die schneeweiße Thrine mit — schau, schau, —"

Und mit diesen Worten wiegte er den Kopf hin und her, gleichsam, als dächte er nach, und sein unmäßig großer, graugetigerter Hund saß mit dem Rücken gegen die untergehende Sonne, daß seine Rückenhaare, wie feurige Spieße, glänzten, und schaute seinem Herrn altklug in's Gesicht. Aber auch der junge Wandersmann stand noch immer trotzig mit seiner Schloßzeichnung da und schaute ihm auch in's Gesicht und sagte: „Das mit den Forellen ist nun gut, Vater Erasmus, — den Stadtschreiber und die schneeweiße Thrine werden wir morgen begrüßen. Ich will selber einen schönen Rock anthun und mit in die Kirche hinausfahren; aber nun gebt mir auch ein klein Gehör. — Der Abend ist so schön als einer. Wir haben uns Alle bei Tage geplagt; morgen ist Sonntag, und da dürfen wir heute schon noch ein wenig in der Dämmerung plaudern. Lasset mir den Wein auf den Gassentisch stellen, ich setze mich zu Boten-Simon auf die Bank, und wenn er Euch alle Getreidepreise von draußen gesagt und die Pferde- und Wein- und Criminal- und Unglücksgeschichten erzählt hat: dann schaut aber auch auf mein Papier her und sagt, was es mit diesem Schlosse ist, das da so, ohne daß Jemand etwas davon weiß, mitten in der Fichtau steht, mit Abenteuerlichkeit geziert, und so gut, als in gar keinem Style gebaut ist."

„Das ist recht schön, Oheim, daß die Thrine herauskommt," sagte der Wirth, „aber wenn sie nur nicht wieder eine Fracht Bücher bringt und bei Annen abladet — und da müssen wir ja doch noch vor Sonnenaufgang sehen, daß wir

einige Salblinge fangen und nachmittags ein Scheibenschießen machen — oder so etwas — damit sich Alles recht gut unterhalte, — es freut mich — — und was Euer Schloß anlangt, junger Ohm, so würdet Ihr Style genug sehen, wenn Euch Ruprecht einmal hineinließe, ja Ihr würdet Schlösser genug drinnen sehen, eine Sammlung von Schlössern, eine halbe Stadt von Schlössern, wie sie da herum auf allerlei rothe Steine angeklebt sind."

„Wer ist denn dieser Ruprecht, und wie macht man es denn, daß er Einen hineinläßt?"

„Das wäre sehr leicht," antwortete Vater Erasmus, „wenn er nur selber einmal herauskäme."

„War gleichwohl gestern in Prigliz," sagte der Schmied, „und redete mit meinem Schwiegersohne, dem Stadtschreiber; ich stand selber dabei, als ihm Der sagte, daß noch immer Niemand aufgetrieben sei."

„Ich habe ihn auch gesehen," redete jetzt der Boten-Simon darein, „es ist wirklich so, und ein erstaunlicher Fall ist es, daß ein so herrisches, verbreitetes Geschlecht ganz und gar ausgestorben sein soll — keine Maus hat sich gemeldet. Das Schloß, lieber junger Herr, das Euch so anliegt, daß Ihr es gar auf Papier abgerissen habt, das Schloß ist jetzt zu haben, und Einkünfte genug dazu; es kommt nur darauf an, daß Ihr von einer recht närrischen Familie abstammet."

„Ich gehöre selber unter den Rothenstein," sagte der Wirth, „und das ganze rechte Pernitzer Viertel sammt Zehent und Gebühren, dann das linke Viertel bis in die Hatzleser Gräben, und ich glaube auch noch die Waldhäuser bis zum Ottostift hinauf und bis an den Asang."

„Der Asang gehört auch noch dazu," sagte der Schmied; „er ist nur seit dem alten Julian an die Prigliter verpfändet; mir hat es mein Schwiegersohn, der Stadtschreiber, erzählt."

„Das ist nicht wahr," rief der Boten-Simon, „ich bin von Asang, und ich und mein Vater und Großvater und wieder dessen Vater haben immer an die Priglitzer gesteuert und keinen Hut vor dem Rothenstein gerückt."

„Das ist," entgegnete der Schmied, „weil der alte Julian älter ist, als Ihr Alle, Dein Scheck dazu gerechnet, und weil Ihr eher an Priglitz verpfändet waret, als Ihr geboren wurdet. Mein Schwiegersohn, der Stadtschreiber, hat mir einmal die Urkunde auf dem Stadthause gezeigt, und gestern hat er gesagt, daß jetzt Alles kaiserlich wird, und dann wird der Pfandschilling hindangezahlt, und der Asang wieder an das alte Eisen angeschweißt. Der Julian war sonst ein entsetzlicher Herr; er hat seinen leibeigenen Bruder erschlagen."

„Nicht erschlagen," sagte der Wirth, „sondern nur um das Erbe der Mutter hat er ihn gebracht, weil er nie genug hatte, obwohl ihm auch der Rothenstein zugefallen war. In unsrem eigenen Hause war es, wo sie die Zusammenkunft hatten — mein Großvater war damals noch ein Bube, und er hat es uns wohl hundertmal erzählt — es war das letzte Mal, daß sich die Brüder gesehen hatten. Sie hießen Julius und Julianus. Julianus war der ältere, und da ihr Vater starb, war Julius in weiten Ländern und kam auch gar nicht auf den Rothenstein, sondern auf unsrer Gasse sahen sie sich zum erstenmale seit Jahren wieder, und da hatten sie sich zum Willkomm umarmt, daß die Schwerter an ihnen rasselten, und dann sind sie in die grüne Oberstube hinaufgegangen, und die Pferde blieben auf der Gasse stehen. Die Kinder, nämlich mein Großvater und seine Schwester, dann auch ihre Mutter saßen beängstigt herunten in der Schenkstube, weil ihnen gleich nichts Gutes ahnte. Anfangs hörten sie nichts über sich, als den ruhigen Schritt der beiden Männer, wie sie oben taktgemäß auf und nieder gingen; dann war es stille, als ständen sie, und als ob Einer spräche. — Mein Urgroßvater, der damalige

Schenke, kam kreideweis zu den Kindern in die Stube und sagte, als er oben nur zur Thür hineingeblickt, ob sie nichts brauchten, so hätten sie ihn gleich angefahren, und der Julius stehe an dem Tische und schütte entsetzlich viel Wein hinunter. Der Urgroßvater blieb nun auch bei den Kindern herunten, und man horchte lange, lange hinauf, aber es blieb oben Alles stille — immer stille — doch einmal geschah ein Fußtritt, daß man meinte, alle Tragbalken müßten knacken, und im Augenblicke, aber nur einige Secunden, rasselten wieder die Schwerter — dann ward's todtstille. — Sogleich aber rannte Julius die Treppe herunter, schwang sich mit glühenden Augen auf seinen schwarzen Hengst, warf ihn herum und jagte so schnell dort an der Steinwand hinab, daß mein Großvater meinte, er sehe ordentlich ohne Unterbrechung die Hintereisen blitzen, als wolle sie der Rappe rücklings in die Luft schleudern, und Stücke rother Straßensteine flogen in die Pernitz. Alle aber liefen ungesäumt in die Oberstube, um dem gemordeten Julianus beizuspringen — Dieser aber stand lebendig am Tische und strich sich furchtbar mit der Hand den großen, rothen Schnurbart, den er immer trug — dann aber goß er einen ganzen Krug Wein in sich hinein, warf ein Stück Geld auf den Tisch, ging hinab und ritt gelassen auf den Rothenstein zu. Er war von nun an Herr des Schlosses, wie es dem Erstgebornen auch gebührt; allein er war und blieb auch Herr der Schätze und Einkünfte seitens der früher verstorbenen Mutter, was von Rechtswegen dem jüngeren Julius gehört hätte. Von diesem aber ist seit jener Zeit kein Faden seines Gewandes mehr in der Fichtau sichtbar geworden."

„Weil ihn doch der Julianus irgendwo erschlagen hat," versetzte der Schmied.

„Dann müßte er ihn tiefer begraben haben, als Regen und Thau dringen können," versetzte der Wirth, „daß ihn nicht die Pernitz oder unsre Bergwässer zu Tage gewaschen

hätten — geht, geht, Ohm, das steht nur so in den Ritterbüchern eurer Thrine."

„Mein Schwiegersohn, der Stadtschreiber," sagte der Schmied, „meint selber — seit der letzte Abkömmling des Julian todt ist, und nun bereits das Schloß mit Lieg- und Fahrnissen in die Jahre lang allwärts ausgeschrieben ist, sei es seltsam, daß sich keine Klaue und kein Hufnagel gefunden, der Anspruch machen könne — also ist der Julius damals erschlagen worden."

„Das ist nur so, Kinder," sagte der Boten-Simon, indem er die Pfeife ausklopfte und wieder anstopfte und Alles umständlich that und seine Rede beim Wiederanzünden durch kräftige „Paff, Paff," häufig unterbrach — „das ist nur so: im Lande draußen erzählte mir vor langen Jahren ein Krämer, daß der Julius in Kriegsdienste des französischen Königs gegangen sei — aber da widerredete es ein alter Stelzfuß und sagte: der Julius habe nicht gar so weit von der Fichtau gelebt, eine Bauerndirne geheirathet und seine Tochter wieder an einen niedrigen Mann gegeben, und so sei nach und nach das Geschlecht im Volke verronnen, wie es ja auch einst daraus entstanden war."

„So mag es sein," sagte der Wirth, „oder es mag auch anders sein, aber daß er ihn erschlagen, glaube ich nicht; so schlecht waren sie nicht, sondern bloß Alle närrisch."

Der Wandersmann hatte bisher mit steigendem Interesse zugehört; nun stellte er seinen Krug zurück und sagte: „Ja, wie weiß man denn, daß sie närrisch waren?"

„Nun Gott sei Dank," antwortete der Wirth, „närrisch genug, junger Oheim; habt Ihr denn das nicht schon an dem Schlosse erkennen mögen, da es weder Thor noch Eingang hat und in keinem Style gebaut ist, wie Ihr selber sagt. Oder ist es etwa vernünftig, wie der letzte Zweig aus dem Stamme des Julian that, oder wie sein Vater der Vorletzte that? Mit

unsrem letzten Herrn war es so: Da haben die Franzosen, um die Unbill gut zu machen, die sie vordem an unsern Ländern verübt, Kriegsvölker in das Mohrenland geschickt, um Alles in Bausch und Bogen christlich zu machen, und da ließ Graf Christoph eines schönen Tages das Schloß zumauern und ritt dann den Berg hinab gerade in das Mohrenland, um die Heiden gegen Christum zu unterstützen, und da haben sie ihn denn auch glücklich niedergeschossen; man weiß nicht, die Christen oder die Heiden. Sein Vater, Graf Jodok, war noch ärger. Ich habe ihn noch recht gut gekannt; er hat sich im Alter den Bart wachsen lassen, wie Einer der heiligen drei Könige — und da sah ich ihn oft, nachdem er das Schloß angezündet hatte, vor seinem kleinen Häuschen unten am Berge sitzen."

„Das Schloß hat er angezündet?"

„Ja, er selber hatte es an einem Pfingstsonntage angezündet und wehrte allen Denjenigen, die da zu löschen kamen, weil er sagte, daß hundert Zentner Pulver in den Gewölben seien und losgehen würden, aber es ging nichts los, und das Gebäude brannte friedlich und fast lieblich nieder. Er hatte die vielen Jahre vorher ganz ruhig und ordentlich darinnen gewirthschaftet, nur daß über dem Thore die Aufschrift stand: „Hier wird keinem Bettler etwas gegeben."

„Ist denn nicht die Herrschaft ein Fideicommiß? wie durfte er denn das Schloß zerstören?"

„Freilich ist sie eines, aber da hat er innerhalb der Schloßfriedigung abseits den andern Gebäuden einen seltsamen Tempel aufgeführt, mit vielen Säulen, wie man sie oft als Lusthaus in hochherrschaftlichen Gärten sieht, und in diesem Tempel hat er gewohnt, wie man sagt, in ungewöhnlicher Pracht und Ueppigkeit, mit seiner Frau, einer wunderschönen Zigeunerin, die er einmal brachte — und dieses Bauwerk hat er dann angezündet. Es war freilich sein Eigenthum, aber

man erzählt, er habe für diese That viel Geld in dem Lehenhofe niederlegen müssen. Unten am Berge hatte er sich schon vorher ein kleines, steinernes Haus mit zwei Zimmern gebaut, und daselbst verlebte er die ferneren Tage seines Alters, bis er starb. Sein Sohn Christoph war bei Lebzeiten des Vaters nie anwesend; nach seinem Tode ist er gekommen und hat sich wieder an einer andern Stelle innerhalb der Schloßmauer ein anderes Gebäude aufgeführt, den Christophbau, aber ein Theil davon ist bereits vor drei Jahren wieder eingestürzt. Und so hatten Alle einen Sporn im Haupte. Mein Großvater hat uns erzählt, daß der Vater des Julius und Julianus, Graf Prokopus, oft ganze Nächte auf einem hohen Thurme saß — der Thurm steht noch — dort habe er lange Röhre auf die Sterne gerichtet oder auf einem Instrumente musicirt, das lange, furchtbare Töne gab, die man nachts weit im Gebirge hörte, als stöhnten alle Wälder."

„Und Grafen waren die Besitzer des Rothensteines?" fragte der Wandersmann.

„Grafen Scharnast seit dem Hussitenkriege, früher waren sie bloß Barone und Ritter; aber es war ein reiches Geschlecht und wäre es noch, wenn der Julian nicht so viel verschleudert hätte."

„Da muß ich gleich einen Brief in dieser Geschichte schreiben," sagte der Wandersmann, „und Ihr müßt ihn heute noch durch einen eigenen Boten nach Priglitz hinausschicken."

Alle, selbst der Boten-Simon, der neben ihm auf der Bank saß, schauten bei diesen Worten dem Wanderer in's Gesicht und hoben an zu lachen — der Wirth aber sagte: „wenn Ihr das Schloß und die Grafen beschreiben wollt, so ist es freilich mehr der Mühe werth, als wenn Ihr unsre Feldsteine und die Pernitz oder gar das Heu beschreibt, wie bisher; aber da kann Euch nur der uralte Ruprecht die beste Auskunft geben — — —."

„Ich werde gar nichts davon beschreiben; aber indessen geht doch und besorgt mir noch heute einen Boten nach Priglitz.“

„Nichts leichter, als das,“ sagte der Wirth; „es ist heute Samstag, und da müssen abends die Holzknechte aus den Bergen kommen; ich erwarte sie jeden Augenblick, und um Geld und gute Worte geht wohl Einer hinaus.“

„Das ist wahr,“ entgegnete der Wanderer, „ich habe im Drange der heutigen Dinge auf die Holzknechte gar nicht gedacht; es geht ja ohnedieß Mancher des Weges, nicht wahr? oder nicht weit daneben?“

„Allerdings, allerdings,“ sagte der Wirth schmunzelnd, und gleichsam, als könne er den aufkeimenden Gedanken nicht unterdrücken, hob er nach einer Weile lauernd an: „Wenn Ihr also die Burg nicht beschreiben wollt, so meint Ihr etwa gar . . . ?“

„Ich meine gar? . . . .“

„Ein Nachkomme des Julius zu sein,“ endete der Wirth den Satz und sah sehr verschmitzt aus.

Ohne aber eine Miene zu verziehen, versetzte sein Gegenmann: „Das könnte weit eher der Fall sein, Vater Erasmus.“

Der Wirth, an die ungeheuersten Aussprüche seines Miethmannes gewöhnt, war gleichwohl durch die trockene Art ein wenig beirrt; allein um sich im Wortkampfe nicht übertreffen zu lassen, nahm er sich gleich die noch größere Freiheit und sagte: „Wenn das ist, dann ist es freilich nicht mehr wahr, was ich mir eben dachte.“

„Nun und was dachtet Ihr Euch denn eben?“

„Ich dachte mir, wenn der Julius eine Bauerndirne geheirathet hat, so könnte uns, weil die Art gewechselt wurde, wie man es mit dem Samenkorn der Felder thut, daß es

wieder frisch anschlägt — es könnte uns so, was man sagt .... ein gesetzterer Herr kommen."

Aber wie früher, ohne sich im Geringsten aus der Fassung bringen zu lassen, antwortete der Wandersmann, indem er seinen Blick auf den Wirth heftete: „Was werdet Ihr aber sagen, Erasmus, wenn ich mich hinsetze und zu Eurem eignen Erstaunen eines lichten Tages gescheidter bin, als Ihr Alle und die ganze Fichtau zusammen — Die ausgenommen," fügte er lustig hinzu, „die dort kommen; denn das sind die herrlichsten Bursche der Welt."

Er hatte noch das Wort im Munde, als eben Zwei jener malerischen Gestalten, wie wir sie so gerne als Staffage auf Gebirgslandschaften sehen, um die Ecke bogen und fröhlich ihre Siebensachen, als da sind: Aexte, Sägen, Alpenstöcke, Steigeisen, Kochgeschirre u. s. w. auf die Gasse oder auf die lange Bank niederwarfen und sich anschickten, ebenfalls Platz zu nehmen. Die abendliche Scene auf der Gasse vor der grünen Fichtau begann sich nun zu ändern und jener Lebhaftigkeit zuzuschreiten, die unser Wanderer an jedem Samstage zu erleben gewohnt war, und die er so liebte. Er achtete des Wirthes nicht mehr weiter, sondern saß bereits bei den zwei Knechten und war schon im lebhaften Gespräche mit ihnen begriffen. Sie hatten den grünen Hut mit Federn und Gemsbart abgelegt, den grauen Gebirgsrock zurückgeschlagen, und zwei verbrannte, lustige Gesichter sahen mit dem gesundesten Durste dem Wirthe entgegen, der ihnen eben zwei Gläser voll jenes unerbittlichen Gebirgsweines brachte, den nur ihre harte Arbeit bezwinglich, ja sogar zum erquickenden Labsale macht.

„Laßt Klöße durch Eure Weiber richten," rief Einer, — „aber viele; denn der Melchior und die Andern kommen nach — und fett genug laßt sie machen, daß sie Euren Wein bändigen. — Auch Die aus den Laubgräben kommen und aus der Grahnswiese; ich sah sie drüben den Hochkogel nieder-

steigen, als wir gegen die Pernitz herausgingen, und hörte ihr Jauchzen. — Dem Gregor ist ein Lamm gestürzt, hinten beim schwarzen Stock; er hat darum fast geweint und trägt es jetzt auf seinen Schultern die Riese herab."

„Drum kommt er wieder so langsam hervor," sagte der Wirth; „ich höre das Heerdeläuten schon eine halbe Stunde."

„Das wirst nur die Kaiserwand und der Grahns so herüber; er ist noch weit hinten. Wir gingen im Fichtauergraben bei ihm vorbei, wie eben die Böcke das Gerölle niedersteigen, und die Rinderglocken noch weit oben längs dem Gesteine läuteten."

Wieder kam eine Gruppe, während er noch redete, jodelnd und singend die Straße an der Pernitz heraus und sammelte sich an dem Gassentische der grünen Fichtau, um einen Labetrunk zu thun und fröhlichen Wochenschluß zu feiern, da ihnen der Holzmeister Geld gegeben, und sie sechs Tage lang nur grüne Bäume und graue oder rothe Steine gesehen hatten.

„Gott zum Gruß! — Gott zum Dank!" scholl es hin und wieder.

„Habt viel Arbeit gethan: die Kaiserwiese liegt wie überschwemmt von Scheitern."

„Geht an, geht an, über die Hochkogelwand warfen wir noch einige Klafter mehr herunter."

„Schöne Tage! Wir waren auf dem Grat des Kogels, ich habe seit fünfzehn Jahren nicht so weit gesehen; die Ebene lag wie ein Bild da, und in der Stadt hätte ich fast die Fenster zählen können; Euren Rauch sahen wir aus den Laubgräben steigen."

„Ja, wir waren in den Laubgräben und sind es nun schon sechs Wochen. Der alte todte Prokopus geht auch wieder um; ich weiß es gewiß; er hat in der Nacht musicirt, ich hörte es selber, und auch heute nachmittags hörte ich es; denn da

so um vier Uhr herum ein schwacher Wind aufstand und durch die Föhren ging, da trug er deutlich den schweren Ton von dem zerfallenen Schlosse herüber."

„Hab' auch schon davon reden gehört, aber glaub' es nicht."

„Der Wein ist wie Enzian," rief wieder Einer.

„Trink' ihn nur, Gevatter Melchior," sagte der Wirth, „Du trinkst Gesundheit hinein, wie Stahl und Eisen."

So scherzten und lachten sie. Mehrere Neue waren gekommen, darunter auch zwei Gebirgsjäger. Ihre Sachen lagen herum und füllten die Gasse: ganze Haufen und Bündel von Steigeisen, eine Garbe Alpenstöcke, lodene Ueberröcke, Gebirgshüte, eiserne Kochschüsseln und Anderes und wieder Anderes — Krüge und Gläser mußten herbei; die Klöße kamen und wurden verzehrt, und da abgeräumt war, erschienen zwei Zithern auf dem Tische, die zusammen spielten, und die braunen Gesellen mit dem Blicke des Gebirges saßen herum und thaten sich gütlich — und erzählten von ihren Fahrten und Tageserlebnissen. Und ein prachtvoll herrlicher Abend war mittlerweile über das Gebirge gekommen. Die Sonne war über die Waldwand hinunter und warf kühle Schatten auf die Pernitz; im Rücken der Häuser glühten die Felsen, und, wie flüssiges Gold, schwamm die Luft über all den grünen Waldhäuptern weg. Alles schien sich zur Wochenruhe und zur Feier des Sonntags zu rüsten.

Die Jäger waren aus dem Gebirge gekommen, die Bergarbeiter waren auf dem Heimwege, und mancher sprach in der grünen Fichtau ein wenig vor. — Weiber und Mägde und Töchter wuschen am Bache Fenster, Schemel und jede Gattung hölzerner Geschirre; — das Rauschen der Sägemühle hatte aufgehört, und die Heerde, deren Geläute man schon lange einzeln oder harmonisch aus dem Gebirge herab gehört hatte, war nun endlich auch angekommen; — aus dem Seiten-

thale ging sie manierlich hervor, eine Sammlung der unterschiedlichsten Hausthiere, fast das gesammte Eigenthum der Fichtau. Vorerst kam das leichtfüßige und leichtfertige Geschlecht der Ziegen und Böcke von allen Flecken und Farben, fast jede eine Glocke um den Hals, so daß nun ein mißtönig Geklingel war, was von ferne so wunderschön läutete — dann kamen Schafe, schwarz und weiß, und mitten unter ihnen der so schöne glänzende, ernsthaft kluge Schlag der Gebirgsrinder. Mägde, Knechte, Buben, wie es eben kam, empfingen die Thiere, die hieher gehörten und ihren Ställen zuschritten; die andern (Thiere) gingen ihres Weges weiter oder blieben gelegentlich stehen oder traten gar zu der zechenden Gesellschaft, sahen traulich herum und ließen sich schmeicheln, daß die Halsglocke erklang. — Zuletzt erschien auf der Wirthsgasse auch der verwitterte, gebirgsgraue Hirtenhund und sein Herr, der Hirte Gregor, mit einem Bündel Steigeisen beladen und einem jungen, todten Lamme, das er auf den Armen trug, gefolgt von dem Mutterschafe, das wedelnd und blökend zu ihm aufsah. In seiner Person war der letzte Gast gekommen, der Samstags in der grünen Fichtau zu sein und sein bescheiden Glas Wein zu trinken pflegte — aber heute war er traurig; denn das gestürzte Lamm war das seinige; er hatte es auf die Bank gelegt und sah unverwandt darauf, wie dessen Mutter davor stand, es beleckte und beroch.

„Vertrinkt den Aerger, Gregor," sagte der Wirth, „heute kostet Euer Wein nichts, und das Lamm kaufe ich Euch morgen um gutes Geld ab."

„Es ist nicht wegen dem," antwortete Gregor, „aber es war ein gar so schönes, munteres Thier." Und er setzte sich doch nieder und führte das Glas Wein langsam zum Munde.

Und immer feierlicher floß die Abenddämmerung um die dunklen Häupter der Gebirge, immer abendlicher rauschten die Wasser der Pernitz, und immer reizender klangen die Zithern.

Der Wanderer saß mitten unter diesen Gebirgssöhnen. Er hatte sein Abendmahl verzehrt und sprach und scherzte bald mit Diesem, bald mit Jenem. Er freute sich immer auf die Samstagabende, und ob man gleich sein Thun und Treiben für nutzlos und lächerlich hielt, so hatten ihn doch Alle lieb, weil er so sehr in ihr Wesen einging und zu Zeiten recht vernünftig sprach. Vater Erasmus war bald hier, bald da, sprach zu Allen und trank gemessen sein abgesondertes Glas guten, alten Gebirgswein. Seine Leute und Mägde hatten das Haus für den Sonntag gescheuert und geputzt, frische Fenstervorhänge eingehangen und die Feiertagskleider für morgen herausgelegt. So ging es lustig fort, ein gut Stück in die Nacht hinein. Aber nach und nach ward es wieder stiller, und die Gesellschaft lichtete sich. Die Arbeit dieser Bergsöhne macht sie heiter und mäßig, versüßet ihnen die Nahrung und dann die Ruhe. Der Erste, der aufbrach, war der Boten-Simon; er ging in den Stall zu seinem schnaufenden Schecken und suchte sein Heulager — gleich darauf ging der Schmied über den Steg — und so bald der Eine, bald der Andere, sein Geräthe aufraffend und den oft langen Weg antretend, den er noch zurückzulegen hatte, ehe er zu den Seinen gelangte — und ehe der Mond, dessen Silberschein schon lange an den gegenüberliegenden Felsen glitzerte, auch auf die Häuser hereinschien, war nur mehr Einer da, der bloß auf den Brief wartete, den der Wanderer in der Oberstube schrieb, daß er noch heute in der Nacht nach Priglitz getragen würde. Aber auch der Brief erschien, sein Träger verschwand in den Schatten der Steinwand, an der der wüthende Julius fortgeritten war, und die vorher so belebte Gasse der grünen Fichtau war leer und finster; nur in der Schenkstube brannte noch ein trübselig Nachtlicht, bei dem der Wanderer dem Wirthe seine Wochenrechnung auszahlte, die dem Vertrage nach nie auf den Sonntag stehen bleiben durfte.

„Und nun gute Nacht, Vater Erasmus!“

„Gute Nacht, Ohm, und rechnet ein andermal besser nach, daß Ihr mir nicht wieder zu viel gebt; es ist frevelhaft, mit dem Gelde und dem Feuer nicht vorsichtig umzugeh'n — gute Nacht! — Geht Ihr morgen in die Kirche hinaus?“

„Ja freilich, ich fahre sogar mit dem einen Eurer Füchse, um die Thrine abzuholen, falls Ihr nichts dagegen habt.“

„Gar nichts, und somit schlaft wohl.“

„Gute Nacht.“

Und nach einer halben Stunde war es finster und still im ganzen Hause der grünen Fichtau, als wär' es im Tode begraben. Gleichwohl entfaltete sich noch ein anderes Bild in dieser Nacht, das wir beschreiben müssen.

Die Stunden der ersten süßen Nachtruhe begannen zu fließen. — Die Nacht rückte immer weiter auf ihrem Wege gen Westen und ward immer stiller; nur daß die Wässer, wo sie hinter die Felsen rannen, unaufhörlich plätscherten und rieselten — aber ihr eintönig Geräusche war zuletzt auch wie eine andere Stille, und so war jene Einfachheit und Pracht der Nacht gekommen, die unsrem Gemüthe so feierlich und ruhend ist.

Der Mond stand senkrecht über der Häusergruppe und legte einen fahlgrauen Schimmer über die Bretterdächer und blitzende Demanten auf den Staubbach. — In dem Garten stand jedes Gräschen und jedes Laubblatt stille und hielt eine Lichtperle, als horchten sie dem in der Nacht weithin vernehmlichen Rauschen der Pernitz: da ging den Gartenweg entlang eine weiße Mädchengestalt, und hinter ihr der riesig große Wirthshund, ruhig und fromm, wie ein Lamm, und an Beiden floß das volle, stille, klare Mondlicht nieder. Das Mädchen schien unschlüssig und zaghaft; sie ging zusehends langsamer, je weiter sie kam, und einmal blieb sie gar stehen und legte die weiche Hand auf das struppige Genick ihres Begleiters, als

horche sie oder zage — — dicht neben ihr in der Laube hielt sich ein Athem an — aus Seligkeit oder Bangen; — der Hund schoß mit einem Satze hinein und sprang freundlich wedelnd an dem Erwartenden empor.

„Anna!“ flüsterte eine gedrückte Stimme.

„Um Gotteswillen, ich bin ein schlechtes, unfolgsames Kind!“

„Nein, Du bist das süßeste, geliebteste Wesen auf der ganzen weiten Erde Gottes — Anna! fürchte Dich nicht vor mir.“

„Ich fürchte mich auch nicht vor Euch. Das weiß ich ja, daß Ihr gut seid, aber schon, daß ich gekommen bin, ist schlecht und macht mich fürchten.“

„Es ist nicht schlecht, weil es so selig ist, es ist nur anders gut, als Dein Vater und Deine Mutter meinen.“

„Gut ist es wohl nicht, allein ich kam, weil Ihr so sehr darum batet, und weil Ihr so seid, daß Ihr Jemanden brauchet, der Euch gut ist.“

„Und also darum bist Du mir gut? -- — bist Du, Anna?“

„Ich bin es freilich, obwohl es mir zu Zeiten recht Angst macht, daß es so heimlich ist — — und sagt nur, warum muß ich denn jetzt in später Nacht bei Euch in dem Garten sein?“

„Frage nicht, Anna; siehe, daß Du frägst, könnte mich fast schon kränken. Ich habe Dir sehr Wichtiges zu sagen; aber ich bin aufrichtig und bekenne es — nicht was ich sagen werde, scheint mir die Seligkeit, sondern eben daß Du da bist; — es ist so lieb, daß ich Dich bei der Hand fasse und fühle, wie Du sie mir nicht gerne lässest und sie mir doch gerne lässest, daß ich Dein Kleid streife, daß Du neben mir niedersitzest — -- siehe, schon daß ich Deinen Athem empfinde,

dünkt mir lieblich — ist es Dir denn nicht auch so? — — ist es nicht so?"

Sie antwortete nicht, aber die Hand, die er ergriffen hatte, ließ sie ihm; zu dem Sitze ließ sie sich niederziehen — und wie das Luftsilber des Mondes durch das Zweiggitter auf ihre beiden Angesichter hereinsank, so sagte ihm ihr Auge, das nachgebend und zärtlich gegen seines blickte, daß es so ist.

Er zog sie gegen den Sitz nieder, und sie folgte widerstrebend, weil fast kein Raum war; denn Anna hatte ihn einst so klein machen lassen, da sie noch nicht wußte, wie selig es zu Zweien ist. Jetzt aber wußte sie es und bebend, mehr schwankend als sitzend, stützte sie sich auf das zu kleine Bänkchen — auch der Mann war beklommen; denn in Beiden wallte und zitterte das Gefühl, wodurch der Schöpfer seine Menschheit hält — das seltsam unergründliche Gefühl, im Anfange so zaghaft, daß es sich in jede Falte der Seele verkriechen will, und dann so riesenhaft, daß es Vater und Mutter und Alles besiegt und verläßt, um dem Gatten anzuhangen — es ist ein Gefühl, das Gott nur an dem Menschen, an seinem vernünftigen Freunde, so schön gemacht hat, weil er seiner zermalmenden Urgewalt ein zartes Gegengewicht angehängt — ein zartes aber unzerreißbares — die Scham. Darum, was das Thier erst recht thierisch macht, das hebt den Menschen zum Engel des Himmels und der Sitte, und die rechten Liebenden sind heilig im menschenvollen Saale und in der Laube, wo bloß die Nachtluft um sie zittert — ja gerade da sind sie es noch mehr, und bei ihnen fällt kein Blättchen zu frühe oder unreif aus der großen Glücksblume, die der Schöpfer ihnen zugemessen hatte; es fällt nicht, eben weil es nicht fallen kann. Und so saßen die Zwei und hatten noch nicht die Macht gewonnen, die Rede zu beginnen. Er sann auf einen Anfang und konnte ihn nicht finden; sie fühlte es ihm an, und dennoch konnte auch sie das Wort nicht vorbringen, das ihm das seine

erleichtert hätte. Ihr dritter Gesellschafter blickte zu ihnen auf, als begriffe er Alles, und es war fast lächerlich, wie er, obwohl er Beide liebte, doch auf Beide eifersüchtig war und sich stets bemühte, sein ungeschlachtes Haupt zwischen sie zu drängen.

Anna in der Güte ihres Herzens sah freundlich auf ihn nieder, ja sie legte ihre Hand auf seine Stirne, weil er sie dauerte, daß sie ihm nun — ja nicht nur ihm, sondern auch dem Vater und der Mutter fast alle Liebe entzog und einem fremden Manne zuwende. —

Dieser fremde Mann aber sagte mit gedämpfter Stimme: „Damit Du weißt, Anna, warum ich Dir das Briefchen zustellte und Dich gar so dringend bat, heute in die Laube zu kommen, so wisse, es hat sich etwas sehr Wichtiges zugetragen, was auf mein und auf Dein Schicksal großen Einfluß haben kann; aber vorher muß ich etwas Anderes wissen, und ich frage Dich darum, ob es denn wirklich, ob es denn möglich ist, daß Du mich so sehr lieben kannst, wie ich Dich? — — Du schweigst? — Anna, so sage doch —"

„Wäre ich denn sonst gekommen?"

„Du liebe Blüthe — wie bin ich in der Welt schon so viele Tage unnütz herumgegangen, und da kam ich in dieses Thal, um Steine und Pflanzen zu suchen, und fand Dich, die liebliche, die seltene Blume der Erde."

„Redet nicht so," antwortete Anna, „denn es ist nicht so — jetzt sagt Euch bloß Eure Empfindung dieses vor, aber in der That ist es doch anders. Draußen in den Städten werden viele herrliche Jungfrauen sein, gegen die ich nur arm bin, wie ein Grashalm, den Ihr in unserm Thale pflücket, um Euch etwa einige Stunden daran zu erfreuen, wie an den andern, die Ihr sammelt."

„Du ahnest nicht," entgegnete er eifrig — „Du Alpenblume, — o wenn Du nur wüßtest, wie hoch Du über ihnen

stehst, — aber wenn Du es wüßtest, so ständest Du ja schon nicht mehr so hoch — — aber lasse dieses, — nur das Eine wisse: daß ich Dich mehr liebe, als Alles in dieser Welt, und daß ich Dich in alle Ewigkeit lieben werde; — doch das Alles ist natürlich und kein Wunder. Du wirst es selbst begreifen, wenn Du die Welt einst wirst kennen lernen, aber Eines ist ein Wunder, und erkläre es mir Du, wie kam es denn, daß Du mir gut wurdest, mir, den sie hier Alle mißachten, und an dem auch wirklich nichts ist, als ein unauslöschlich gutes Herz?"

„Wie ich Euch gut wurde? — — —"

„Höre, Anna, nenne mich auch Du."

„Nein, laßt mir das, ich kann nicht Du sagen, es ist mir, als schicke es sich nicht; und ich könnte dann nicht so frei und freundlich reden."

„Nun so rede frei und freundlich."

„Wie ich Euch gut wurde? — Seht! ich weiß nicht, wie es kam; als ich es merkte, war es eben da. Ich will Euch etwas von meiner Kindheit erzählen, vielleicht, daß Ihr es dann herausfindet. Mein Vater sagte immer, ich sei ein sehr schönes Kind gewesen, und da ich sein einziges bin, so that er mir immer viel Liebes und Gutes, und ich und Schmieds Katharina bekamen schönere Kleider, als die Nachbarskinder und die der ganzen Fichtau; deßhalb wurden sie uns gram, und wir mußten immer allein gehen, und dieß thaten wir auch gerne, und da saßen wir oben auf der grünen Haide jenseits des Baches, über den der Vater den gedeckten Steg bauen ließ, daß wir nicht hineinfielen — da saßen wir und machten Grübchen in die Erde oder pflückten Gras und Blumen, redeten mit den Käfern oder horchten den Erzählungen der alten Plumi . . . ."

„Wer ist die Plumi?"

„Ei, Appolonia, die alte schwäbische Amme Thrinens, die sie bekommen hat, weil ihre Mutter bei ihrer Geburt gestorben ist, und die nach ihrer Heirath mit in die Stadt gezogen ist. Sie erzählte uns von Goldfischchen, die gefangen war, und Prinz Heuschreck, der klein und grasgrün war und sieben Jahre durch fremde Länder hüpfen mußte, bis er Beide erlös'te, wo er dann ein schöner Prinz ward und die schöne Prinzessin Goldfischchen heirathete — und von andern Prinzen in Sammt und Seide, in Sammt und rothem Gold, so schön, wie Milch und Blut — dann von klingenden Wäldern, redenden Karfunkeln — von den sieben klugen Hähnen — von dem armen Huhn, das auf dem hohen Nußberge erdurstete — und von tausend und tausend andern Dingen, täglich etwas Neues und täglich das Alte. — — Denkt nur, als Ihr vor dreizehn Wochen zum ersten Male in unser Haus tratet, hielt ich Euch im ersten Schreck selber für einen solchen Prinzen — weil Ihr so jung und mit so närrischem Zeuge beladen waret — — und wie wir größer wurden, bekam ich vom Vater schöne Fabelbücher und oben eine eigene Kammer mit schneeweißen Vorhängen und Simsen und Tischen von schönem rothem Steine. Er verbot mir in die Schenkstube zu kommen, und von der Stadt erschien eine Frau, die uns die Fabelbücher lesen und selber schöne Dinge schreiben lehrte — nur leider ist diese Frau zu früh gestorben und ließ uns nur einige Bücher zurück, die wir dann immer lasen, — ach, da standen Euch Dinge darinnen, daß mir oft das Herz zerspringen mochte vor lauter Schmerz und Sehnsucht — und die alte Plumi kroch auch wieder aus ihrer Hinterstube hervor, in die sie sich seit der Ankunft der fremden Frau versteckt hatte, und erzählte wieder und ging mit uns in's Gebirge, die einsamen, heißen Steinriesen empor, Erdbeeren oder Haselnüsse suchend oder Blumen, deren oft eine bei diesem oder jenem Steine stand, so prachtvoll und wildfremd, daß Ihr erschrocken wäret, Ihr habt vielleicht gar

keine solche in Euren großen Blumenbüchern — und wenn wir tief genug in der Grahnswiese zurückgingen, daß wir weder den Bach noch die Schmiede und Sägemühle hören konnten, und bei dem wilden Schlehenbusche kauerten, und sie nun erzählte und immer tiefer hineinkam und unter den grauen Haaren hervor die pechschwarzen Augen in unsre Gesichter bohrte: da fuhr ich Euch oft entsetzt zusammen, wenn sich von der Wand daneben ein Steinchen lös'te und zu dem andern Gerölle niederfiel — und es hätte mich gar nicht gewundert, wenn die Krüppelföhren zu reden begonnen hätten, und der Fels sich zu neigen, namentlich wenn gar zuweilen der schwache weinende Ton durch die Luft herüberschnitt, da der alte, todte Graf Prokopus auf dem Sternenthurme musicirte — — aber was wollte ich Euch denn eigentlich erzählen?"

„Wie es kam, daß Du mir so gut geworden bist."

„Ach, die arme Thrine mußte den Stadtschreiber heirathen — sie that es wohl gerne und ging gerne mit, und die Plumi auch: aber ich war dann so arm, daß ich es Euch gar nicht beschreiben kann — — — und da kamet Ihr und habt mich mit so guten Augen angeschaut und mit so schönen und seid dann wieder so traurig geworden, daß es ordentlich ein Schmerz und eine Seligkeit war — — höret, wenn Ihr falsch sein könntet, das wäre nun recht abscheulich . . . ."

„Nein, Anna, Du unschuldsvoller Engel, sei mir gut, so lange mir dieses Leben währt; ich kann mir kein größeres Glück und keine größere Freude denken und wünschen, als Dich. Du bist viel besser als ich — und wenn Du mein Weib bist, und wenn wir immer und immer beisammen sein werden, dann will ich ihnen in der Stadt zeigen — — nein, wir gehen gar nicht in eine Stadt, — unter Blumen und Bäumen will ich Dich hüten, daß Du bleibst, wie Du bist, Du holde, liebe Dichtung . . . ."

„Laßt diese Dinge und hört nur" — fiel sie ihm in die Rede. „Es war fast närrisch, wie sehr ich Euch gut ward — die Hühner und die Blumen und die Tauben halfen doch Alles nichts, ich konnte die Thrine nicht vergessen, und sie kam kaum jeden Sonntag heraus. — Der Vater ließ mich fast nichts arbeiten, und ich that auch nichts im Hause, als unnützes Zeug, höchstens die Küchlein füttern, weil sie meinten, ich sei ihre zweite Mutter, und die Blumen begießen und diese Laube zimmern lassen. — — Und wenn ich dann in meiner Kammer das Abendgebet verrichtet hatte, und der Wind in die Fenstervorhänge blies, da war ich recht traurig. — Die Bücher, welche mir Thrine immer schickte — — sagt, habt Ihr auch schon einmal bei einem Buche geweint?"

„Wohl, Anna, wohl."

„Seht, ich hab' es gleich gedacht, daß Ihr das gethan habt — wie Ihr so die allerlei Steine in unser Haus truget und mit ihnen lateinisch redetet, und wie Ihr die Blumen, wie Augen so schön, in die großen Bücher legen konntet und sie oft recht lange ansahet, so dachte ich: sie können ihn doch nicht wieder lieben, weil sie trotz ihrer Schönheit nur unvernünftige Dinge sind — und wer weiß, wie weit seine Mutter entfernt ist — und Ihr sahet aus, als müßtet Ihr gar so unendlich gut sein, noch besser, als Thrine selber — und wenn sie Euch schalten, daß Ihr so unnütze Dinge treibt, so dachte ich: ich weiß es schon, weßhalb er dieses thut; denn die Leute hier, wisset Ihr, kennen die Blumen und Steine nicht — und wenn mein Vater auf die Bücher Thrinens schmälte und sagte, es sei lauter Narrheit in ihnen, und wenn ich es auch schon selber zu glauben anhob, so war mir doch dazumal — — — aber das ist zu lächerlich. — —"

„Nun, Anna, nun?"

„Es war mir öfters, als seid Ihr in einem solchen Buche gestanden und daraus in unsern Garten getreten — und

wenn Ihr hinten saßet und das Antlitz, so wie nachdenkend, in Eure beiden Hände drücktet, so dachte ich, dieß sei meinetwegen."

„Es war auch Deinetwegen — es war auch Deinetwegen."

„Seht Ihr? — und darum war's auch so: da ich mir dachte, ich will ihm recht gut werden, war ich es schon, mehr war ich es, als es nur ein Mensch aussprechen kann, und ich dachte, Ihr müßtet mich ja auch unaussprechlich lieben, es könne ja gar nicht anders sein, es sei so gewiß, als wenn Ihr es schon selber gesagt hättet."

„Und wenn es nun nicht gewesen wäre?"

„Es mußte ja, weil sonst Alles ein Unding gewesen wäre, das nicht sein kann — ich weiß nicht, warum der Bach in die Pernitz fließen muß, aber ich weiß, daß er es muß."

„O, Du ahnungsreiches Herz! er muß es, und er ist selig, daß er es muß. Das Ziel und Ende seiner Wanderung findet er dort — was weiter sein wird, ist ungewiß; nur Eins ist sicher, das Beisammensein, und dieses Eine ist Alles, ob nun gezählte Jahre fließen, oder die ungezählte Ewigkeit, ob die Körper sich berühren, ob nicht, es bleibt so — — Die Leute nennen's sonst auch Treue — — Aber siehe, der häßliche Fliederschatten deckt Dir Deine Stirne und das süße Auge — neige das Haupt — so — noch ein wenig, mehr gegen mich — so —. Ich möchte den Mond dort an jenes blaue Fleckchen fest bannen, daß er immer herschiene und immer Deine reine Stirne und das rührend schöne Auge beleuchtete — —."

Und er nahm ihre Hand, drückte sie gegen sein pochendes Herz, gegen seine Lippen, gegen seine Augen — ihren Mund zu küssen wagte er nicht. — Ihr Auge aber voll scheuer, unbewußter, heißer Zärtlichkeit blickte auf ihn, und sie sagte mit vor Rührung zitternder Stimme: „Da ich Euch nun so

schnell und so sehr liebgewonnen und es Euch gesagt habe, da ich gar in der Nacht herausgekommen bin, weil Ihr so sehr batet, so dürft Ihr nun nicht falsch sein, Ihr dürft es durchaus nicht."

„Gegen die Natur, geliebtes Herz, kann man nicht falsch sein, man ist es nur gegen Wiederfalsches — man verläßt nur Den, der uns verließ, noch ehe er uns fand, weil er in uns nur seine Freude suchte. Du liebst, wie die Sonne scheint; Du siehst mich an, wie sich das grenzenlose Himmelblau der Luft ergießt; Du kommst, wie der Bach zum Flusse hüpft, und wandelst, wie der Falter flattert: und gegen den schönen Falter, gegen den Bach, die Luft und gegen das goldne Sonnenlicht bin ich nie falsch gewesen, und gegen Dich vermöcht' ich's nicht zu sein um alle Reiche dieser Erde — siehe, Anna, es ist so: — — aber, Anna, sage, liebst Du mich denn auch wirklich so, so unaussprechlich, so über alles Maß, wie ich Dich liebe? — — so sag' es doch, Anna — — nicht?!"

Aber sie sagte nichts, nicht eine Silbe; das naturrohe Herz, das nie gelernt hatte, mit seinen Gefühlen zu spielen und sie zu lenken, war bereits von ihrer Allmacht überwältigt, und sie konnte nichts thun, als das unsäglich gute Antlitz gegen ihn emporheben und den Mund empfangen, der sich gegen ihren drückte — und so süß war dieser Kuß, daß sie mit der einen Hand den sich ungestüm empordrängenden Hund wegstemmte, während sie hinübergebeugt, emporgehobenen Hauptes, die Seligkeit von den Lippen des theuren Mannes saugte. Er hielt sie mit beiden Armen fest umschlungen und fühlte ihren Busen an seinem klopfenden Herzen wallen.

„Heinrich," flüsterte sie, „ich möchte Dich doch Du nennen."

„So nenne, mein Herz, nenne."

„Und eine Bitte habe ich — —."

„So rede."

„Die Bitte, daß Du nie, nie mehr auf dieser Erde ein anderes Mädchen so liebst, wie mich — — und daß ich — —. ."

„Was, Engel, daß Du . . . .?"

„Nicht wahr, Heinrich, Du nimmst kein anderes Weib, ich müßte mich dann recht schämen."

„Und ich, bei dem lebendigen Gotte, mich noch mehr. Anna, höre mich: jetzt lieben wir uns bloß, das ist leicht und süß, aber es muß mehr werden. Ich werde Dich von hier fortführen; Du mußt meine Gattin werden, ich Dein Gatte — das ist schwer, aber unendlich süßer: immer an demselben Herzen, losgetrennt von Vater und Mutter und von der ganzen Welt. Du mußt lieben, was ich liebe, Du mußt theilen, was ich theile, Du mußt sein, wo ich bin, ja außer mir muß Dir nichts sein: ich aber werde Dich ehren bis in's höchste Alter, werde Dich schützen, wie den Schlag meines Herzens, werde Dein Geliebtes lieben, werde außer Dir nichts haben — — und wenn Eines stirbt, muß das Andere Trauer hegen bis zum Grabe. Anna, willst Du das?"

„Ja, sagt einmal, kann es denn anders sein?"

„Freilich, wo es recht ist, kann es ja nicht anders sein; das Andere ist eben keine Ehe."

„Und wohin werdet Ihr mich denn führen? — — aber ach Gott? wie wird es denn sein können? Der Vater wird in Ewigkeit nicht einwilligen, und die Mutter auch nicht. — — Ihr seid so gut, ganz lieb und gut — aber Ihr thut ja nicht, wie alle andern Männer, die ein Weib nehmen. Sie haben Haus und Hof oder sind, wie Thrinens Stadtschreiber: aber Ihr geht in den Bergen herum, schlagt Steine herab, bringt Blumen in's Haus. — — —"

„Siehe, das ist so: Wie Du in Deinen Büchern liesest, so bin ich bestimmt, im Buche Gottes zu lesen und die Steine und die Blumen und die Lüfte und die Sterne sind seine

Buchstaben — wenn Du einmal mein Weib bist, wirst Du es begreifen, und ich werde es Dich lehren."

„O, ich begreif' es schon und begriff es immer; das muß wunderbar sein!"

„O, Du unbewußtes Juwel! freilich ist es wunderbar!! unausstaunlich wunderbar!! O, ich werde Dir noch Vieles, Vieles davon erzählen, wann wir erst unveränderlich beisammen sind — da wirst Du staunen über die Pracht und Schönheit der Dinge, die da auf der ganzen Erde sind. — Jetzt aber, Anna, werde ich Dir etwas Anderes sagen, merke auf und behalte es in Deinem klugen Haupte. Es ist das, weßhalb ich Dich in den Garten bat, und was Deinen Vater und Deine Mutter betrifft. Da ich vorgestern nachmittags wohl drei Meilen von hier im Schatten schöner Ahornen saß und nachdachte, wie nun Alles werden solle: da fiel mir ein, daß ich nun hinausgehen und mir Stand und Amt erwerben müsse — ich habe Freunde, die mir helfen werden — dann werde ich kommen und Deinem Vater das rechte Wort sagen, daß er es über sich vermöge, Dich mit mir zu lassen. Es ist wohl, aber weit von hier, ein Gärtchen und ein Haus, und kleine Felder — das ist Alles mein; es nähret mich und die Meinen, die zu Hause sind, die liebe Mutter und eine Schwester, die fast so gut ist, wie Du selber: aber das Alles würde in den Augen Deines Vaters zu geringe sein — darum, Anna, bat ich Dich, daß Du in den Garten kommest, damit ich Dir sage, daß ich nun fortgehe, aber wieder komme, Dich zu holen, — daß Du an mich glaubest und freundlich auf mich wartest — — und daß ich Dich noch einmal vorher frage, ob Du mich denn auch so sehr, wie ich Dich, liebst und in alle Ewigkeit lieben willst — das Alles wollte ich thun — — aber siehe, da geschah indessen etwas — — nein es ist zu fabelhaft; ich getraue mir es selber nicht zu glauben — — erschrecke nicht, es ist nichts Böses — ich kann es keinem

Menschen anvertrauen, doch Dir will ich es sagen — Du, liebe Unschuld — aber Du darfst es nicht verrathen — —."

„Nein, sagt es lieber nicht, ich verriethe es vielleicht doch, und ich glaube ja ohnedieß an Euch — und sagt es nur einst dem Vater, daß es gewiß wird, daß ich Euer Weib werde — es ist ohnedieß schon hart genug, daß ich es verschweigen muß, daß ich Euch so gut bin. — — Denkt nur, neulich hab' ich es sogar dem Phylax in's Ohr gesagt: ich lieb' ihn von Herzen, von Herzen, von Herzen — — aber der Thrine darf ich es doch morgen sagen?"

„Wann Du mich liebst . . . ."

„Nein, ich sage ihr auch nichts. — — Wenn Ihr nur nicht zu lange ausbleibt, werd' ich es schon überdauern."

„O, Du schönes, naturgetreues Herz, wie werd' ich Dich verdienen können?" sagte er nach einer Weile, in der er sich gesammelt hatte. Seine Stimme war gerührt, und wenn seine Augen nicht im Schatten gewesen wären, so hätte sie sehen können, wie zwei Thränen in dieselben getreten waren. Sie aber sah es nicht, und da sie wegen seines Schweigens meinte, es sei ein Schmerz in ihm, so nahm sie seine Hand in ihre beiden und hielt sie fest und herzlich.

Und wie sie so saßen und schwiegen, und wie um sie auch die ganze glänzende Nacht schwieg — und Minute nach Minute verging, ohne daß das Herz es wußte: da krähte hell und klar der Hahn, die Trompete des Morgens, der Herold, der da sagt, daß Mitternacht vorüber, und ein neuer Tag anbricht. — — Anna sprang auf: „Um Gotteswillen, seht, der Mond steht so tief, daß er in den Laubeneingang scheint, und die Luft wird heller — ich muß zurück in's Haus — haltet mich nicht auf — und lebt recht wohl."

Er stand auch auf: „Nur noch eine Minute, Anna, noch eine Secunde — nur diesen Kuß — — so — — aber Du sagst ja schon wieder: Ihr."

„Nun: Du — so lebe wohl, lieber, theurer Mann und komme doch recht bald und sage das Wort zum Vater."

„Und die Tage, die ich bleibe — kommst Du noch einmal zur Laube, Anna?"

„Nein, Heinrich, es ist nicht recht; ich will Euch unter Tags in dieser Zeit recht freundlich anblicken, wenn auch der Vater scheel sieht, aber kommen kann ich nicht mehr, es ist doch nicht recht. — — Sagt nur bald das Wort, dann bin ich ja immer bei Euch, Tag und Nacht."

Noch einmal, auf die Spitzen ihrer Zehen gestellt, empfing sie seinen Kuß.

„Lebe wohl," sagte er, „Du innig süßes Herz, gute Nacht."

„Gute Nacht," sagte sie und verschwand im Schatten des Laubes.

Er war allein.

Frischer, gleichsam dem Morgen zu, rauschten die Wasser der Pernitz, und die Blätter der Zweige begannen, sich in einem kurzen Nachmitternachtlüftchen zu rühren. Der Wanderer ging aber tiefer in den Garten zurück, schwang sich über die Einfriedigung und schritt über den mondhellen Wiesenhügel dem Walde zu, als sei es ihm nicht möglich, in diesem Augenblicke seine Schlafstelle zu suchen. Die glänzende Nachtstille blieb von nun an ungestört, und nichts rührte sich, als unten die emsig rieselnden Wasser und oben die Spitzen der flimmernden Sterne.

2.

Das graue Schloß.

Es war ein Klingeln und Läuten und ein freudiges Brüllen und Meckern durcheinander, als am andern Tage die Morgensonne aufging, die Bergthäler rauchten, und die Heerde wieder zu den Triften hinanstieg. Aber der Hirt Gregor ging nicht mit, sondern er stand in steifem Sonntagsputze auf der Gasse und sonnte sich; nur der graue Hund in seinem ewigen Werktagswamse und der Hirtensohn auch in dem seinigen begleiteten die Heerde — der Eine freudig sein Halsband schüttelnd, der Andere rüstig den Bündel Steigeisen und das Griesbeil*) schulternd, die einzigen zwei Wesen, welche heute arbeiten mußten; denn alles Andere ging der Feier und Ruhe nach. Auch der alte Boten-Simon stand schon mit einem glänzenden Gesichte, von dem er den zolllangen Wochenbart geschoren, und mit noch glänzenderer Jacke auf der Gasse da und schaute herum, recht behaglich die Wonne des einzigen Ruhetages der Woche fühlend, an dem er sonst nirgends hin mußte, als in die Kirche, was er sehr gerne und immer mit vieler Salbung that. Die Pfeife dampfte bereits, und auf dem Hute hatte er ein ganzes Gebüsche von Gebirgsfedern stecken, nebst dem riesenhaften Fächer eines Gemsbartes. Die warme Sonntagssonne stand bereits am Himmel und warf eine freudenreiche Strahlenmenge in das Thal. An den Bergen blitzte der Thau, und die Pernitz rollte lauter Gold und Silber durch die Felsen. In allen Häusern rührte und rüstete es sich sonntäglich, und die Waldhöhen standen in einem wahren Lauffeuer von Singen und Schreien der Vögel.

Oben im Stockwerke der grünen Fichtau öffnete sich ein Fenster, und das Antlitz des Wanderers blickte heraus, die

*) Alpenstock.

Haare von der freundlichen Stirne zurückstreifend und die Augen nach Himmel und Wetter richtend. Beides ward genügend befunden, und er wollte eben wieder zurücktreten, als auch Vater Erasmus aus dem Hause schritt, zunächst an seinem Leibe schon die schimmernde Sonntagswäsche und die Sonntagskleider tragend, darüber aber noch die Werktagsjacke geworfen, und die Alltagskappe auf.

„Guten Morgen, Simon," rief er, „guten Morgen! Ein schöner Tag das — das sind Tage zur Flachsblüthe."

„Blüht bereits, wie ein blaues Meer, im Asang draußen," sagte Simon.

„Ich habe ihm den handigen Fuchs in die Gabel zu spannen befohlen," redete hierauf der Wirth durch die Thüre des Gassengärtchens hinein; „denn er ist gelassener, als der andere — aber ich sage Dir, Anna, daß Du Dich nicht etwa verleiten lässest, wenn er Dich einladet, mit ihm zu fahren; der Fabelhanns würfe Dich sammt sich in einen Graben. Fahre mit mir, wer weiß, wie bald ohnehin Einer kommt, der Dich auf immer und ewig davonführt."

Anna, die im Gärtchen Rosen und Anderes zum Sonntagsputze schnitt, wurde in diesem Augenblicke unter der Gartenthür sichtbar, und, die braunen Augen gegen den Vater hebend, sagte sie: „Ei, er wird mich nicht einladen, und der Andere wird auch nicht kommen, lieber Vater."

Sie war in ihrem Morgenkleide wieder gar so schön. Wenn sie auch öffentlich immer im Landesschnitte ging, so trug sie doch zu Hause Kleider nach eigener phantastischer Erfindung, und Vater Erasmus, einst ein Kenner weiblicher Schönheit, und nicht der Letzte, der sie an seiner Tochter anerkannte, wurde nun vollends schalkhaft, indem er sagte: „Nun — nun, Du Narre, er wird nicht ausbleiben, aber wenn er kommt — ein ganz auserlesener Bräutigam muß es sein, sonst lasse ich

Dich nicht von hinnen — ein ganz ungeheurer Prinz von einem Bräutigame muß es sein."

„Wenn ich aber nicht gerne, nicht recht gerne fortgehe," erwiederte sie treuherzig, — „nicht wahr, Vater, so soll mich Keiner aus der schönen Fichtau fortbringen?"

Und wie sie hiebei so die bewußtlos schönen Augen gegen den Vater richtete, so rieselte es ihm, der ohnedieß närrisch über sie war, wie von lächerlichem Stolze und von lächerlicher Freude durch die Glieder, und er platzte los: „Das soll er auch nicht — ja ich sage Dir, wenn Du nicht ein Glück machst, daß Du ordentlich darnach zitterst, so darfst Du nicht aus dem Hause — ein Glück mußt Du machen, daß die ganze Fichtau die Hände zusammenschlägt."

Ueber Anna's Angesicht floß bei diesen Worten ein Purpur, so tief und schön, wie der der Rosen in ihrer Hand; zwei reine zentnerschwere Augenlider lagen tief herab gesenkt, und sie ging augenblicklich in den Garten zurück. Dort trat sie vor einen Fliederstrauch, schnitt aber nichts ab, sondern stand davor und blickte ihn bloß an — oben im Gemache stand Einer und drückte sich die Hand an seine Stirne — — nur die zwei arglosen alten Männer standen auf der Gasse und plauderten fort.

„Ihr habt da eine gottlose hoffärtige Rede gethan, Erasmus," sagte der Boten-Simon; „wenn Ihr Eurer Tochter ein so vermessenes Glück erzwingen wollet, daß es über alle Menschlichkeit hinausgeht, so seht zu, daß Euch Gott nicht mit ihrem Unglücke strafe."

„Nun es ist nicht so arg gemeint," fiel ihm der Fichtauer Wirth in die Rede, „wenn es nur ein tüchtiger Mann ist, kein so Haselant, wie der Stadtschreiber, mit dem der Schmied prahlt, sondern ein franker Biedermann, der seine Geschäfte rasch weg thut, schön und jung und freundlich ist und die Anna ein wenig hätschelt, weil sie's gewohnt ist. Ein paar Pfennige

muß er haben, und dann legt sie das Ihrige dazu; denn mein einziges Kind geht nicht leer aus der grünen Fichtau — und verdient sie es denn nicht? sagt, Simon, ist sie nicht ein Ding, daß es ordentlich eine Schande ist, daß ich ihr Vater bin? — Nur meinen Kopf hat sie nicht; sie geht zu viel auf Faselei und Zeugs — das hat sie von der Mutter."

„Ja, ja," sagte Simon, „sie ist absonderlich geworden; ich dutze sie schon seit einem Jahre nicht mehr, aber ich glaube immer, Ihr habt sie vermessen über ihren Stand erzogen."

„Das soll sie auch," erwiederte der Wirth, „sie soll über ihren Stand, darum that sie noch keinen Schritt in die Schenkstube und darf in der Wirthschaft nichts anrühren — und damit ist's gut. Ich muß jetzt zu dem Wagen schauen. Lebt wohl."

„Der ist nunmehro auch ein Narr," sagte der Boten-Simon, indem er dem Abtretenden nachsah und seine Pfeife fortrauchte.

Es hatten sich mittlerweile mehrere jener Gebirgswagen auf der Gasse der grünen Fichtau eingefunden, in denen die wohlhabendere Klasse an Sonn- und Feiertagen zur Kirche zu fahren pflegt. Auch von Fußgängern hatte sich Einiges hinzugesellt.

Da die Gebirgsbewohner zerstreut mit ihren Gehöften in den Bergen sitzen, da die Gebirgskirchwege oft meilenlang sind, so hat sich die Sitte gebildet, ein wenig bei der grünen Fichtau anzuhalten, um sich zu sehen, zu besprechen und etwa ein kleines zweites Frühstück zu halten.

So war es auch heute. Sowohl auf der Gasse als auch in der Stube waren Gespräche, und Boten-Simon war bald von mehreren Gruppen umstanden, wo er bald mit Diesem, bald mit Jenem ein Weniges redete.

Das Zimmer des Naturforschers im oberen Stockwerke erglänzte indeß freundlich von den Strahlen des Morgens,

und sein Schimmer fiel auf die allerlei Stufen und Steine, die umherlagen und traurig funkelten, oder auf Kräuterleichen, deren dürre und spröde Gerippe die wohlthuende Helle und Wärme nicht mehr empfanden, die durch die Fenster herein wallte, und die ihnen einst auf ihren freien Bergen so herrlich war; der Mann aber ging zwischen diesen Sachen auf und nieder und sann nach.

Da war er vor wenig Wochen in ein schönes Thal voll grüner Pflanzen und freundlichen Gesteins gekommen — auch ein schmuckes Mädchen hatte er gefunden — — und wie war denn nun Alles? Die Tage waren so linde, so schmeichlerisch und so unschuldig über seinem Haupte weggegangen. Keiner brachte etwas Neues, in keinem ist etwas geworden — sie heischte nicht, sie forderte nicht, sie hoffte nicht, — — und wenn er sie nun so stille, so sinnend, so brütend stehen sah: da war in ihm ein solches Uebermaß von Neigung und Erbarmen, daß er sich nicht zu helfen wußte. Er hätte sich alle Adern öffnen lassen, wenn es nur ihr, nur ihr Linderung und Glück zu bringen vermocht hätte. Er wäre gerne an das Fenster getreten, um hinabzusehen, aber er getraute sich nicht; denn er fürchtete sich, daß sie noch immer am Flieder stehen und sinnen möchte.

Nachdenklich blieb er vor seinen Pflanzen und Steinen stille stehen und dachte: „O, du süßes, unerforschtes Märchen der Natur, wie habe ich dich immer und so lange in Steinen und Blumen gesucht und zuletzt in einem Menschenherzen gefunden! O, du schönes, dunkles, unbewußtes Herz, wie will ich dich lieben! Und ihr Blüthen dieses Herzens, ihr unschuldigen, beschämten, hülflosen Blicke, mit welcher Freude drück' ich euch in meine Seele!"

So dachte er oben; unten aber rief die Stimme des wieder auf die Gasse gekommenen Vaters: „Ei, da hast Du ja einen gewaltigen Pack von Blumen und Kraut aus dem

Garten geplündert und trägst Dich damit, wie unser Pflanzenmann, wenn er das Gras von unsern Bergen schleppt."

Der Wanderer trat an's Fenster.

„Es ist nur, Vater," sagte Anna, „weil ich Thrinen einen recht vollen Strauß mit in die Stadt bringen will, weil sie in dem großen, widerwärtigen steinernen Hause keine Blumen haben. Und wie man sie in einen Strauß ordnet, daß es schön sei, habe ich von unserm Gaste gelernt, der mehr von Blumen versteht, als wir alle zusammen im ganzen Fichtauer Thale. Es ist auch ein wunderbares Leben in ihnen, hat er gesagt, und ich glaube es — und gewiß haben sie noch recht liebe, kleine Seelen dazu. Er weiß schon, warum er sich so mit ihnen abgibt."

„Ja, ja, ja, ja, Leben und Seelen und Katzen," erwiederte der Wirth, „sieh' nur zu, daß Du einmal mit Deinem Kirchenanzuge fertig wirst; pünktlich nach einer halben Stunde wird abgefahren."

Anna ging in's Haus, und nur dem feinen Ohre Heinrichs war ihr leichter Tritt auf der Treppe vernehmlich, wie sie die Blumen auf ihr Zimmer trug.

Nach einer halben Stunde waren wirklich, wie vorausgesagt, die schlanken glänzenden Füchse des Fichtauer Wirthes jeder an seinen Wagen gespannt, aber auch die Weiber, wie voraus zu sehen, nicht fertig. Erasmus ging in einem feinen, fast städtischen Sonntagsrocke unruhig hin und her. Boten-Simon hatte nach einem riesenlangen Stocke gegriffen, um seine Kirchenwanderung zu beginnen; denn der Schecke mußte an Sonntagen die herkömmliche Ruhe haben. Auch andere Wagen warteten noch ein wenig, um sich dem Zuge anzuschließen. Der Schmied saß im lächerlichen Putze da und hatte eine flammend rothe Decke auf den Wagensitz gebreitet und auf das Geschirre des Pferdes gesteckt, um den Stadtschreiber würdig zu empfangen. Auch der Wanderer stand schon in

seinem schönen Gewande da, daß er ordentlich, wie der vernünftigste Mensch aussah — — siehe, da erschien endlich auch Anna und die Mutter auf der Gartentreppe herabschreitend.

Die Mutter, eine sehr schöne Frau mittlerer Jahre, mit Gesichtszügen, deren Ausdruck weit über ihrem Stande zu sein schien, war in dem gewöhnlichen Sonntagsanzuge der wohlhabenden Gebirgsbewohner, obwohl Alles an ihr von besserem Stoffe und feinerem Schnitte war; denn Erasmus liebte es, die Früchte seiner guten Wirthschaft an den Seinigen zu zeigen. Anna war gekleidet, wie die Mädchen des Thales, aber wie man sie so über die Gasse sittsam dem Wagen zuschreiten sah, so hätte man geschworen, sie sei aus einem ganz anderen Lande und trage einen Anzug, den sie sich erfunden, weil sie in demselben am Schönsten sei. Ohnedieß sind die Fichtauer Trachten die malerischsten im ganzen Gebirge. Da sie an Heinrich vorüberkam, überzog ein feines tiefes Roth ihre Wangen, und ihres Versprechens eingedenk richtete sie ihre schönen Augen voll treuherziger Liebe auf ihn, so daß Jeder, nur ihr Vater nicht, hätte erkennen müssen, was hier walte, wenn sie überhaupt Augen dafür gehabt hätten.

Der Naturforscher nöthigte aus Gutherzigkeit den Boten-Simon zu sich auf den Wagen, welcher aber nur sehr zögernd und mißtrauisch folgte und sichtbar mit dem Plane umging, sich der Zügel zu bemächtigen, sobald sich irgend etwas Verdächtiges ereigne — aber zum Erstaunen des Wirthes und der Andern fuhr der Wanderer vor ihren Augen so geschickt von der Gasse weg und so rasch der Steinwand entlang, daß dem Vater Erasmus das Herz im Leibe lachte, wie er seinen Fuchs so taktsicher dahin tanzen sah, und daß er ordentlich eine Hochachtung für seinen Gast zu fassen begann. Zunächst folgte er selber mit Annen und der Mutter, dann der Schmied und dann die Andern.

Als man den langen, schmalen, romantischen Gebirgsweg neben der Pernitz zurückgelegt hatte und eben um den letzten Hügelkamm der Fichtau herumbog, wo dem Reisenden plötzlich ein breites Thal und der schlanke spitze Thurm von Priglitz entgegensteigt, fuhr ein rascher Wagen an sie heran, in welchem der Stadtschreiber mit seiner jungen Gattin saß, um die Kirchfahrer zu bewillkommen.

„Sei gegrüßt, Heinrich," hatte er gesagt, „Du theuerster aller Vagabunden, sei gegrüßt!"

„Gott grüße Dich, Robert," anwtortete der Andere, „das ist ein köstliches Thal, diese Fichtau!"

„Habe ich es Dir nicht gesagt," entgegnete Robert, „habe ich es Dir nicht gesagt, als Du immer nicht kommen wolltest?"

Sie hatten sich aus den Wagen hinüber die Hände gereicht. Indessen war aber Thrine von ihrem Sitze hinabgesprungen, und Anna auch von dem ihrigen, und sie herzten sich auf offener Straße, als wollten sie sich todt drücken. Thrine war in der That eine „schneeweiße" Thrine; denn ihr Kleid trug ganz und gar untadelig diese Farbe, und das Frauenhäubchen um das junge schöne Angesicht war dem schneeigsten glänzendsten Mittagswölkchen des Hochsommers vergleichbar. Sie drückte Annen von sich, sah sie an und konnte sich nicht satt an ihr sehen, daß sie denn in so kurzer Zeit gar so schön geworden sei — freilich konnte sie nicht ahnen, aus welch süßem, knospendem Boden diese Schönheit so schnell aufgesproßt war. Anna langte den mächtigen Blumenknäuel, den sie im ersten Schreck weggeworfen hatte, aus dem Wagen und drang ihn Thrinen auf. „Du mußt ihn zu Hause auflösen," sagte sie; „denn die armen Stengel sind von den Fäden fast wund gedrückt, was ihnen sehr schadet; dann mußt Du Alles geordnet in Deine Blumenbecher stellen."

„Gott zum Gruße, Herr Schwiegervater," hatte Robert dem Schmiede zugerufen; „nach dem Gottesdienste fahren wir Alle zusammen in die lustige Fichtau."

„Schön Dank, Herr Sohn, schön Dank," entgegnete der Schmied, und indessen hatte sich wieder Alles zur Weiterfahrt eingerichtet. Anna saß wieder bei Vater und Mutter, Thrine bei dem Gatten, und Heinrich fuhr bereits mit Boten-Simon so rasch den thalführenden Weg gegen Priglitz ab, daß dessen Hutfedern flatterten und der Gemsbart sauf'te.

Man kam vor Roberts Hause an, wo immer die Wagen des Schmiedes und Wirthes warten mußten; man ordnete sich die Kleider, wechselte einige Worte und ging dann in die Kirche.

Nach dem Gottesdienste war, wie gewöhnlich, bei Robert ein Glas Wein. Thrine und Anna liefen durch alle Zimmer und verweilten hauptsächlich in der hintern Stube bei Thrinens kleinem Kinde. „Wie es gar so lieb und schön und unvernünftig ist," sagte Anna, indem sie die kleinen unbewußten Züge des Kindes streichelte. Der Schmied saß indessen vorne in der Prunkstube im Ehrenstuhle, Anna's Mutter bekam süßes Gebäcke, Erasmus machte beim Priglitzer Wirthe drüben ein Geschäft ab, und die Freunde Heinrich und Robert beredeten sich angelegentlich einige Minuten in einer Fenstervertiefung, als ob sie einen Plan in's Reine brächten. Dann traten sie zu den Andern. Vater Erasmus kam auch. Thrine hatte sich angekleidet, von dem Kinde Abschied genommen — und nun fuhr Alles der grünen Fichtau zu.

Wir aber müssen hier von derselben scheiden, so gerne unsre Feder noch bei dem klaren, freien, heiteren Fichtauer Leben verweilen möchte. Allein der Zweck der vorliegenden Blätter führt uns aus dieser harmlosen Gegenwart, die wir mit Vorliebe beschrieben haben, einer dunklen schwermüthigen Vergangenheit entgegen, die uns hie und da von einer zer-

rissenen Sage oder einem stummen Mauerstücke erzählet wird, denen wir es wieder nur eben so dunkel und mangelhaft nacherzählen können. Zu Ende versprechen wir wieder in die Gegenwart einzulenken und so ein dämmerndes, düsteres Bild, in einen heitern freundlichen Rahmen gestellt, zur Ansicht zu bringen.

Heinrich hatte nämlich von Robert das Versprechen erhalten, daß er sich bemühen wolle, ihm den Eintritt in den verfallenden Rothenstein zu verschaffen, und daß er ihm den Erfolg seiner Bemühungen in einem Briefe mittheilen werde, der zugleich Ort und Zeit der Zusammenkunft feststelle.

Ehe wir sie nun auf den alten Berg und in das alte Schloß geleiten, ist es uns noch gegönnt, den letzten Rückblick in das Fichtauer Thal zu thun und zu sagen, daß die Forellen des Vater Erasmus ganz vortrefflich waren, daß Thrine, Anna, Robert und der Wanderer beim Schmiede im Garten speis'ten, daß nach Tisch ein ergötzliches Scheibenschießen war, daß sich manche heitere und lustige Gäste in der grünen Fichtau vorfanden, daß Anna im Laufe des Abends einmal der schneeweißen Thrine ohne allen Grund um den Hals fiel, und endlich, daß die Stadtleute erst nach Hause fuhren, da schon alle Sterne am Himmel standen. Gleich darauf, da schon auch alle Lichter der grünen Fichtau ausgelöscht waren, trat der Mond heimlich über den Berg herüber und schaute in den Garten, ob er wieder das süße, flüsternde, verstohlene Glück erblicke, wie gestern — allein es war nicht da; Gebüsch und Garten standen leer, und die ganze Nacht erblickte er nichts Anderes, als die glänzenden Lichttropfen der Gräser und das silberne Rieseln der Wasser.

Dem bewegten Sonntage folgte die arbeitsvolle Schleppe der Woche: Simon und der Schecke fuhren landaus, landein, die Sägemühle kreischte, die Schmiede tosete; Erasmus handirte und wirthschaftete, Anna gieng hier und dort oder stand

und dichtete. Freilich hielt sie treu ihr Wort in Hinsicht des freundlichen Anschauens, aber auch in Hinsicht der Weigerung, je wieder mit Heinrich allein beisammen zu sein. Er sah sie nur von ferne, er sah sie gehen und kommen, oder ihr liebes Kleid sanft schimmern zwischen den Büschen des Gartens.

So verging die Zeit. Der Flachs blühte im Asang draußen immer blauer und blauer, die Tage wurden einer schöner als der andere, und so kam endlich auch wieder der Samstag und mit ihm der Schecke und Simon und auch der Brief von Robert. Nachdem ihn der Wanderer gelesen, zahlte er an Vater Erasmus die Wochenrechnung, sagte, daß er heute nicht die Knechte aus den Gebirgen, die Jäger und andere Samstagsgäste der grünen Fichtau abwarten könne, sondern, daß er noch heute nach Priglitz gehen und bei Robert übernachten wolle — etwa nach ein paar Tagen komme er wieder zurück; seine Sachen sollen indeß auf seinem Zimmer verschlossen bleiben.

Und somit war Dieß unser letzter Blick in die Fichtau. Heinrich ging erst spät Abends fort, und wie er der Steinwand entlang ging und um sie herumbog, so versank hinter ihm und auch hinter uns die ganze liebe grüne Fichtau mit allen ihren bereits angezündeten Lichtern, mit ihren fröhlichen Samstagsgästen und dem abendlichen Klingen der Zittern. Nur die rauschende Pernitz ging mit ihm und erzählte und plauderte ihm in der Finsterniß vor, bis sie Beide hinauskamen in das breitere Thal und an die Mauern von Priglitz.

Des andern Tags war wieder ein Sonntag, der nächste seit jenem, wo wir die Gesellschaft auf ihrer Kirchenfahrt begleitet hatten; aber heute finden wir die zwei Freunde, Robert und Heinrich, allein, wie sie, ehe noch die Strahlen des ganz heitern Tages heiß zu werden begannen, den verhängnißvollen Berg zu dem Schlosse Rothenstein hinanstiegen. Den ebenen Weg hatten sie mit einem Wagen zurückgelegt.

Am Fuße des Berges nahm sie eine Allee uralter, dichtbehaarter Fichten auf und leitete sie empor. Die laue Vormittagsluft seufzte schwermüthig in den Zweigen, und je höher sie kamen, wurde es immer einsamer, und das sonntägliche Schweigen der Fluren wurde immer noch tiefer und noch schweigender. Endlich gelangten sie zu einer grauen, von dichten Fichtenzweigen gestreichelten, eisenglatten Mauer von ungewöhnlicher Höhe. Dem Fahrwege der Allee gegenüber stand der weiße Fleck des zugemauerten Thores, und darüber starrten mißstimmige Trümmer eines Wappens.

Robert duckte sich unter das zwischen den Fichtenstämmen wuchernde Haselgesträuch, ging etwas neben der Mauer fort, und dann drückte er gegen einen hervorstehenden eisernen Knopf, worauf im Innern eine grelle Glockenstimme antwortete. Allein, nachdem die unaufhörlich wackelnden Töne des Metalles geendet hatten, war es wieder stille, wie zuvor, nur daß sich in der beginnenden Tageswärme ein vielstimmiges Grillenzirpen auf dem Berge erhob.

Vergeblich rief Robert: „He, Holla! ich bin es, der Syndikus, den Du einzulassen versprochen.“ Es erfolgte keine Antwort. Nur sah Heinrich, da er zufällig emporblickte, am Mauerrande ein Haupt: Gesicht und Haare so grau, wie daneben die uralte Steinmetzarbeit, und die Augen starr auf die beiden Männer geheftet. Nach einer Weile verschwand es, und kurz darauf hörte man ein seltsames Aechzen und Knarren in der Mauer, und zum Erstaunen des Wanderers schob sich ein Stück derselben gleichsam in einander, und es wurde die dunkle Mündung eines Pförtchens sichtbar, darinnen, wie in einem Rahmen, eine große Gestalt stand, dieselben steingrauen Gesichtszüge tragend, die Heinrich auf der Mauer gesehen hatte, nur ein Lächeln war jetzt auf ihnen, so seltsam, wie wenn im Spätherbste ein einsamer Lichtstrahl über Felsen

gleitet. — „Geht nur gleich in den grünen Saal," sagte die Gestalt.

„Sei gegrüßt, Ruprecht," sagte Robert, „zeig' uns den grünen Saal und alles Andere auch, wenn es Dir genehm ist."

Ohne alle Antwort wich der Mann zurück. Sie traten ein, und in demselben Augenblicke ging ein fürchterlicher, ein zärtlich gewaltiger Ton über ihren Häuptern durch die Luft.

„Es ist nur die Geige des Prokopus," sagte der alte Mann, „schreitet herein, Erlaucht, in die Stadt des alten Geschlechtes."

Bei diesen Worten verbeugte er sich gegen Stellen, wo Niemand stand —; und dann richtete er den Mechanismus der Mauer. Es hob, wie eine ablaufende Thurmuhr, zu schnarren an, schwenkte herum und schloß sich, so daß der Ort kaum zu erkennen war, durch den sie hereingekommen.

Die Freunde standen aber nun innerhalb der Mauer nicht etwa auf einem Schloßplatze oder dergleichen, sondern wieder im Freien, und vor ihnen stieg der Berg sachte weiter hinan, nur war seiner Senkung ein breites, weites, räthselhaftes Vieleck abgewonnen, auf dem sie sich eben befanden; es war mit Quadersteinen gepflastert, aber aus den Fugen trieb üppiges Gras hervor, und die heiße Sommersonne schien darauf nieder. Mitten auf dem Platze lagen zwei schwarze Sphinxe, mit den ungeheuren, steinernen Augenkugeln glotzend und zwischen sich das ausgetrocknete Becken eines Springbrunnens hütend, aber aus dem aufwärtszeigenden Stifte sprang kein Wasser mehr; der Wind hatte das Becken halb mit feinem Sande angefüllt; aus den Randsimsen quollen Halme und dürre Blümchen; und um die Busen der Sphinxe liefen glänzende Eidechsen.

Weiter hinter dieser Gruppe stand ein Obelisk, jedoch seine Spitze lag ihm zu Füßen.

„Der Graf Johannes ist schon vor dreihundert oder vierhundert Jahren gestorben," sagte Ruprecht.

Seitwärts diesem Platze sahen die Freunde ein kleines Häuschen stehen, wahrscheinlich die Wohnung des Pförtners; von dem eigentlichen Schlosse aber war nichts zu erblicken, als graues Dachwerk, über das Grün des Berges hineinschauend und von kreisenden Mauerschwalben umflogen. Sie stiegen sofort den verwahrlos'ten, ausgewaschenen Weg hinan. Hie und da war auf der Abdachung des Berges ein Geschlecht zerstreuten Mauerwerkes und grünen Wuchergebüsches, worunter ganze Wuchten des verwilderten Weinstockes, der, seiner Zucht entronnen, sich längs des Bodens hinwarf und sein junges, frühlingsgrünes Blatt gegen das uralte Roth der Marmorblöcke legte, die hie und da hervorstanden. Mancher kreischende Vogel schwang sich aus dieser grünen Wirrniß empor, wie die Freunde weiter schritten, und verschwand im lächelnden Blau des Himmels.

Auf dem ganzen Wege erblickten sie kein einziges menschliches Wesen. Die Seite des Berges, auf der sie stiegen, schien ein verkommender Park zu sein. Es hüpften Hasen empor und flohen seitwärts, alle Arten von Schmetterlingen und Insekten flogen und summten, und eine Lindengruppe, an der die Freunde vorüberkamen, hing voll wimmelnder Bienen. Aber nirgends war ein Mensch. Als sie auf der Hälfte des Weges waren, kam ihnen ein Hund nach, ein Bulle der größten Art, und ging ruhig hinter Ruprecht her.

„Wir haben alle Dinge bewacht", sagte der alte Mann, „und der Hund ist mir sehr beigestanden, weil sie ihn fürchten weit und breit. Im Sixtusbaue, wo die Nonnenzellen sind, fließt Alles von Honig; denn ich nahm ihnen nie einen, und der Wein muß in seiner eigenen Haut liegen. Ich habe dem Gerichte, da es Alles anschauen wollte, den Weg nicht gezeigt, der von der Nonnenclausur hinabführt, darum wissen sie von

dem Weine nichts. Gehet aber in den grünen Saal, Erlaucht, da werdet Ihr sehen, wie gut der Mann conterfeit hat."

Heinrich sah verwundert auf Robert, Dieser aber sagte: „Du hast wieder einen Deiner bösesten Tage, altes Rüstzeug." Dabei heftete er die Augen auf den Mann.

Dieser aber schwieg augenblicklich, sah den Syndikus betroffen an, und durch die versteinerten Züge ging ein feines Erröthen, wie wenn er sich schämte. Fortan schwieg er.

Man hatte endlich die Kante des Berges erreicht, und Heinrich sah nun, wie erst eigentlich gegen die andere Seite hinab in einem sanftgeschwungenen Thale die Sammlung der Bauwerke lag. Es war Alles viel großartiger, weiter und auch verworrener, als er gedacht hatte. Ein ganzes Geschlecht mußte durch Jahrhunderte hindurch auf diesem Berge gehauset, gegraben und gebaut haben. Abgesonderte Bauwerke, gleichsam selber wieder Schlösser, standen auf verschiedenen Punkten, niedere Mauern liefen hin und her, Brüstungen bauschten sich, die Anmuth griechischer Säulen blickte sanft herüber, ein spitzer Thurm zeigte von einem rothen Felsgiebel empor, eine Ruine stand in einem Eichenwalde, und weit draußen auf einer Landzunge, deren Ränder steil abfielen, schimmerte das Weiß neuester Gebäude. Und diese ganze weitläufige Mischung von Bauten, Gärten und Wäldern war umfangen durch dieselbe klafterdicke, hohe, graue Eisenmauer, durch welche sie hereingelassen worden waren, und an welcher Heinrich bei seiner Entdeckung des Schlosses, wovon er nur einen Theil gesehen, herumgekrochen war, um einen Eingang zu finden. Wie ein dunkles Stirnband umzirkelte sie den weiten Berg und schnitt seinen Gipfel von der übrigen Welt heraus.

Da standen sie nun, und Robert suchte zu erklären, was er erklären konnte; denn auch er war mit dem Schlosse und mit Ruprecht nur äußerst oberflächlich bekannt, in wiefern es

nämlich seit dem Tode des letzten Besitzers seine amtlichen Verhältnisse mit sich gebracht hatten.

Der griechische Bau war der des Grafen Jodok, dessen der Vater Erasmus erwähnt hatte. Er sah aus dem Schooße dichten Gebüsches herüber: ein edles Geschlecht weißer, schlanker Säulen. — Und um sie herum war es so grün, als zöge sich ein jonischer Garten sanft von ihnen gegen die andern barbarischen Werke hinan. Weit davon weg stand der Thurm des Prokopus, ein seltsamer Gegensatz zu dem Vorigen; denn wie ein verdichteter, zusammengebundener Blitz sprang er zackig und gothisch von seinem Felsen empor; der Felsen selbst ragte aus einem Fichtenwalde, der, durch den Borkenkäfer abgestorben, wie ein weißes Gegitter da stand. Hinten auf einer breiten glatten Wiese lag der sogenannte Sixtusbau: breit, bleifarben, massiv, ohne die geringste Verzierung, mit noch vollständig erhaltenem grünem Kupferdache. Die Fenster, ohne Simse und flach, standen so glatt in der Quadermauer, wie Glimmertafeln, die im Granite kleben. Die neuesten Gebäude auf der auslaufenden Bergzunge waren die Wohnung Graf Christophs, des letzten Besitzers, gewesen. Lange Terrassen und Gartenbauten trennten sie von den oben genannten, und ein Gartenhaus, allerlei Ruhesitze und Lusthäuschen umgaben es, mit und ohne Geschmack erbaut und bereits wieder im Verfalle begriffen. Von hier aus sah man auch deutlich die Ruine um den Eichenbestand herüber blicken, einen Bau voll Balkonen, Giebel und Erker, aber gräßlich zerfallen — es war das Haus des alten Julian gewesen. Ein Gedränge uralter, riesenarmiger Eichen schritt von dem Neubau gegen die Ruine hinüber, und man sah zwischen den Stämmen Damhirsche wandeln und grasen.

„Das ist ja ganz herrlich und närrisch," rief Heinrich, „wer hätte gedacht, daß eine solche Menge von Gebäuden auf diesem Berge Platz haben sollte, und daß noch die schönste

Landschaftsdichtung zwischen ihnen und um sie liege. Mir ist es, wie in einem uralten Märchen, Alles so wunderlich, als läge die Fichtau gar nicht unten, in der ich doch gestern noch war. Komm, laß uns auf die äußerste Spitze dieser Zunge vorgehen, dort muß die schönste Umsicht sein, und ehe wir in all das Mauerwerk kriechen, wollen wir hinuntersehen auf das Land, ob es denn auch wirklich noch ist, wie gestern."

Und sie gingen vorwärts auf der Zunge, deren Spitze zugleich der höchste Punkt des Berges war. Hier stürzt die Wand schwindelsteil ab, und man sieht über die Ringmauer wohl hundert Klafter senkrecht nieder. Auch auf dieser äußersten Spitze war ein Bauwerk, aber nur ein länglich rundes Dach, von Säulen getragen, zwischen welche man im Winter Glasfenster schieben kann. Im Innern sind an den Säulen herumlaufende Sitze, von dem rothen Landesmarmor gehauen.

Wohl war das Land noch, wie gestern: grün und weich und ruhig lag die ganze Fichtau in der Sommervormittagsluft unten, ein sanftes Hinausschwellen von Hügeln und Bergen, bis wo der blaue Hauch der Ferne weht, und mitten drinnen der glänzende Faden der Pernitz — Alles bekannt und vertraut, eine holde Gegenwart, herumliegend um die unklare Vergangenheit, auf der sie standen. Von der Häusergruppe der grünen Fichtau war nichts ersichtlich, nur der Felsengipfel des Grahns blickte röthlich blau und schwach durch die dicke Luft herüber, und Heinrichs Auge haftete gerne und mit Rührung auf ihm, als einem Denkzeichen des lieben, sanften Herzens, das an seinem Fuße schlägt und vielleicht in dieser Minute an den fernen theuern Freund denkt.

Die Männer sprachen nur wenige Worte, indem sie ihr Vergnügen ausdrückten und sich die verschiedenen Berggestalten zeigten und erklärten, während der Alte noch immer stumm und unbeweglich hinter ihnen stand — nur die auf dieser Höhe ziehende Mittagsluft regte die dünne, graue Locke seiner

Schläfe; denn er hatte sein Barett, von Beiden unbemerkt, noch immer in den Händen.

Sie hätten wohl zu andern Zeiten länger das heitere Bild zu ihren Füßen betrachtet, aber heute zog sie ihre nächste Umgebung unmittelbarer an. Heinrich schlug vor, gleich die neuen Gebäude aufschließen zu lassen, da sie einmal in der Nähe seien, aber Robert zeigte ihm, daß Dieß unmöglich sei; denn Graf Christoph hatte, da er in den afrikanischen Krieg geritten, vorher alle Thore versiegelt, mit dem Befehle, daß vor seiner Zurückkunft nichts berührt werden dürfe, im Falle seines Todes aber der neue Besitzer erst am Tage seines Antrittes die Gebäude öffnen möge. Da hingen nun hinter allen den großen Spiegelfenstern des Hauses ruhig und schwer die grünseidnen Vorhänge nieder und regten keine Falte hinter dem glatten, glänzenden Glase. An Thüren und Thoren waren die Siegel, ebenfalls grün, sehr groß und mit dem Scharnast'schen Wappen versehen. Von dem Dache hatte der Wind den einen und andern Ziegel herausgenommen, worauf bald mehrere oder wenigere Nachbarn folgten, so daß an manchen Stellen die nackten Sparren und Latten ungastlich und lächerlich in die Luft hinausstarrten. Der alte Mann sah das Alles mit so ruhigen und heitern Blicken an, als wäre es in der schönsten Ordnung. Der Kiesplatz vor dem großen Thore war von altem Regen zerwaschen, keine Spur von Rädern oder Hufen, und überall zwischen den Quarzkörnern sproßte zartes Gras hervor.

„Und wie lange ist Dein letzter Herr schon weg?" fragte Robert.

„Nach der großen Krankheit — — —" begann langsam, schüchtern und mißtrauisch der alte Mann, indem er sich näherte — — aber Robert unterbrach ihn und sagte: „So setze doch Dein Barett auf."

„Ja, die Sonne ist heiß," erwiederte Ruprecht, „sie ist heiß, ich habe es vergessen — und eine Pelzhaube ist gegen sie so gut, wie gegen den Winter."

Und wirklich sahen die Freunde, daß sein Barett, das er bisher immer in den Händen gehalten hatte, trotz des heißen Sommertages eine Pelzhaube war.

„Nun wie lange," sagte Robert wieder, „ist dieß Haus da herrenlos?"

„Nach der großen Krankheit," fuhr der Greis fort, „die draußen im Lande war — — nein, es war ja vor der Krankheit, und Narcissa starb an ihr, weil sie sich so kränkte; aber eigentlich hieß sie gar nicht Narcissa, sondern Tiburtia, aber weil sie so hoch gewachsen war, weil sie so zart und schön war, und weil sie den Kopf stets ein klein wenig gesenkt trug, so hat er sie immer Narcissa genannt — — Der Herr vergebe ihm, er war sehr stürmischen Gemüthes, aber er war auch wieder so fromm, wie ein Kind; denn ich selber habe ihn einmal weinen gesehen, daß man meinte, das Herz werde ihm aus dem Leibe springen — und dann ließ er die grünen Vorhänge nieder, siegelte alle Thore zu und ritt davon; denn seht, er war auch trotzig, wie Graf Julius, der ebenfalls fortging und nicht wieder gekommen ist. Er hatte die Tage vorher das Drehthor machen und das große daneben zumauern lassen — und alle Diener und Jäger, und die Hunde und die Pferde — Alles flog desselben Tages davon, und er sagte: „Hüte das Werk, wie den Stern Deiner Augen, und halte die Brut ferne, bis ich komme und sie als mein Weib erkenne." Dann habe ich das Werk gehütet, daß nur die Vögel des Himmels herein zu fliegen vermochten. Eine Stille war Euch, Graf Sixtus, eine Stille im Sonnen- und Mondenscheine — und immer fort still, nur daß die Todtengeige des Prokopus, die er wieder hatte aufziehen lassen, zuweilen Nachts oder Tags tönte oder läutete. Dann waren fünf, sechs, acht Jahre, bis

die vielen Herren mit dem Pergamente kamen, Alles untersuchten und zusiegelten — dieser Syndikus, der mit Euch ist, war auch dabei — und sie erzählten, daß man ihn in der heidnischen Stadt so schön begraben habe. Die Narcissa liegt in der Schloßkapelle; der Dechant war selbst herübergekommen und hatte gesagt: „Ich will sie gesegnen.“ Sie konnte nicht mehr warten, weil ihr das Herz stehen geblieben war.“

Er hatte diese Rede größtentheils an Heinrich gerichtet. Dieser hörte ihm schweigend und mit Schonung zu. Man war indessen durch den Eichenhag bis nahe an die Ruinen des Grafen Julian gekommen, und wie man auf den glänzenden Rasenplatz hinausgetreten war, auf dem die Trümmer liegen, so sprang der große Hund Ruprechts plötzlich gegen den Anger vor und wedelte und scharrte und bellte gegen die Luft empor — Ruprecht aber schrie: „Daß Du stürzest, Pia, fürchterliches Kind, — Pia! Pia! — — siehe, mein Herz, komme eilig herunter — — ich habe Dir ja gesagt, Du sollest bei den Ringelblumen sitzen bleiben und sollest zählen, wie oft die Schwalbe zugeflogen kommt — —.“

Und ein feines klingendes Silberstimmchen ertönte in der Luft: „Sie flog fünfmal und zwanzigmal, und immer — und von den Ringelblumen ist die erste gelb, und die zweite gelb — und sie waren alle gelb. Ich falle nicht, siehe nur, ich falle nicht.“

Die Freunde blickten empor, und auf dem höchsten der vielen Balkone des zerfallenden Schlosses, auf einem Balkone, der so in der Luft draußen hing, als klebe er nur an einem einzigen Steine, war ein Kind — ja sogar nicht einmal auf dem Balkone, sondern auf dem Steingeländer desselben war es, halb sitzend, halb reitend, es schien ein Mädchen; denn eine Fülle der schönsten gelben Ringellocken wallte um den Nacken und das glühende Gesichtchen, sie mochte zehn bis eilf Jahre alt sein, oder auch noch jünger — am äußersten

Geländer saß sie und jauchzte, und so wie ihr Ruprecht zugerufen hatte, und wie ihr eignes Stimmchen erklungen, wurde sie noch fröhlicher, daß er sie gesehen; sie stand auf und schwebte nun stehend auf dem unsichtbar schmalen Stege des Geländers und ging vorwärts und ging rückwärts und neigte sich und beugte sich über, daß den Männern unten ein Schwindel und Grauen ankam, und daß ihnen die Augen vergingen.

Und sie rief dem Hunde zu: „Hüon, Hüon: komm herauf." Und da dieser sich wälzte und plump in die Luft sprang und ungeschickte Freudentöne gab, so wußte sie sich vor Lachen nicht zu helfen.

„Ich werde mir die Haare ausraufen, wenn mir einmal der Hund ihre zerschmetterten Glieder nach Hause schleppen wird; denn er hat sie lieb, und sie folgt ihm auch am meisten." Diese Worte hatte der Greis heimlich zu sich gesagt, aber die zwei Männer hatten sie gehört.

Indeß warf oben das Kind die Arme empor und rief: „Ich sehe hierhin und dorthin, ich sehe alle Mauern, alle Bäume und die ganze Welt."

Es schien, als hänge ihr lichtes Kleid, wie eine weiße Sommerwolke, im Himmelsblau draußen — die Männer standen regungslos, um sie nicht zu erschrecken und zu stören — endlich verschwand sie plötzlich oben, man hatte kaum gesehen, wie sie von dem Geländer gestiegen und durch die Mauer hineingekommen war — und fast in dem nämlichen Augenblicke wurde sie unten auf dem Rasen sichtbar, wie sie durch eine kleine Bresche neben Himbeergesträuche heraustrat. Sie blieb stehen, als bemerke sie die Fremden erst jetzt, zögerte, sah sie eine Zeit lang mit wilden, schwarzen Augen an, dann aber ging sie zuerst langsam um die Mauerecke, scheu und wild, wie eine junge, schlanke Pantherkatze, dann fing sie an, den jenseitigen Rasenhang hinabzulaufen — der Hund hinter

ihr, und die Freunde sahen noch, wie sie weiter unten das mächtige Thier mit beiden Armen umschlang und sich mit ihm durch Gras und Gebüsche hinabschleifte, bis sie Beide nicht mehr sichtbar waren, und nur die Büsche wogten.

„Wir werden jenes Loch zumauern, Erlaucht," sagte Ruprecht flüsternd, indem er hinzeigte, und in seinen Gesichtsfalten Zorn und Todesblässe schlotterten, „im Parthenon liegen noch Ziegel, sie werden ohnedieß nicht gebraucht."

Dann fuhr er fort, als hätte er seine Begleiter vergessen: „Die Raben des Grahns werden kommen, über meine Hütte fliegen und mir Botschaft bringen, wenn sie schon tagelang nicht nach Hause gekommen ist — weil sie auf einem rothen Steine liegt; die gierige Kohlmeise wird ihre Aeuglein ausgehackt haben — oder die Wasser der Pernitz werden um ihre zarten Glieder waschen, und die Fische werden heimlich herumschießen, wie stumme Pfeile, hastig zupfen und sich um das Stückchen balgen, das Einer erwischte — — ich werde indeß suchen und suchen, immer immer — — und werde dann zum fürchterlichen Himmel heulen, daß die Sterne daran zittern; denn sie ist das Allerschönste auf der Erde, das Schönste zwischen Sonnen und Sternen, wie Narcissa war."

Einen tiefen furchtsamen Blick warf er gegen Heinrich und sagte: „Ich werde öffnen; denn ich halte immer gesperrt."

Und er drehte große Schlüssel in dem knarrenden Schlosse — aber es war lächerlich, zu schließen, wo nichts zu verschließen war; denn alle Mauern klafften, eine breite, sanfte Treppe führte zu Schutt, durch die Fenster wehte die Luft, kein Getäfel und Holz war mehr zu schauen, der Marmor der Gänge und Säle war erblindet, steinerne Stiegen hingen in der Luft, Mörtel rollte und rieselte allseits, ein buntes Lichterspiel flimmerte, und hellgrüne Pflanzen taumelten, wo ein Lüftchen zog, oder ein Strahl hinküßte. Ueber eine jener hän-

genden, schief gesunknen Stiegen mußte das Mädchen zu dem hohen Balkone gelangt sein.

Nachdem sie über Kalkhügel und Steinhaufen gegangen, durch Breschen und Thürlöcher gekrochen, ohne das mindeste Merkwürdige getroffen zu haben, verlangten sie hinaus, und der Greis führte sie durch ein anderes Thor, das er ebenfalls sorgsam hinter sich verschloß, in den Garten des Hauses. Es war ein langes Viereck, zu dessen beiden Seiten Mauerwerk lief, nicht hoch über dem Boden zwei lichte, freundliche Säulengänge führend. Von hinten war das Viereck durch einen mächtig großen Marmorfels geschlossen.

Wenn ein Wald oder Garten auch eine Ruine sein könnte, so wäre es dieser gewesen. Eingesunkne Gartenbeete, blecherne Blumentäfelchen mitten im Grase, eine fröhliche Wildniß von Unkraut, ein verdorrter Obstbaum, ein anderer ein bloßer Pflock mit zwei grünen Wasserschößlingen, ein dritter mit herrlicher Frucht, eine zwecklose späte Gabe — die Pfirsichzweige an der Wand, einst die Liebe und der Stolz des Herrn, hingen seitwärts, unangebunden, unfruchtbar, wie schlechte Weidenruthen — eine Ulme war emporgeschossen und streckte ihre Zweige lustig in den Säulengang hinein. Tausend Bienen und Käfer summten und arbeiteten in den üppigen Blüthen des Unkrautes.

Mitten hindurch aber ging ein breiter, schöner Weg, als wäre täglich Jemand darauf gewandelt, oder als wäre er gestern erst gemacht worden. Heinrich hatte auch bemerkt, daß in der Ruine von dem einen Thore bis zum andern über die Schutthügel ordentlich ein getretener Weg laufe. Sie gingen den Garten entlang. Wie sie immer näher kamen, so stieg ihnen der rothe Fels stets größer entgegen, und Heinrich bemerkte endlich, daß in denselben eine hohe Pforte gehauen war, mit einem eisernen Thore verschlossen, daran eiserne Schlösser hingen, mit dem gräflichen und den Gerichtssiegeln

versiegelt. Es war dieser Felsen der sogenannte rothe Stein, in dem die Lebenserzählungen aufbewahrt waren, und dessen Bedeutung Heinrich von Robert aus den Gerichtspapieren erfahren hatte.

Seitwärts dem rothen Steine war der Kirchhof des Schlosses. Ein anderes Thor, nicht massiv, nicht versiegelt, sondern ein hohes, breites Eisengitter, führte hinein. Es war auch ein Garten, aber statt der Blümlein war nur ein dunkler hingehender Rasen, statt des Obeliskes ein weißes Crucifix in Mitte von vier Linden und statt des Gartenhauses eine Kapelle, von den Eichen überschattet, die draußen in dem Walde des Julian standen.

„Die Bücher, so in dem Gewölbe dieses rothen Steines sind," sagte Ruprecht, „reden nur zu Leuten, die aus dem Blute unsrer Grafen stammen, und jeder Tropfen ist aufgeschrieben, der seit siebenhundert Jahren aus einem ihrer Herzen rann, und Keiner darf die Schrift lesen, der nicht ein Kind desselben Geschlechtes ist. Ihr seht, daß die Thore des Steines versiegelt sind, Ihr könnt nicht hinein, aber zu dem andern habe ich die Schlüssel."

Und er schloß das Gitter auf und führte sie durch eine heitere Allee von Linden auf den Kirchhof. Es war der stillste Ort, den Heinrich noch auf dem Berge gesehen hatte, fast zum Frieden und Schlummer ladend; denn von drei Seiten war er durch den Eichenwald des Julian umgeben, so daß beinahe kein Lüftchen, ja kein Ton von Außen zu dieser Insel dringen konnte: von der vierten Seite stand das alte Schloß und die Lindenallee, grau und grün gemischt — und von oben war die tiefe Bläue des Himmels und das niederfließende Gold der Sonne. Auch war jene wimmelnde Bevölkerung von Kreuzen und Zeichen nicht da, womit sonst so gerne die Erhabenheit eines Todtengartens zerstört wird, und womit der Mensch seine armen Flitter auch in dieses ernste Reich hin-

überträgt, sondern auf dem gleichen Rasen waren nur einige unbedeutende Merkmale, die Ruhestelle treuer Diener des Hauses bezeichnend, und in der Mitte stand ein hohes Kreuz von weißem Marmor, als Zeichen des allgemeinen Friedens und der allgemeinen Gleichheit. Viele Mitglieder des Geschlechtes ruhten ohne Grabmerkmal, wie sie es verordnet, unter der allgemeinen einfachen Decke des Rasens; andere aber lagen mit Wappen, Zeichen, Zierden und Prunk in der weitläufigen Gruft unter der Kapelle. Heinrich und Robert stiegen in diese Gruft hinunter; Ruprecht, der sie ihnen aufgeschlossen hatte, blieb oben auf einem Marmorwürfel sitzen, der aussah, wie ein unfertiger Grabstein. Die Gruft hatte nichts Anderes, als eben Grüfte zu haben pflegen: Särge, Wappen, Vergänglichkeit — Alles bedeckt mit Pomp und Moder, nur ein einziger Sarg stand da, ganz einfach von Eichenholz gezimmert, ohne das geringste Zeichen, ja sogar ohne Namen. Sie stiegen nach einiger Betrachtung wieder hinauf, und wie sie aus dem dunklen Thore der Kapelle in's Freie traten, hörten sie ein plötzliches Rauschen und sahen noch das Wegflattern des Gewandes und den Sprung des Hundes. Das wilde, scheue Kind, Pia, war in ihrer Abwesenheit bei Ruprecht gewesen und hatte bei ihrer Ankunft die Flucht ergriffen; sie sahen nur noch, wie sie hinter einen Hollunderbusch, der an der Kirchhofmauer stand, verschwand, aber dort stehen blieb und durch eine Oeffnung ihr schönes Gesichtchen herausbog und halb dreist und halb geschreckt mit den übernatürlich glänzenden, schwarzen Augen die Fremden anstarrte — aber wie sich Robert nur regte, so zuckte sie weg und wurde erst viel später wieder gesehen, wie sie mit Hüon auf einer rothen Felskuppe stand. Von da an sah man sie bis gegen Abend nicht wieder. Heinrich konnte sich eines unheimlichen Gedankens nicht erwehren, wenn er sich diese zwei Wesen als die einzigen Bewohner des Berges dachte; den märchenhaft

alten, blödsinnigen Mann und das verwahrlos'te, zartgliedrige Wesen, das in seiner Gesellschaft zu einem Wüstenvogel aufwachsen muß, der entsetzt aufflattert, wenn ihm die schöne Bildung eines Menschenantlitzes sichtbar wird.

„Sie ist stille und gut," sagte Ruprecht, nachdem er die Kirchthüre gesperrt, und den Schlüssel wieder zu den andern genestelt hatte, „sie saß die ganze Zeit, als Ihr in dem Gewölbe unten waret, hier auf dem weißen Steine und athmete ihr Laufen aus, und von dem Händchen quoll ein Blutstropfen, weil Ihr sie an den alten Mauern so erschreckt habt, und sie fragte, wer Ihr seid, und warum ich Euch denn nicht erschlüge, wie den Wolf, der auch im Winter in die Fichtenallee gekommen ist und mit Hüon spielen wollte. — — Sie wußte nicht, auf welchem traurigen Steine sie saß und die Worte von den Menschen und Wölfen redete. — — Sehet, dieses Ding da sollte, als er ihren Tod erfuhr, nach dem Vorbilde gemeißelt werden, worunter Chelion liegt; aber als Ihr das große Pergament brachtet, Herr Syndikus, und von seinem Begräbnisse erzähltet, da raffte der Werkmeister den Hammer und Meißel zusammen und ging fort, daß nun der eichene Sarg ohne Namen unten stehen muß, und der Grabstein ohne Bedeutung hier oben liegen. Auch der Conterfeier ging fort und ließ die schönen, grünen, seidnen Vorhänge hängen — und sie hängen noch dort; denn das Grüne hat er sehr geliebt — — und Ihr müsset sie Beide züchtigen, Erlaucht, die ungetreuen Knechte. Ach Alles, Alles ist nicht fertig geworden."

„Lasse uns um Gottes willen das Andere schnell abthun, — mir wird es unheimlich in der Gegenwart dieses alten Mannes," flüsterte Heinrich seinem Begleiter zu.

„Lasse ihn nur," versetzte dieser, „er ist ja übrigens ganz harmlos."

„Ich werde Euch nun zum glatten Hause führen," sagte Ruprecht, „und die Clausur der Frau Hermenegild aufschließen;

aber es sind jetzt die Bienen drin — sie thun nichts und sind nicht wild; denn ich habe ihnen nie Honig genommen, sie tragen viel aus den Linden der Gräber herüber, und Der ist süß und duftig — — ich werde Euch auch den Wein zeigen — folgt mir nur."

Und er führte sie durch den Eichenwald dem sogenannten Sixtusbaue entgegen. Sie betraten ihn von der Hinterseite und fanden wirklich hier den seltsamsten Haushalt: es lief ein langer, schmaler Glasgang mit erblindeten regenbogigen Scheiben längs des Gebäudes, und aus einigen zerbrochenen Scheiben desselben wogte es von Bienen aus und ein, und so Viel man durch das trübe Glas erkennen mochte, war der Gang, insbesondere die Nischen, abenteuerlich mit riesenhaften Waben bebaut, und die allergrößte Thätigkeit herrschte fort, daß es einem ordentlich im Kopfe wirrte und schwirrte, je länger man dem Treiben dieses Knäuels von Republiken zusah, an einem zu solchem Haushalte so unpassenden und ungewöhnlichen Orte.

„Die Nonnen hatten sonst den Gang zum Lustwandeln gehabt," sagte Ruprecht, „aber Das ist nun nicht mehr möglich, weil sie todt sind, und wir können auch nicht dort gehen, wegen der Bienen; ich werde aber öffnen, wo wir durch die Zellen der heiligen Frauen kommen. — Im Winter gebe ich dem kleinen Geflügel immer Stroh; Graf Christoph nahm ihnen noch Honig, denn er war ihr Herr; aber ich lasse sie fortbauen, und es sind schon manche Schwärme in die Fichtau hinausgeflogen, weil sie meinten, es sei hier zu enge, oder weil sie thaten, wie die Jugend überhaupt zu thun pflegt. Da die Frau Gräfin Hermenegild, als ihr Herr, Ubaldus, im heiligen Kriege gefallen war, die Zellen eingerichtet und die heiligen Frauen zur Anbetung Gottes berufen hat, dachte sie nicht, daß in den schönen Glasgang diese Bewohner kommen würden — — ja damals sind sie gewandelt und haben kunst-

reiche Arbeiten gemacht, die noch alle im rothen Saale aufbewahrt sind; aber weil die Zellen nicht von dem heiligen Vater geweiht waren, so wurde es nach dem Tode der Frau Gräfin untersagt, daß sie weiter bestehen; und die Letzte der Nonnen starb, da mein Urgroßvater ein Kind war. Er ist auch Kastellan gewesen."

Und bei diesen Worten hatte er ein Thor am Ende des Glasganges geöffnet und führte sie nun durch Zellen und Gemächer, durch Refectorium und Sprechsaal — und sie sahen all das dumpfe, bestaubte Geräthe, die schwarzen Bilder, die blinden Fenster und die zerfetzten Tapeten der Nonnen.

Gegen Ende dieser Dinge, wo wieder die andern Gemächer des Hauses beginnen, war Einiges in Schutt, und allerlei Gänge öffneten ihre Höhlen. Hier sagte Ruprecht heimlich zu Heinrich, er sollte mit ihm gehen; denn er müsse ihm allein etwas zeigen. Heinrich zauderte anfangs ein wenig, aber durch Robert ermuthigt, folgte er dem Alten. Dieser gab in Miene und Bewegung alle Zeichen der höchsten Freude zu erkennen, führte ihn Trepp' auf, Trepp' ab, sperrte Thüren auf und zu, machte endlich am Ende eines verfallenen Ganges Licht und stieg mit ihm eine Wendelstiege hinab. Dort öffnete er ein äußerst kleines Thürlein und führte Heinrich hinein: und siehe, da lag weithin Faß an Faß, der Greis in höchster Freude und Befriedigung zeigte darauf und sagte: „Ich habe das Alles bewahrt; der große Eingang ist verschüttet, und diese Treppe wußten sie nicht, da sie kamen, Alles zu beschauen. — Ich allein habe den Wein gepflegt und pflege ihn noch; ich trinke keinen Tropfen — gebt mir nur ein wenig, wenn ich alt und krank werde — ich zeige dem Andern, der mit Euch ist, nichts; denn sie wollen unser Eigenthum verzetteln, und ich hätte ihn auch gar nicht in das Schloß gelassen, wenn nicht Ihr mit ihm gewesen wäret," und bei diesen Worten brach er in ein kindisches Schluchzen aus, und ehe es Heinrich hin-

dern konnte, hatte er sich niedergebückt und dessen rechte Hand geküßt, indem er lallend und bittend sprach: „Seid nur nicht mehr zornig, nun ist ja Bertha längst gestorben — und sehet, ich habe für Alles und Alles gesorgt und es gehütet, wie mein eigenes Herz. O, ich habe unsäglich Viel ausgestanden."

Heinrich konnte seine äußerste Erschütterung nicht bergen, und der Gedanke, der in seinem tiefsten Innern saß, die fast unglaubliche Ahnung, die ihn hieher geführt, die Ahnung, die er nicht einmal seinem Freunde zu offenbaren gewagt, schien sich hier an dem Wahnwitze eines alten Mannes zu verkörpern und zu offenbaren.

„Wenn's ist," dachte er, „wenn's ist — —!"

Er zitterte fast, nur um ein Haar breit in der verdunkelten Seele des Andern weiter zu forschen, um sie nicht noch tiefer zu zerrütten. Die Verrückung jener Gesetze, auf deren Dasein im Haupte jedes Andern man mit Zuversicht baut, als des Einzigen, was er untrüglich mit uns gemein hat, trägt etwas so Grauenhaftes an sich, daß man sich nicht getraut, das fremdartige Uhrwerk zu berühren, daß es nicht noch grellere Töne gebe und uns an dem eigenen irre mache. Auch verlangte der Alte kein Zeichen, weil er sich selbst Rede und Antwort gab. Mit haushälterischer Geschäftigkeit führte er ihn von Faß zu Faß, zeigte die Neunziger, die Eilfer, den vom Rhein, die Ausländer, die Spanier, die Portugiesen — er zeigte ihm die Vorrichtungen, mit denen er nachfülle, die Fässer rein halte, die Luft wechsle — — in allem Diesen zeigte sich die bewundernswertheste Zweckmäßigkeit. Er wurde immer vergnügter, und da er die wirklich erstaunliche Reihe von Fässern gezeigt hatte, näherte er sich vertraulich dem Ohre Heinrichs und sagte heimlich: „Das ist der neue Syndikus der schwarzen Stadt; sagt ihm kein Wort von dem vielen mächtigen Weine; denn sie versiegeln Alles, bis Graf Christoph kommt: aber Der kommt nicht mehr und ist todt und

im Mohrenlande begraben — auch Steuer und Abgaben gehen immer ein und werden im Rathhause der schwarzen Stadt aufgehoben. Geht nur gleich, wie ich schon gesagt, in die grüne Stube, wo sie schon Alle warten."

„Wird aber nicht Pia Schaden nehmen, wenn wir so lange wegbleiben," sagte Heinrich versuchsweise.

„Wer!?" entgegnete der Alte mit allen Zeichen des höchsten Erstaunens, indem er seinem jungen Begleiter mit der Laterne in's Gesicht leuchtete. Sein Geist hatte in Jahren geschwebt, wo Pia nicht war, und der Geier, der an seinem Gehirne fraß, das Mißtrauen an sich selbst, stand auf und schlug ihm die düstern Flügel um das Haupt. Er ging hastig und verstummt den Gang zurück, löschte das Licht aus, verbarg mit größtem Scharfsinne die Laterne, führte Heinrich in tiefster Dunkelheit wieder Trepp' auf, Trepp' ab, Gang aus, Gang ein, und sie standen endlich plötzlich bei Robert, der an einem Fenster ihrer geharrt hatte. Ruprecht war jetzt wieder ohne ein einziges Wort. Er schritt über einen Vorsaal, schloß auf und öffnete, sich anstemmend, die eingerosteten Thürflügel zu den Gemächern. Eine Reihe von Zimmern empfing sie mit schwerer, verblichener Pracht; alterthümliche, geschnitzte Geräthe, wunderliche Tapeten, theils noch ganz, theils durch Moder und eigene Schwere zerrissen, Zeltbetten, Putztische, Sesselreihen, Alles von altväterischem Prunke, kunstreich und doch fest gearbeitet, — Alles bedeckt mit Massen von Staub und Spinnenweben, und ein trübes Licht fiel durch die blinden Scheiben von dem einsamen, funkelnden Tage draußen herein.

Mit den schwermüthigen Gefühlen menschlicher Nichtigkeit und Vergänglichkeit wandelten die Freunde durch diese Stätten versunkenen Glückes und Elendes, und Heinrichs Herz war tief und ahnungsvoll erregt. Er mußte sich einige Male die Hand über seine Augen legen, um sich zu sagen, wo er sei, und um dem Andern sein Inneres zu verbergen.

So hatten sie mehrere Zimmerreihen durchwandelt, einst zu dem verschiedensten Gebrauche bestimmt, von der Oede des Prunksaales an bis zur Heimlichkeit des einstigen Schlafgemaches. Der Alte war ohne viele Theilnahme hinter ihnen gewandelt, aber da die Zimmer zu Ende waren, und sie wieder in einen Vorsaal gelangten, bog er plötzlich um eine Ecke, riß mit sichtlicher Hast und Freude zwei riesengroße Flügel auf — und ein zauberischer Anblick schlug den Freunden entgegen: es war der grüne Saal; mit dem feinsten, dunkelsten Serpentine waren die Wände bekleidet, riesengroße Fenster, von unten gegen oben zum Theile mit grauer Seide gedeckt, rissen sich gegen den glänzenden Himmel auf, und ihr Glas war glatt und spiegelhaft, als hätte man es in diesem Augenblicke gesetzt — der Grund aber war, weil es der Alte immer putzte. — — Und in der Lichtfluth dieser Fenster stand, in die dunkle Ebene des Serpentins gerahmt, eine ganze Reihe der herrlichsten Bilder: es waren sämmtliche Scharnast, Männer, Frauen und Kinder, von Haupt- und Seitenlinien — und wie der erste Blick zeigte, von den besten Meistern gemalt. Man sah selbst Rubens und Van-Dyks Pinsel, die besten Deutschen und sogar den Spanier Murillo. Heinrich war erstaunt, ja er war betäubt über diese Herrlichkeit. — Da funkelte die Sonne in wundervollem Schmelze auf jener Rüstung, jenem Goldgehänge, jenen Vasen und Geschirren schwer und massenhaft, als müßte ihre Wucht von dem Bilde niederbrechen, — auf dem weichen Goldhaare der Frauen, auf jenem Antlitze, in dem lieblichen Auge, auf dem Munde, der eben nur gesprochen haben muß, auf der Hand, die auf dem Marmortische ruhte, oder den schweren Sammt emporhielt — auf den Gesichtern der Männer, über die, obwohl in tausend Gedanken und Leidenschaften zersplittert, doch dieselbe Familienähnlichkeit hinlief, — Alles glänzte und funkelte da, von der furchtbaren Körnigkeit jener Menschen in Stahl und Eisen angefangen,

bis zu der Pedanterie und Weichheit Derer, die in Treſſen und im ſchwarzen Fracke ſind.

Robert, der auch den Saal noch nicht geſehen hatte, war eben ſo bezaubert, wie Heinrich; — Ruprecht im Uebermaße der Befriedigung und des Stolzes ſtand da und drückte ſein Gefühl dadurch aus, daß er abenteuerlich und ungeſchickt mit ſeinen Fingern in dem großen Bunde Schlüſſeln, den er trug, ſuchte und arbeitete und neſtelte. Er hatte ſein Barett abgenommen, als wäre er in der Kirche.

Nachdem der erſte Eindruck dieſer Einfachheit und Größe (denn ſelbſt die Bilder waren weitaus über Lebensgröße) in etwas vorüber war, ging man zur Betrachtung der Einzelheiten über. Da hing gleich zu Anfang der alte Hans, ein frommer Herr und Ritter, daneben ſein Eheweib Adelgund, ein echt deutſches Geſicht, wie ſie uns ſo gerne aus den Bildern Albrecht Dürers anſehen. — Von ihm ab folgte die Reihe eiſerner Männer und ſittiger Frauen: Bruno und Brigitta — Benno und Irmengard — dann Ubaldus, dann Hermenegild, die Nonne — Johannes, der Kreuzfahrer — — und Andere und wieder Andere — eine ganze Reihe. Vorzügliche Gemälde waren alle, obwohl ſie augenſcheinlich viel ſpäter gemalt wurden, als die Urbilder lebten, aber wahrſcheinlich nach vorhandenen, wenn auch ſchlechten Originalen, denn dafür ſprach der in allen Geſichtern der Männer fortgehende Familienzug. Die Namen ſtanden in großen Goldbuchſtaben unter jedem Bilde auf dem dunklen Serpentine. Was Heinrich ganz beſonders wohl that, war, daß die Bilder ziemlich tief herabgingen und von oben beleuchtet wurden, wie es denn überhaupt hervorging, daß der Gründer dieſer Anſtalt nicht die Bilder des Saales wegen aufgeſtellt, ſondern daß dieſer in ſeiner ungeheuren Größe und einfachen Pracht nur zur Verherrlichung jener dienen ſollte. So war auch im ganzen wüſten Zimmer nicht ein einziges Geräthſtück; bloß an Fen-

stervorhängen waren die mannigfaltigsten, behutsamsten Vorrichtungen, um theils die verschiedensten Lichterspiele auf die Gemälde wirken lassen zu können, theils dieselben vor unmittelbarer Sonne zu schützen. Und wie sehr Ruprecht mit der Sache vertraut war und sie liebte, zeigte der Umstand, daß er oft durch unbedeutende, gelegentliche Züge an Schnüren oder Federn ganze entfernte Bilderreihen plötzlich in das zarteste Licht legte, da sie vorher in ungünstiger Dämmerung geschwebt hatten.

Von den Frauen war keine Einzige unschön, Manche voll herrlicher Anmuth, und einige Jungfrauen blendend und untadelig. — Von den Männern war Keiner unbedeutend, Viele schön, Einige voll Schwärmerei oder Gewalt des Geistes; alle mit einem sonderbaren Zuge von Ueberschwenglichkeit, wie mit einem Familienzeichen behaftet: — da war Johannes, der Erbauer der Sphinxe und des Obeliskus — dann Sixtus, der Gründer dieses Baues und wahrscheinlich auch des grünen Saales, dann Ubaldus, der strenge Krieger — und Andere. — — Weit unten von Denen saß ein alter Mann mit einem Blicke, als glühte Dichtkunst oder Wahnsinn drinnen: es war Prokopus, der Sterndeuter. — Jungfrauen in sanfter Schönheit prangten neben ihm, seine Töchter, und hart daran ein seltsames Paar, zwei Männer: der Eine in reichem Goldkleide, widrigen Antlitzes mit furchtbarem, rothem Barte, der Andere im armen grünen Jagdkleide, ein sanftes Bild der größten Jugendschönheit; es waren die Brüder Julianus und Julius, Söhne des Prokopus — — Heinrich erschrak; denn wenn es wahr ist, was ihm ein gesendeter Zufall erst kürzlich geoffenbaret, wenn er ein später Sprosse all dieser Männer ist, so war es dieser Jüngling Julius, durch den der Strom in sein fernes, abgelegenes Heimaththal geleitet wurde, daß er selbst nun heute, nach mehr als anderthalb Jahrhunderten, ein verschlagner, unbeachteter, letzter Tropfen desselben, vor der

reichen Quelle stehe, aus der er kam. — Wie seltsam die Schicksale der Menschen und der Geschlechter sind! Was mußte nicht geschehen, daß er heute hier stehe und auf die zarte Stirne und die großen, freundlich lodernden Augen eines Knaben schaue, der vielleicht sein Ur-Ur-Großvater ist, jener Mann, von dem er so Viel reden gehört, der gekommen sei, man wußte nicht, woher, der gewaltet, gewirthschaftet und gelebt habe, so herrlich, wie kein Mensch, und den er sich nie anders, denn als schwachen, verkommenen Greis vorstellen konnte, weil der Großvater erzählt hatte, wie er so schön im weißen Barte und schwarzen Sammtkleide auf dem Paradebette gelegen sei, als man gekommen, um ihn mit Gepränge zu begraben, weil er heimlich ein vornehmer Herr und Graf gewesen.

Robert stand neben dem Freunde — und ahnte nicht, was in demselben vorgehen mochte. Auch der Greis Ruprecht schaute so gleichgültig und blöde auf Alles, als verstände er nichts.

Indessen blickte dasselbe Schwärmerauge des Prokopus aus dem Bilde, dieselben guten, sanften Blicke der Jungfrauen und dieselben ungleichen Mienen der feindlichen Brüder.

Man ging endlich weiter.

Julianus war der Letzte im Harnisch gewesen, aber auch dieser, ein leichtes, vergoldetes Ding, war mehr Spielzeug, als Waffe. Nach ihm begannen die kleinen Degen und die Bordenkleider und Reifröcke, und -- merkwürdig — war es nun Zufall, oder war es Zeichen jener Zeit, die sittenloser, als eine, auch ihren fahlen Fittig über diesen entlegenen Berg geschattet hatte — die bisherige Reihe bedeutungsvoller Köpfe brach hier ab, und es folgten einige von vollendeter Nichtigkeit, ein Gebäude von Borden und Locken und Angesichter voll Ceremonie und Leerheit. Erst gegen das Ende, bevor der ganze Bilderreigen überhaupt abbrach, gleichsam wie der letzte Glanzblitz einer erlöschenden Flamme, saß noch eine Gruppe,

welche Auge und Ahnungsvermögen jedes Beschauers an sich riß; für unsere Freunde aber durch die aberwitzige Vermittelung des alten Mannes wahrhaft erschütternd wurde.

Die Zeit der Borden und Zöpfe nämlich hörte plötzlich bei einem Manne auf, der in ganz fremder Kleidung da saß, die gar keinem Jahrhunderte der Geschichte angehörte; einer Gattung weitfaltigen, rabenschwarzen Mantels, mit rother Seide ausgeschlagen. Ein Kopf voll Schönheit und Bedeutung sah ernst und doch sanft schwärmend daraus nieder: „Jodokus" stand unter dem Bilde. Die Männer sahen ihn neugierig an, den Menschen, von dem so abersinnige Gerüchte umgingen, und der doch so ruhig und gelassen-thatfähig aus dem Bilde sah, wie man es etwa von einem Epaminondas erwartet haben würde.

Auf einmal, da sie so hinsahen, ertönte hinter ihnen schüchtern, da er seit Langem wieder zum ersten Male das Wort nahm, die Stimme Ruprechts, welcher sagte: „Er hat selbst den himmelblauen Vorhang im Testamente so verordnet, wie er ist, und daß er nur gehoben werde, wenn dringender Grund ist, das Bild zu sehen."

Die Freunde blickten auf, und wirklich bemerkten sie, was sie im Augenblicke vorher nicht beachtet hatten, daß das Gemälde neben Jodokus mit blauer Seide verhängt war.

„Nun, es ist dringender Grund," sagte Robert lächelnd, „enthülle das Ding."

Aber der Alte achtete nicht auf die Rede Dieses, sondern mit einem düstern, verzagten Seitenblicke Heinrich streifend, sagte er: „Ja, ja, es ist dringender Grund — ein dringenderer kann gar nicht sein; aber ich warne Euch — Ihr werdet Euch entsetzen."

Einen Augenblick zauderte er noch, dann aber that er einen kurzen Zug an einer seidnen Schnur, der Vorhang rollte

sich von selber empor, klappte in eine Feder, blieb stehen — und der alte Mann trat weit in den Saal zurück, als wäre er von tiefster Erschütterung ergriffen — aber, was sie sahen, war nicht zum Entsetzen, es war eher lieblich und schön: eine kleine weibliche Figur war auf dem Bilde gemalt, wie ein Kind in sanfter Trauer, und doch wie ein vermähltes glühendes Weib. Ueber dem schwarzen Seidenkleide hielt sie ein lichtes Antlitz, so seltsam und schön, wie eine Blume über dunklen Blättern. Die kleine, weiße Hand lag auf Marmor und spiegelte sich drinnen. Die Augen sahen fremd und erschreckt. Zu ihren Füßen, als friere er, schmiegte sich ein Goldfasan.

Unten im Serpentine stand: „Chelion."

Die zwei Männer hatten lange und mit größtem Wohlgefallen den Schmelz dieses Bildes betrachtet, aber wie sie sich endlich zum Gehen wegwandten, sahen sie zu ihrem Erstaunen den greisen Kastellan mit äußerster Verzückung nach dem Gemälde starren. Er hatte sich nicht im Geringsten geregt und war weit hinten im Saale gestanden. Die Freunde richteten bei dieser Erscheinung, gleichsam wie durch Verabredung, noch einmal ihren Blick auf das Bild, und als nach einer Weile Heinrich sagte: „Sie ist aber eigentlich auch wundervoll schön und seltsam," hörte man den Alten schleichenden Trittes herzugehen, und wie er in die Nähe Heinrichs gekommen, streckte er tastend seine Hand gegen ihn, daß der dürre Arm weit aus dem Aermel des alten Rockes vorstand, und rief mit leiser, heiserer Stimme: „Ja, Das ist auch entsetzlich, Das ist das Unglück, wie sie schön ist, wie sie über alle Beschreibung schön ist — — ich bitt' Euch, wahrt Eure Seele, Graf Sixtus! auf den Knieen bitt' ich Euch, wahret Euch vor Versuchung; denn die Hölle hängt nur an einem Haare — — Alles ist gut abgegangen; — er hat sie lieb gehabt, fort und fort, wie der Adler sein Junges, aber da war sie weiß, ehe sie gestorben

ist, so weiß war sie, wie die Lilien, die unten im Sumpfe wachsen und die Häupter auf das schwarze Wasser legen — — und mich hat er oft angeschaut mit den glänzenden Augen — und da er schon den langen, weißen Bart hatte, hat er mich angeschaut mit den schwarzen Augen, wie Nachts die Eule blicket; — aber ich habe die Zähne meines Mundes zusammengeschlossen, wie Eisen, und kein Wort durch sie herausgelassen, — und dann hat er mich auch wieder lieb gehabt, und da er unten am Häuschen saß, und die Sonne schien, da hat er meine Hand genommen und sie gestreichelt und gesagt: „Lieber Ruprecht, lieber Ruprecht!" denn seht" — hiebei neigte sich der Greis gegen Heinrichs Ohr und flüsterte mit bedeutsamem Lächeln — „er war seine letzten Tage blöde und wahnsinnig."

Die zwei Männer schauderte es in's tiefste Mark der Seele, und Heinrich trat einige Schritte weg, aber der wahnwitzige Kastellan folgte ihm sachte mit glänzenden Augen: „Er hätte Euch über den Stein hinabgestürzt — Ihr seid aber auch viel schöner, als er es je gewesen — ich habe ihn recht gut gesehen, wie er bei Prokopus Thurme stand, es war Nacht, und sein schwarzer Mantel war so finster, wie die Wolken, die draußen wehten und Blitze zogen — der Seidenmantel knisterte — und es war eine so heiße Nacht, wißt Ihr? und sie dauerte so lange, als wie sonst drei, aber endlich wurde es Morgen und klar, Ihr waret fort — — es ist sehr gut, daß Ihr fort waret — — und es kamen so schwere, so schwere Zeiten — ich habe Euch gesagt, daß sie, wie eine Lilie, weiß war und noch kleiner, als sonst immer, und Alle sind gestorben, die arme Chelion starb, mein Weib Bertha starb, Ihr starbet, und wie er das Schloß angezündet hatte und unten im Häuschen auch todt lag, lange gestreckt, den weißen Bart, wie ein zerfetztes Banner, haltend, da kam ihr Sohn, der arme Chri-

stoph — seht Ihr ihn daneben — aber er ist auch todt, und Narcissa — und Alle sind sie todt — — . . ."

Unwillkürlich sahen die Freunde auf das Nebenbild der Chelion, und wirklich stand ein junger Mann darauf, ihr vollendetes Abbild — wie sie, so seltsam und schön, aber mit trüben, schwermuthsvollen Blicken. Dieser war also der letzte Besitzer des Berges gewesen.

Zu einer andern Zeit und in anderer Lage würden sie lange vor diesen merkwürdigen Bildern und Naturspielen gestanden sein, aber in diesem Augenblicke war es ihnen nicht möglich; denn der alte Mann neben ihnen war von einer so furchtbaren Erregung gefaßt, daß er bei seinen letzten Worten in ein krampfhaftes Weinen ausbrach, die Hände vor das Gesicht schlug und die überreichlichen Tropfen zwischen den dürren, faltigen Fingern hervorquellen ließ, so daß sein ganzer Riesenbau vor Schmerz zitterte, wie der See schwankt, wenn ein ferner Sturm tobt. Das Herz der Freunde that einen Blick in die Schlucht einer verworrenen, vielleicht grausenhaften That — sie konnten nicht forschen und wollten es nicht; denn bereits funkelte der Wahnsinn, wie ein düstres Nordlicht, an allen Punkten des unglücklichen Wesens vor ihnen, und sie mochten ihn nicht steigern, daß er nicht etwa überschlage und dem, wenn auch uralten, Körper Riesenkräfte gebe und zu Entsetzlichem treibe — auch hat das Menschenherz eine natürliche Scheu, den dunklen Spuren eines andern nachzugehen, auf denen es zu Schuld und Unglück wandelte. Deßhalb schwiegen sie Beide tief und ernst, selbst gegen einander, und blickten nur noch trübe auf die beiden Bilder: Mutter und Sohn. Chelion war schön, wie ein reiner Engel, und Christoph war es, wie ein gefallener. Neben ihm war kein Bild mehr, sondern die lange Reihe leerer Nischen für alle noch Unge-

bornen, als hätte der Gründer auf eine Ewigkeit seines Geschlechtes gerechnet.

Die Freunde wandten sich nun zum Fortgehen. Ohnehin war ihnen die Luft dieses Saales drückend geworden. Sie wollten unbeachtet an Ruprecht vorübergehen, überzeugt, daß er ihnen, sich sänftigend, stille folgen würde. Aber wie er ihre Absicht errieth, ließ er plötzlich die Hände von seinem Gesichte fallen, und statt der vorigen Erregung sahen sie nun das äußerste Erstaunen darinnen, so, daß ihm sogar vor Schreck die Thränen stocken geblieben, und, wie gefrorne Tropfen, in dem weißen Reife seines Bartes standen: „Aber wie seid Ihr denn?" rief er mit heftiger Stimme, „wozu habe ich Euch denn hergeführt? wozu seid Ihr denn zurückgekehrt? Ich habe den ganzen Tag die Geduld mit Euch gehabt, ich habe ja die höchste Geduld gehabt, als Ihr immer und immer die andern Dinge des Berges anschautet und nicht ginget, wohin ich Euch führen wollte, ich habe die Geduld gehabt, um Euch endlich auch zu zeigen, was ich gethan habe — warum wollt Ihr denn nun fortgehen?!"

„So zeige uns nur, alter Mann, was Du gethan hast," sagte Heinrich freundlich, „zeige es nur, wir freuen uns ja darauf."

„Sehet," rief der Greis besänftigter, „Alle sind sie da, Alle, die je lebten und athmeten auf dem rothen Steine — sie sind versammelt in dem grünen Saale; nur Einer war verworfen, — ich habe ihn immer sehr geliebt und dachte, es soll nicht so sein — seht nun: ich war es, der es machte, daß Ihr schon im Saale standet, als er noch lebte, aber er wußte es nicht, er ging hinüber und wußte es nicht. — — Wartet nur, ich will zuerst den blauen Vorhang herablassen, weil er nicht offen stehen bleiben darf. . . . ."

Diese letzten Worte hatte er beschwichtigend und vertraulich gesagt, und dann lief er gegen Chelions Bild: „Hüll'

Dich ein," sagte er murmelnd, „Du schöne Sünde, hüll' Dich ein, Du Apfel des Paradieses" — — und er zog wieder an der Schnur, und freiwillig, wie hinauf, rollte sich nun der Vorhang herunter, Stück um Stück den Schimmer des Bildes deckend, bis nichts mehr sichtbar war, als die unschuldige Seide, straff gespannt und matt erglänzend. Dann zu heller, unheimlicher Freude übergehend, sprang der Greis zu der leeren Nische neben Christoph, drückte gegen eine Feder, und zum Erstaunen der Männer sprang der Serpentin los — und in das Krachen mischte sich das triumphirende Kichern und Lachen des Greises. Sie sahen nun, daß der Stein bloß auf eine Kupfertafel gemalt war, daß sich diese völlig umlege und noch ein Bild entblöße, das sie vorher gedeckt hatte. Es war ein Männerbild, und im Serpentine unten stand: „Sixtus II."

Allein das Bild war das Heinrichs Zug für Zug, nur in fremden Kleidern.

Der Alte rieb frohlockend und herausfordernd die Hände, als wollte er sagen: „Nun?! nun?!"

Robert war zum Aeußersten betroffen. Er hatte bisher die zwei Andern begleitet, wie Einer, der bloß Merkwürdigkeiten anschaut, nun aber wußte er plötzlich nicht mehr, woran er sei — — zwar ein Gedanke, blitzschnell und abenteuerlich, schoß durch sein Gehirn, aber er war zu lächerlich, als daß er ihn nicht sogleich hätte verwerfen sollen — nur fragend blickte er gegen den Freund. Dieser aber, der ebenfalls die Sache zu fassen begann, war anfangs todtenblaß, dann allmälich flammend roth geworden; — der stummen Frage des Andern aber konnte er eben so wenig eine Antwort geben. Bloß der wahnwitzige Greis war der Einzige, der völlig klar war; mit einer Freude und Geschäftigkeit, die man an ihm gar nicht zu ahnen vermocht hätte, ging er sofort an das Werk der Erklärung, und in dem listigen Lächeln seines Angesichtes schwamm die gänzliche Beruhigung, die er über seine Anstalten empfand.

„Ich habe Euch bloß," begann er, „nach dem kleinen, runden Bilde machen lassen, das im Deckel Eures feinen Reisekästchens war — wißt Ihr? — ich hab' es nach jener Nacht herausgestohlen und aufbewahret. Ein alter, alter Mann hat Euch conterfeit, Ihr müsset ihn erst belohnen; denn er hat Euch sehr geliebt. Des ganzen lieben Tages Länge saß er oben im Julianusschlosse, über die sinkende Stiege hinauf, wo ich ihn versteckt hielt, und wohin ich ihm Essen und Trinken brachte. Dort malte er, und viele Tage und Wochen vergingen, ehe Ihr so herrlich wurdet, wie Ihr jetzt seid. Der arme Mann! weil er so alt war, mußte ich ihn immer beinahe die Treppe hinauftragen, daß sie unter uns knitterte und einzustürzen drohte. „Gott lohne es Euch, Ruprecht," hatte er gesagt, „Gott lohne es Euch, wenn Ihr alt werdet." Er hat noch keinen Heller für das Bild, Ihr müßt ihm einen Lohn geben; denn sein Alter ist darbend und verachtet."

„Ach, Der ist wohl schon jenseits aller Heller und Millionen," sagte Heinrich trübsinnig.

„Und nun," fuhr der Kastellan begeistert fort, „nun muß das falsche Kupfer weg; wir werden Euch neben Jodok und Chelion setzen, weil Ihr früher seid, als Christoph, und Dieser muß auf Euren Platz herunter. — Fürchtet Euch nicht, Graf Sixtus, der Andere ist schon gestorben — er ist alt, sehr alt gewesen und hat einen langen, weißen Bart gehabt; und „lieber Ruprecht," hat er gesagt, wenn er auf der Bank des kleinen Häuschens saß — und Christoph ist auch todt. — Narcissa darf nicht in den grünen Saal, weil sie noch nicht angetraut war, ihr Bild ist auch nicht fertig, und es war ein barscher Mann, der sie conterfeite, und ging fort, als Christoph todt war — und Ihr aber, Erlaucht, kommt nun und bringet Diener und Leute auf den Berg, daß es wieder lebe und wimmle, und eine Nachkommenschaft werde, den ganzen

Saal zu bemalen und die ganze Zukunft zu erfüllen, bis zum jüngsten Tage."

„Lasse ihn in seiner Ahnung," sagte Robert, „es dürfte eher sein Gehirn zersprengen, ehe wir ihm begreiflich machen, daß Du nicht Sixtus seiest."

„Bin ich auch nicht Sixtus," antwortete Heinrich, „so bin ich doch Einer von Diesen da — — ich bitte Dich, frage jetzt nicht, mir ist Alles sonnenklar, nur zittert jeder Nerv in mir. Ich werde Dir Alles — Alles enthüllen, frage nur jetzt nicht."

Und in der ungeheuren Aufregung, in der er war, ging er gegen Ruprecht, und, als glaube er es selber, sagte er zu ihm: „Sei gepriesen, alter Mann, für Das, was Du gethan hast — ich danke Dir dafür, ich danke Dir, und ich werde redlich sorgen für alle Deine künftigen Tage."

Dem Greise war in seiner Schwäche ein kindisches Weinen über diesen Dank angekommen, aber es äußerte sich nur darin, daß ein Zucken und allerlei Bewegungen und Regungen emsig durch die Falten des verfallenen Angesichtes liefen. Er beugte sich mehrmal und beugte sich tief und vornehm, wie ein belohnter Diener — es wäre lächerlich gewesen, wäre es nicht schauerlich erschienen. „Ich that nur meine Schuldigkeit," sagte er, „ich that nur meine Schuldigkeit!" Dann ging er mit allen Zeichen der Befriedigung und mit einer gewissen Würde in seiner Gestalt gegen das Bild und sagte: „Zum letzten Male wollen wir es schließen, Erlaucht, daß es nach Kurzem offen strahle vor den Augen aller Menschen und auf ewige Zeiten. O, ich habe Euch gleich gekannt," fügte er zufrieden lächelnd hinzu, „da Ihr heute Einlaß verlangtet!" — Mit diesen letzten, fast heimlich gesagten Worten drehte er den Kupferdeckel wieder herum und fügte ihn ein, so daß keine Spur blieb, wo er sich früher geöffnet.

„So, jetzt ist Alles geschehen und gesehen," sagte er und trat zurück. Wirklich waren nun alle folgenden Nischen in langer Reihe leer, und die Freunde wanderten noch den Rest entlang, dem Thore zu, das sie in die andern Gemächer des Baues führte.

Daß sie Dem, was nun folgte, wenig Aufmerksamkeit schenkten, begreift sich. Sie gingen noch durch mehrere Abtheilungen des Sixtusbaues. An den grünen Saal stieß ein rother, gefüllt mit den tausenderlei Arbeiten der Frauen des Rothensteines, namentlich mit einer Unzahl Spielereien der Nonnen. Sonst möchte es nicht ohne Annehmlichkeit sein, diese Zeugen einer vergangenen Abgeschiedenheit zu betrachten, wie sie für den Einen ein Glück, für den Andern eine Trauer war, — aber die zwei Männer eilten vorüber, um nur so schnell als möglich Raum und Luft zu gewinnen und ihre Herzen gegenseitig ausschütten zu können. Nur ein Gemach, als sie all die Räume und Zimmer durchwandelt hatten, nahm noch ihre Aufmerksamkeit in Anspruch — es war das letzte, nahe an dem großen Thore gegen die Vorderseite des Baues gelegen, aus dem sie nun hinaustreten sollten. Das Gemach war der im Sechseck gebaute Malersaal, in welchem die Bilder zum grünen Saale verfertigt zu werden pflegten. Und auf eine schaurige Weise legte er jetzt den späten Besuchern diese seine einstige Bestimmung vor Augen; denn Alles lag und stand noch so, als wäre der Künstler vor einem Augenblicke hinweggegangen: aber ausgedorrte Farben, Staub und Spinneweben zeigten, daß hier jahrelang keine menschliche Hand thätig gewesen sei. Dennoch waren noch alle Fenstervorhänge niedergelassen, bis auf einen, um das Licht auf die Leinwand zu sammeln. Eine lebensgroße Gliederpuppe saß da, und schwere, schön geordnete, grünseidne Drapperie hing an ihr nieder, um auf das Bild gemalt zu werden; aber die scharfen Seidenfalten derselben lagen voll dichten, alten Stau-

bes, und der Glanz des Stoffes war erblindet. Der rothe Sammtsessel, auf dem Die saßen, die abgebildet werden sollten, stand leer; aber daneben auf der Staffelei war auch das unvollendete Bild von Der, die zuletzt auf dem Stuhle gesessen. Um das Bild war schon im Voraus ein breiter Rahmen von künstlichem Serpentine gemalt, um die Wirkung auf den künftigen Platz berechnen zu können; aber es kam nie auf diesen künftigen Platz. — Das Haupt war zwar vollendet, die Figur und der Grund aber bloß umrissen und untermalt, und die Hände waren weiße, verwischte Flecken. Heinrich jagte mit seinem Tuche den größten Theil des Staubes von dem Bilde, und getrübt durch den noch gebliebenen, sah ein schönes, schlankes Weib, wie eine Narcisse, demüthig und selig aus der Fülle der schönsten, blonden Locken heraus.

„Geht vorüber, geht nur eilends vorüber," sagte angstvoll dringend der Greis, „ich bitt' Euch inständig, geht vorüber — es ist nur mein armes Kind — was soll ich denn hier stehen bleiben? — ich habe ja ohnedieß schon um sie geweint. — — Sie sollte in den grünen Saal kommen, aber er wurde in dem Lande der Heiden erschlagen — der Maler ging fort — sie starb. — — Seht, der Conterfeier ist hinterlistig wieder erschienen und wollte das Bild und die Sachen fortnehmen, aber ich sagte zu ihm, daß ich ihn erstechen werde, wenn er es thäte — da ging er und kam nimmermehr wieder. Ich bitte Euch, laßt stehen und gehen — — Alles ist nicht zu Ende; Alles ist falsch, ihre Ehre und ihre Erhebung ist falsch, wie der Stein, den sie um ihr Bildniß gemalt haben. — — O, Vieles, Vieles ist fürchterlich geworden, seit Ihr fort waret: Graf Jodok hat seinen Sohn Christoph verflucht, und Dieser ist nicht gekommen, bis der Vater todt war, und dann kam er und war, wie eine scheue Amsel, auf dem Berge und gesellte sich zur schlanken Ammer, die immer erschrocken das Köpfchen warf. — — Aber sie Beide waren so schön, wie gar

nichts auf Erden, und lauter Friede und Heimlichkeit war auf dem Berge. — — Laßt sie ruhen — laßt sie ruhen! — Hier ist das Thor; Ihr könnt ja gleich in den indischen Garten des bösen Jodok kommen. Seht, der Garten ist so schön — geht nur hinaus, geht hinaus, ich bitt' Euch."

Und hastig hatte er bei diesen Worten das Thor der ganzen Breite nach aufgerissen. Feines, liebes Grün sah einladend herein. Er zeigte hinaus; er war sichtlich erleichtert, als die Freunde das Gemach verlassen hatten. Dann mit Kraft und Schnelle jagte er die Flügel zu, drehte dreimal den Schlüssel im großen Schlosse um und schlug noch mit der Faust auf das eiserne Thor, recht freudig, daß es einmal zu sei. — Aber auch die Männer waren erleichtert, als der düstre, schwarze Bau gleichsam hinter ihrem Rücken zurückwich, und die helle, grüne Landschaft glänzend in der Nachmittagssonne vor ihnen lag, und sich die Fluth des lieben, vertrauten Sonnenlichtes wieder um sie ergoß. Es war ein reicher Garten, durch den sie gingen, voll der sanftesten Sträuche und Bäume nebst Resten verkommener, ausländischer Gewächse. Mitten in dem Garten stand ein großer, weißer Würfel aus dem feinsten Marmor gehauen, mit der Inschrift: „Jodokus und Chelion." Sie gingen vorüber, dann gelangten sie in den griechischen Säulenbau des Jodok, das sogenannte Parthenon. Die Säulen standen hoch und prächtig in die Lüfte, und Gemächer und Corridore liefen; aber alle die Keuschheit des Marmors war häßlich von Rauch und Flamme geschwärzt und verödet — eine Schicht unreiner Ziegel lag zwischen den beschmutzten Säulen und schändete die edle Leiche des Gebäudes.

Sie weilten auch hier nicht lange — und es war auch nichts zu sehen, als die leere, hohle Hülse einstiger Wohnlichkeit, in der nun die Trauer brütete. — Sie gingen hinter dem Gebäude durch einen weitläufigen Obstgarten nach und nach um die Bergkuppe herum und stiegen dann durch den erstor-

benen Fichtenhain zu dem Thurme des Sterndeuters Prokopus hinan. Der Thurm selber war leer, nur daß noch Trümmer von astronomischen Geräthen, Mappen und Büchern herumlagen.

Aber an der Außenseite desselben war gegen Süden eine riesenhafte Aeolsharfe gespannt. Ihre Saiten gingen von dem gepflasterten Steinboden, der rings um den Thurm lief, bis auf die Spitze desselben empor, und sie wogten leise, tief und zart im Hauche der leichten Luft, als die Freunde eben davor standen, gleichsam als rede sie jetzt freundlich zu ihnen, während sie öfter untertags einen lauten, langen Ruf über die Berge gethan.

Mit dem Thurme des Prokopus war die andere Seite des Schloßberges gewonnen, und sie begannen nun den Rückweg. Der alte Pfad, der von dem Thurme abwärts lief, wand sich wieder sachte um die Wölbung des Berges dem Thore zu, durch das sie hereingekommen waren, weil es das einzige in der ganzen Ringmauer war. Ehe sie zu dem Platze der Sphinxe und des Obeliskus gelangten, trafen sie auf die Wohnung des Kastellans — es war ein niederes, breites Haus, an einer heißen Sandlehne gelegen — und hier sahen sie noch einmal das Kind Pia, wie es mitten unter Ringelblumen in verwahrlos'ter Gartenwildniß schlief. Ein steinaltes Mütterchen, wahrscheinlich die Magd Ruprechts, saß bei ihr und wehrte ihr die Fliegen. Auch der Hund saß nebenan und betrachtete klug die Gruppe.

Ruprecht war auf dem Wege von dem Berge herab, wie ein Lamm, hinter den Männern gegangen. Jetzt, wie sie ein wenig anhielten, um die Gruppe im Garten zu betrachten, und er an ihnen vorbeikam, sahen sie, daß seine blaßblauen Augen ganz leer standen, daß er auf die Seinen keinen Blick that und geradewegs gegen die Ringmauer zuschritt. Dort angekommen, öffnete er die Pforte und wies die Männer unter denselben Verbeugungen hinaus, wie er sie hereingewiesen

hatte. Sie traten durch das schmale Drehthor und hörten hinter sich die Vorrichtung knarren und den Schlüssel rasseln. Nach einigen Schritten, die sie gebeugt durch das verwachsene Haselgebüsche gethan hatten, standen sie wieder in der Fichtenallee vor dem weißen Mauerflecke, wie sie vor einigen Stunden gestanden waren, ehe man sie hineingelassen hatte.

Die Nachmittagsluft seufzte wieder eintönig in den langen, haarigen Zweigen, wie es Die am Vormittage gethan, und die Stille und die Harzdüfte sanken wieder von den Wipfeln. Das Räthsel des Berges, das Heinrich gesucht, lag nun hinter ihm, und die graue, hohe, stumme Mauer stand wieder davor.

Da sie nun allein waren, und da sie die unbetretene, unbefahrne Straße der düstern Allee abwärts zu schreiten begannen, sagte Robert zu Heinrich: „Nun aber um Gottes willen erkläre, was soll alles Das bedeuten?“

„Ich will es Dir sagen,“ antwortete Heinrich, „aber zuvor erkläre Du mir, wie es denn kam, daß Du nie von diesem außerordentlichen Schlosse und seinem wunderlichen Testamente zu mir gesprochen hast, da ich doch schon so viele Wochen in der grünen Fichtau wohne und so oft mit Dir zusammengekommen bin?“

„Deine Frage ist noch wunderlicher, als die Sache selbst,“ erwiederte Robert. „Wie konnte mir beikommen, eben weil Du schon viele Wochen in der Fichtau wareſt, daß Du von einem Dinge nichts wiſſeſt, das doch in aller Leute Munde war? und wie sollte ich freiwillig wieder von etwas beginnen, von dem man eben erſt aufgehört hatte zu reden?“

„Nun, so hat mich denn ein Wunder in dieſer Angelegenheit geführt,“ sagte Heinrich, „sonſt wäre ſie gerade für Den verloren geweſen, den ſie doch am meiſten anging, der mitten im Geſpräche darüber ſaß und nicht einen Laut davon vernommen hat! — Höre mich an. Du weißt, wie ich Dir

sagte, daß ich wunderbare Ruinen gefunden, und daß ich den närrischen Fichtauer Wirth darüber zu Rede gestellt; — Du weißt, daß Du mir dann selber das sonderbare Testament dieser Scharnasts auseinandergesetzt hast: aber Das weißt Du nicht, daß ein furchtbarer Blitz auf mich von heiterem Himmel gefallen war — daß ein solcher Scharnast mein Ahnherr gewesen — und daß ich es doch keinem Menschen dieser Erde zu entdecken wagte, weil es dennoch unwahr sein konnte — ach, es schwebte mir ja kaum wie ein dunstiger, duftiger Nebelstreifen vor, der dahin sein konnte, ehe man ihn erfaßt. — Ich schrieb desselben Abends, als ich mit dem Wirthe und Deinem Schwiegervater gesprochen hatte, noch an meine Mutter und befragte sie, wie unser Ahn geheißen, und welche seine Verhältnisse gewesen — und ich schickte den Brief noch in der Nacht nach Priglitz auf die Post. Darum, Freund, war es auch nicht Neugierde allein, was mich auf diesen Berg trieb, sondern ein Instinkt, der auf seinen Gegenstand weis't, wenn er ihn auch noch nicht kennt. Siehe, Dir muß der Kastellan, Dir muß meine Aehnlichkeit mit jenem Bilde aberwitzig gewesen sein, und mir wurde es klar, wie die Sonne des Firmamentes. Ich will Dir jetzt auch Alles erzählen, merke wohl auf. Vor hundert und zwanzig Jahren kam ein Mann in unser Thal, das damals fester, dichter Wald war, kaum von einigen Hütten und Feldern unterbrochen. Der Mann hatte Niemand als ein wunderschönes Mädchen mitgebracht, war sehr alt, trug einen weißen Bart und dunkle Kleider. Mit Werkleuten und Knechten, die er aufnahm, baute er ein schönes, weißes Haus auf dem Waldabhange und erweiterte um dasselbe den Raum in Gärten und Feldern. Sodann soll er Allen, die um ihn wohnten, Gutes gethan haben; er soll sie angeleitet, in tausend Dingen unterrichtet und überhaupt weise und ruhig gelebt haben. In jener Zeit geschah es auch, daß mein Urgroßvater, ein wohlhabender gelehrter Mann und

Pflanzenkenner, angezogen durch die wilde Schönheit des Waldthales, sich ebenfalls darin ansiedelte und ein ähnliches Haus baute, wie der eingewanderte Alte. Da nun aber der Urgroßvater noch sehr jung war, und wie die Familiensage spricht, sehr schön, so geschah es wieder, daß sich er und die Tochter des fremden Mannes sehr gefielen und endlich heiratheten. Der weise Greis hat noch lange gelebt und ist an die hundert Jahre alt geworden. Erst bei seinem Tode kam es zu Tage, daß er ein Graf gewesen und Scharnast und Julius geheißen. Es sollen — waren es nun Verwandte, oder sonst nur Freunde — vornehme Leute zum Begräbnisse in den Wald gekommen sein; aber wo sie hingerathen, oder ob man noch etwas von ihnen gehört, davon wußte man später nichts mehr. Auch verlor sich die ganze Sage der Abstammung in unserer Familie, wie eine Dämmerung, die vergeht, so, daß kaum Einer davon sprach, die Andern es nicht glaubten. Denke Dir nun, wie mir ward, da der Wirth die Namen nannte, die mir in den Ohren klangen, und die ich kaum heraufbeschwören konnte — denke Dir, wie ich in dieses Schloß trete, und mich der irre Kastellan als Herrn begrüßt — wie ich auf jenem Bilde in längst verschollenen Kleidern stehe — wie ich als Genosse in den Jugendgeschichten eines uralten Mannes spiele. — — Wenn es nun ist, denke Dir, wenn es ist: dann ist jener schöne, sanfte Knabe Julius in Jagdkleidern der weise Greis aus unserm Walde, dann bin ich in die Fichtau gegangen, um Blumen und Steine zu sammeln, und habe das todte Geschlecht meiner Väter gefunden. Wie wunderbar! Warum ich aber jenem andern Bilde einer andern Linie, jenem zweiten Sixtus so ähnlich sehe, weiß ich nicht, wenn es nicht eines jener Familienwunder ist, die sich zuweilen ereignen, daß nämlich in einem Gliede plötzlich wieder dieselbe Bildung hervorspringt, die schon einmal da gewesen, um dann wieder in vielleicht ewige Unterbrechung auseinanderzulaufen —

oder wenn es nicht ein Fingerzeig des Himmels ist, daß noch ein entfernter Sprößling dieses Geschlechtes lebe, auf den man sonst nie gekommen wäre."

Robert schüttelte bei diesen letzten Worten seines Freundes fast traurig den Kopf und sagte: „Das ist ja eine erstaunliche, überaus merkwürdige Geschichte, die Du da so erzählst, als wäre sie vollkommen einleuchtend — ich erstaune fast vor den Folgen — ich weiß es noch gar nicht, wie sehr ich mich darüber freuen werde — aber vorerst bin ich noch beinahe betrübt darüber; denn siehe, Heinrich, Deine Erinnerungen zählen vor Gericht nicht, der Name ist Dir dunkel, die Erkennung des Kastellans folgte bloß aus Deiner Aehnlichkeit mit jenem Bilde, die selber zufällig ist — ich sehe einer endlosen Sache entgegen. — Wird man nicht sagen, Du selber habest das Bild malen und dort verstecken lassen, da die Aehnlichkeit zu lächerlich ist? oder was beweis't sie am Ende? Sage, hast Du außer den Dingen, die Du mir erzähltest, weiter nichts, nicht irgend eine kleinste Kleinigkeit, woraus Hoffnung entstände, daß man würde einen Beweis herstellen können?"

„Ich weiß in der That sonst nichts," entgegnete Heinrich, „als daß jener alte Mann Julius Graf Scharnast geheißen, d. h. ich meine, daß er so geheißen, aber ich habe meiner Mutter geschrieben, ob er so geheißen, und ob nicht Schriften von ihm übrig wären. Ich bin nur darum nicht gleich selbst nach Hause gereiset, damit ich noch eher dieses Schloß besuchen, und dann mit Dir reden könnte, daß Du mir als Rechtserfahrner einen Rath gebest. Sobald die Antwort der Mutter da ist, werde ich sie Dir mittheilen und Dich fragen, was ferner zu thun ist."

„Es ist gut so," antwortete Robert, „sage nur keinem Menschen etwas von der Sache, damit nicht entgegengearbeitet werde. Wenn die Lage so ist, wie sie scheint, dann müssen

bestimmt und gewiß Documente von jenem Julius Scharnast irgendwo liegen; die Kunst ist dann nur, sie klug zu finden und klug zu heben, ehe sich eine Hand darein mischt. Sie müssen vorhanden sein, wenn er nicht ganz und gar leichtsinnig und sorglos um seine Nachkommenschaft gewesen ist. Wenn der Brief Deiner Mutter Winke gibt, so will ich selber mit Dir reisen und jeden kleinsten Faden selber lenken und leiten, damit Du nicht zu Schaden und Irrthum kommst."

„Ich danke Dir," sagte Heinrich, „ich wußte, daß Du gut und hülfreich bist, darum habe ich mich Dir allein anvertraut."

„Gut und hülfreich?" erwiederte Robert; „die Sache ist ja so ungeheuer und merkwürdig, daß ich ein wahrer Tiger sein müßte, wenn ich Dir nicht mit Händen und Füßen beispränge — und ich begreife nicht, wie Du so ruhig davon reden kannst, wie etwa von einem Pachtvertrag, oder einem Pferdekaufe?"

„Siehe, Das ist so: ich trage die Sache schon acht Tage mit mir herum, wurde sie gewohnt, und sie ist mir indessen völlig einleuchtend geworden."

„Ich wollte nur, sie wäre dem Lehenhofe auch einleuchtend," sagte Robert, und dann fuhr er so, wie aufzählend, fort: „Es muß ein Taufschein da sein, ein Trauschein, etwa ein Testament jenes Greises, Correspondenzen, ein Offizierspatent oder so etwas, — wenn Ihr nur die Dinge nicht zerrissen habt. — — Es dürften, ja es müssen sogar im Gewölbe des rothen Steines Schriften sein, die über jenen Julius Auskunft geben — — dann der Vertrag über den Waldkauf und Häuserbau Deines Greises — Der muß in einem Archive sein. Euer Thal ist ja landesherrlich, nicht wahr?"

„Ich bitte Dich, schone mich jetzt mit diesen Dingen," sagte Heinrich; „denn ich weiß sie nicht; aber wenn wir reisen,

werde ich Dich überall hinführen, wo Du hin verlangst, und Dir Auskunft verschaffen, worüber Du nur willst."

„Nun ich hoffe und wünsche und will alles Beste für Dich," antwortete Robert; „aber ich habe eine wahre Angst, eine peinigende Angst habe ich, wie wir das Ding durchsetzen werden."

„Ich wieder gar keine," sagte Heinrich; „entweder rollt Alles schön und klar, wie Perlen, heraus, oder ich bin ganz und gar Keiner von Jenen. — Nur leid thäte mir's dann, sehr leid um das schöne Schloß, daß ich nicht auf seinem Berge arbeiten und schaffen dürfte, und daß ich es nicht mit all seinen Schätzen und Mälern von dem Heimfalle an Verderbniß und Unheimlichkeit retten könnte."

„Freilich wäre es auch mir sehr angenehm," erwiederte Robert; „es wäre eine wahre Freude für mich, es wäre die größte meines ganzen Lebens, Thrine und mein Kind ausgenommen, wenn ich Dich hier oben wüßte als Herrn und Besitzer, ein klares und freundliches Leben führend über den Trümmern dieser verworrenen, vielleicht sündhaften Vergangenheit. — Du würdest Alles ordnen, daß es heiter würde; Du wärest uns so nahe, Deine Mutter und Schwester wären bei Dir — — und vielleicht ein gar so liebes Weibchen auch? — — Hab' ich Dich?"

„Erwähne Das nicht," sagte Heinrich erröthend, „erwähne Das jetzt nicht."

„Nun, nun, Du brauchst Dich nicht zu schämen," entgegnete Robert; „sie ist schon recht, sie ist herrlich und mehr werth, als alle Fürstinnen und Grazien der Welt."

„Freilich ist sie mehr werth, freilich," — sagte Heinrich.

„Nun so handle rasch zu," erwiederte Robert, „und lasse alles Andre gehen, wie es gehen mag."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren die Freunde endlich vollends den Berg hinabgelangt und sahen unten im

dichten Gebüsche das Häuschen des Grafen Jodok stehen und das steinerne Bänkchen davor, auf dem er in den letzten Tagen seines Lebens gesessen war. Dann gingen sie durch heitere Obstbaumgruppen dem Dorfe zu, wo sie ein Mahl bestellt hatten, und wo ihr Wagen wartete. Es ist begreiflich, daß sie während des Essens und noch nachher über die Dinge redeten, die sie gesehen, und über die Zukunft, wie sie einzurichten ist. Als es schon gegen die Kühle des Abends ging, saßen sie ein und fuhren den Rückweg gegen Priglitz zu. Oefter, wenn es die Berge zuließen, sahen sie noch auf die alte Burg zurück, und ganz spät, als schon längst die Sonne untergegangen, und sie eben um einen Winkel in das Hauptthal der Pernitz einbogen, rissen noch einmal die grünen Hügel auseinander und ließen den verlassenen Zauberberg durchblicken, wie er fahl, gleich einem Luftbilde, in der Dämmerung draußen hing — — sie dachten sich noch einmal die Bewohner auf ihm, den blöden Greis, das Kind, das alte Mütterchen und den Hund; sie dachten sich die ragenden Bauwerke desselben und die Reihe der starren, schweigenden Bilder — dann schob sich ein schwarzer Wald vor, sie flogen um die Ecke, und das weitere Pernitzthal nahm sie auf. Fröhlich rollten sie nun in der Nacht dem bekannten, rauschenden Wasser entgegen, in die Enge des Thales zurückdringend, um Heinrich an der grünen Fichtau abzusetzen. Es rückten die alten, wohlbekannten Berghäupter immer finsterer und immer größer an dem Wagen vorbei, und die Freunde kamen erst an der Häusergruppe an, da wieder der Mond, aber nun ein abnehmender, über derselben stand und den fahlgrauen Schimmer auf die Dächer legte, da der Staubbach wieder Diamanten warf, und die Gräser Perlen hielten. Auch in der Pernitz rührte sich das zerflossene Silber, und auf dem Waldlaube stand der ruhige, feste Glanz; aber alle Fenster des ganzen Hauses waren schwarz, die Ruhe der Bewohner zeigend. Zwei davon, die

allein in einem matten Glimmer des Mondes schillerten, deckten das Gemach, in welchem der schlummernde Athem Anna's ging. Heinrich stieg ab und pochte leise mit dem hölzernen Hammer an das Thor, Robert aber ließ seinen Wagen umwenden, um noch in der Nacht seine Heimath zu gewinnen und die harrende Thrine zu beruhigen.

Der Wagen war an der Steinwand des Julius verschwunden; auch vernahm man sein fernes Rollen nicht mehr. Der Knecht der grünen Fichtau, der das leise Pochen gehört und auf Befragen die Stimme Heinrichs erkannt hatte, hatte ihn eingelassen, — und so war wieder Alles, was der heutige Tag gesehen, die lustigen Sonntagsgäste der grünen Fichtau, der närrische Erasmus, die zwei Wanderer, die Bewohner jenes Berges und das in seiner Liebe befangene Herz, in denselben weiten, lichtdämmernden, schlummerbringenden Mantel der Nacht gehüllt und seinen Träumen überliefert.

Wir aber lassen sie schlummern und träumen und schwingen uns indessen in die glänzende Luft hinauf, um aus ihr auf das ganze Bauwerk der Gebirge niederzuschauen. Todt liegt es unten weit hinaus und zeigt die schwarzen Spitzen gegen den Glanz hinauf, an denen sich nicht ein einziges Atom rührt, nur daß an den Wänden glitzernde Fäden niederrinnen, und auf den nassen Bergen hie und da ein blitzender Mondfunke harrt. Der Orion ist schon tief geneigt und löscht bereits seine ersten Sterne an dem schwarzen Gebirgsrande aus — ein anderer Stern, ehe er völlig untergeht, blitzt noch so lebhaft, als sollte man in der Stille sein Knistern hören können — der halbe Mond aber steht noch hoch am Himmel und übergießt ihn mit dem Flore seines milchigen Lichtes, jedes Sternlein in seiner Nähe vertilgend. Alles, was unser Blick überschauen kann, von der Kette angefangen, die unter dem blitzenden Sterne ihren Schattenriß gegen den Himmel legt, über alle Höhen und Hügel herüber,

auf denen jetzt die mattfärbigen Felsen ragen, oder die feuchten Wälder stehen, alles Dieses bis zu den schweigenden Zacken draußen, die die Letzten das Licht des Mondes auffangen, — Alles, was wir so übersehen, steht unter den Fittigen jenes Schlosses, das wir heute mit den zwei Freunden besucht haben, und alle Wesen, die jetzt da unten schlummern und träumen, erwarten von ihm ihr Wohl oder Wehe. Wir aber wünschen von Herzen, daß sie sämmtlich unter die Obhut des sanften, freundlichen Mannes gelangen mögen, der heute in jenem Mauerwerke gewesen und schon so lange mit Bewunderung zwischen diesen grünen Bergen herumgegangen ist. Er ist einfach und milde und wird eine leichte und hülfreiche Hand über ihre Häupter strecken. Wir aber verlassen nun auch unsere Höhe und lassen den Rest der Nacht ungesehen und unempfunden über die stummen Berge hinweggehen, bis ihr letzter Silberschein weit draußen im Westen erblasset, und die goldene Flamme des Morgens über ihre Häupter hereinschlägt, alle Stimmen, die jetzt schweigen, zu neuen Freudenrufen erweckend und alle Leben, die jetzt todt sind, zu neuem Wogen und Wallen geleitend.

Als nun dieser Morgen angebrochen war, finden wir Heinrich in seinem Zimmer bereits aufgestanden und angezogen. — Er beschäftigte sich, indessen draußen die feurigen Goldströme um alle Hütten spielten, damit, daß er Pflanzen und Mineralien in flache Kisten packte, und wie eine fertig war, den Deckel anschraubte und ihn mit einer Aufschrift versah. So that er fast den ganzen Tag. Und wie oft er indessen an das Fenster gegangen, ja selbst den Garten durchstreift hatte, so hatte er doch Anna nicht zu sehen bekommen; es war fast, als wiche ihm das Mädchen aus. Nur gegen Abend, als man ihn über den Steg und dann die Grahnswiese emporgehen sah, lauschte ihr Angesicht zwischen den weißen Vorhängen ihres Fensters heraus und sah ihm nach,

so lange er zu erblicken war. In der Dämmerung kam er wieder zurück, und der große Wirthshund ging mit ihm, weil er ihn oben am Hage gefunden hatte und ihm überhaupt sehr zugethan war. Die Thiere kennen gute Menschen und gesellen sich zu Denen, die ihnen wohlwollen.

So verging auch der andere Tag und der nächste wieder. Mittwochs aber, da er eben über seine Gassenstiege herabgegangen war, um später sein Mittagsmahl zu nehmen, lief Anna hochroth aus dem Gassengärtchen herbei und sagte zu ihm: „Seit Morgen liegt schon ein Brief an Euch in des Vaters Stube; Thrinens Syndikus hat ihn mit einem eigenen Boten gesendet."

Heinrich entfärbte sich bei dieser Nachricht, und Beide, ohne sonst ein einzig Wort zu sagen, gingen wieder auseinander.

Der Brief aber war von Heinrichs Mutter. Zitternd entfaltete er ihn und las, wie folgt: „Lieber Sohn! Du schreibst ohnedem so selten und dann wieder so kurz, daß wir nicht wissen, wie es Dir geht, oder was Dir fehlt, damit wir es Dir schicken. Und vonwegen Du geschrieben, so läßt Dich der Herr Pfarrer grüßen und Dir sagen, daß es wirklich in der Traumatrikel der Kirche zu Grünberg steht, daß Dein Urgroßvater Melchior im Jahre Christi 1719 mit der tugendhaften Jungfrau Angelika Scharnast ehelich copulirt worden ist, welche die Tochter des Obristen Julius Scharnast gewesen ist. Der Obrist aber war gar ein Graf gewesen, ehe er gekommen ist, aber Das steht nicht darinnen, sondern wenn Du es wissen willst, wie sich Alles begeben hat, so meint der Herr Pfarrer, Dieses werde im Amte zu Grünberg aufgeschrieben sein, und daß Du es Dir sollst aufschlagen lassen. Oder wenn es nicht aufgeschrieben ist, so hat schon der vorvorige Syndikus zu Deinem Vater gesagt, daß verschlossene Schriften

von dem Obrist im Amtsgewölbe liegen, aber es ist wieder Alles beim Alten geblieben. Wenn es zu Deinem Fortkommen dienlich ist, so komme lieber selber und sehe Alles an. Deine Schwester ist wieder sehr krank gewesen, nun aber schon besser. Die Kiste mit den Kräutern haben wir an den Boten abgegeben, aber es wäre uns lieber, wenn Du doch etwas Anderes thätest und Dich zu etwas Anderm wendetest, allein Du wirst es schon selbst am besten verstehen. Ich grüße Dich mit meinem ganzen Mutterherzen, die Schwester grüßt Dich auch, und so behüte Dich Gott, und ich bleibe Deine treue Mutter, Magdalena."

Heinrich legte den Brief wieder zusammen, und war er bei dessen Entfaltung blaß gewesen, so wurde er nun nach dessen Lesung flammend roth. Es wären fast Thränen der Rührung über die guten, einfältigen Worte der Mutter hervorgebrochen — aber er hatte jetzt nicht Zeit, sondern mit äußerster Hast lief er wieder in seine Stube, packte noch in Eile Alles zusammen, was herumlag, und versah es mit Aufschriften, daß es der Boten-Simon am künftigen Montage mit sich fortnehme; den Koffer mit seinen Kleidern gab er einem Schubkarrenführer aus der Fichtau, daß er ihn sogleich zu Robert nach Prigliz bringe, dann verzehrte er einige Bissen von seinem Mittagsessen, ohne daß sie ihm sonderlich schmecken wollten. Da alles Dieses geschehen, ging er zu Erasmus, der mit den Seinigen am Gartentische noch beim Mittagsmahle saß, um seine Rechnung zu berichtigen und Abschied zu nehmen. — Erasmus brachte bald auf einem Täfelchen die Rechnung, strich das erlegte Geld ein und versprach, daß jede Kiste mit dem Boten-Simon pünktlich und am rechten Orte eintreffen solle. Heinrich reichte dem Vater und der Mutter die Hand; zu Anna sagte er bloß die Worte: „Lebt recht wohl, Jungfrau!" — sie sagte auch kein einziges Wort, als: „Lebt recht wohl!" — dann wendete er sich um und ging fort.

„Es ist im Grunde doch ein recht kerngutherziger Mensch," sagte Vater Erasmus, und alle Drei aßen sie fast traurig an ihrem Mittagsmahle weiter.

Am andern Tage kam durch einen Holzknecht die Nachricht von Priglitz, daß Heinrich und Robert abgereiset wären, man weiß nicht wohin. Die Sache bestätigte sich auch, indem noch desselben Tages Thrine sammt ihrem Kinde zu ihrem Vater, dem Schmiede, in die Fichtau auf Besuch kam und über eine Woche blieb. Auch sie wußte nichts über das Ziel der Reise. Endlich fuhr sie wieder nach Hause.

Ein Tag um den andern verging, ohne daß die Männer zurückkehrten, eine Woche nach der andern verging. Als aber endlich Robert allein zurückkam, so kam mit ihm zugleich eine Nachricht mit, die, wie ein Lauffeuer, von Land zu Land lief, von einem Berge der Fichtau zum andern, und die in Anna's verborgenem Herzen einen ganzen Sturm von Freude und einen fürchterlichen Schreck emporjagte.

3.

Der rothe Stein.

Während nicht nur in der Fichtau, sondern im ganzen Lande noch ein außerordentliches Geschrei über das Wunder war, so sich begeben; während Arbeitsleute aller Art auf dem Rothensteine beschäftigt waren, so daß es schien, als rühre sich nun der ganze Berg, der früher so vereinsamt gewesen; während das vermauerte Thor nun wieder gastlich seine Wölbung offen hielt, und auf einem Gerüste Steinmetzen oder Steinhauer an seiner Verzierung arbeiteten; während kein Weg auf dem Berge war, auf dem nicht ein Karren quiekte, kein Busch, hinter dem es sich nicht rührte, kein Dach, auf dem

es nicht ging, kein Zimmer, in dem es nicht scheuerte — — während dieses Alles geschah, ging Heinrich langsam bei dem großen verfallenen Thore des Juliansschlosses hinein, in das einzige Bauwerk, in welchem keine Hand sich regte; er ging den betretenen Pfad über den Schutthügel; er ging bei der entgegengesetzten Oeffnung wieder hinaus, durchwandelte den verfallenen Garten auch auf dem wohlbetretenen Pfade und hielt vor dem hohen rothen Felsen stille, zu dem die Pfade führten. Hier zog er einen Schlüssel aus seinem Busen hervor, — denn die Siegel waren schon alle nicht mehr da — drehte ihn dreimal in dem Schlosse und öffnete sanft die hohen, glatten, eisernen Thorflügel. Da sah ein weiter, matt dämmernder Gang heraus; weit geschweifte, flache, halbkreisartige Stufen von blutigrothem Marmor wiesen zu einem zweiten Eisenthore von wunderschöner Arbeit, die zwei Schlüsselmündungen mit gediegenem Golde umlegt. Er trat ein. Hinter sich schloß er die äußern Thore und schritt über das Lichtgezitter, das eine Spiegelvorrichtung von oben herab auf den Estrich des Ganges warf und ihn schwach beleuchtete. Nachdem er die Stufen emporgegangen war, nahm er die zwei kleinen stählernen Schlüssel aus einem Sammtfache, das er mit sich trug, und öffnete die eiserne, goldbelegte Pforte. Ein großer, ruhiger Felsensaal that sich auseinander, auf seinem Fußboden dasselbe Spiegellichterspiel zeigend, wie der Gang, und damit die im Sechseck gestellten Wände matt beleuchtend, an denen es wie von Metallen glänzte. Heinrich ging ebenfalls hinein und schloß hinter sich zu. Dann aber ging er den Wänden entlang, drückte an verschiedenen Stellen, worauf sich die eisernen Lehnen von den Fenstern der Kuppel zurückschlugen und sanfte Lichtbäche von oben herabfallen ließen, die Alles klar machten, aber die spielenden Lichtwunder des Fußbodens auslöschten. Bevor nun Heinrich irgend etwas Anderes that, schritt er gegen eine Stelle der Marmorwand,

öffnete dort ein kleines stählernes Thürchen, auf dem mit goldenen Buchstaben das Wort: „Henricus II.“ stand, und legte ein beschriebenes Heft, das er aus seinem Busen zog, hinein. Dann schloß er langsam das Wandkästchen wieder und trat zurück. Es standen aber noch viele andere solche Thürchen herum, und jedes trug in goldenen Buchstaben einen Namen. Sonst war aber weder Geräthe, noch irgend etwas im Saale, außer einem marmornen Tische, der vor einer Art Altar stand, und einem hochlehnigen Stuhle aus Erz. Heinrich ging an den vielen Thürchen vorüber; erst eines der letzten, bevor die unbeschriebenen kamen, öffnete er und zog die Schriften aus dem Eisenschranke hervor, die drinnen waren. Auf dem hohen Stuhle sitzend, die Papiere vor sich auf dem Tische, schlug er die ersten Blätter um, bis er zu einem eingelegten Zeichen kam, dann sein Haupt sachte vorwärts neigend, las er weiter, wie folgt:

„Und darum kann ich Euch keinen Dank haben, Ubaldus und Johannes und Prokopus und Julianus — und wie Ihr heißet; denn der Dämon der Thaten steht jederzeit in einer neuen Gestalt vor uns, und wir erkennen ihn nicht, daß er Einer sei, der auch schon Euch erschienen war — und Eure Schriften sind mir unnütz. Jedes Leben ist ein neues, und was der Jüngling fühlt und thut, ist ihm zum ersten Male auf der Welt: ein entzückend Wunderwerk, das nie war und nie mehr sein wird — aber wenn es vorüber ist, legen es die Söhne zu dem andern Trödel der Jahrtausende, und es ist eben nichts, als Trödel; denn Jeder wirkt sich das Wunder seines Lebens auf's Neue.“

„Was ich hier schreibe, bin nicht ich — mich kann ich nicht schreiben, sondern nur, was es durch mich that. Ich habe die Erde und die Sterne verlangt, die Liebe aller Menschen, auch der vergangenen und der künftigen, die Liebe Gottes und aller Engel — ich war der Schlußstein des

millionenjährig bisher Geschehenen und der Mittelpunkt des All, wie es auch Du einst sein wirst; — — aber da rollt Alles fort — wohin? Das wissen wir nicht. — Millionenmal Millionen haben mitgearbeitet, daß es rolle, aber sie wurden weggelöscht und ausgetilgt, und neue Millionen werden mitarbeiten und ausgelöscht werden. Es muß auch so sein: was Bilder, was Denkmale, was Geschichte, was Kleid und Wohnung des Geschiedenen — wenn das Ich dahin ist, das süße, schöne Wunder, das nicht wiederkommt! Helft das Gräschen tilgen, das sein Fuß betrat, die Sandspur verwehen, auf der er ging, und die Schwelle umwandeln, auf der er saß, daß die Welt wieder jungfräulich sei und nicht getrübt von dem nachziehenden Afterleben eines Gestorbenen. Sein Herz konntet Ihr nicht retten, und was er übrig gelassen, wird durch die Gleichgültigkeit der Kommenden geschändet. Gebt es lieber dem reinen, dem goldnen, verzehrenden Feuer, daß nichts bleibe, als die blaue Luft, die er geathmet, die wir athmen, die Billionen vor uns geathmet, und die noch so unverwundet und glänzend über Dir steht, als wäre sie eben gemacht, und Du thätest den ersten, frischen, erquickenden Zug daraus. Wenn Du seinen Schein vernichtet, dann schlage die Hände vor die Augen, weine bitterlich um ihn, so viel Du willst — aber dann springe auf und greife wieder zu an der Speiche und hilf, daß es rolle — — bis auch Du nicht mehr bist, Andere Dich vergaßen, und wieder Andere und wieder Andere an der Speiche sind."

„Wundere Dich nicht über diesen meinen Schmerz, da doch Alles, was ich in den vielen Blättern oben geschrieben habe, so heiter und so freundlich war, wundere Dich nicht; denn ich gehe dem Engel meiner schwersten That entgegen, und aus den Pergamenten des rothen Felsensaales kam dieser Engel zu mir. Dort liegen die Schläfer, von ihrem Ahnherrn verurtheilt, daß sie nicht sterben können; eine schauderhaft

durcheinanderredende Gesellschaft liegt dort, vor jedem Ankömmling müssen sie ihre Thaten wieder neu thun, sie seien groß oder klein; — diese Thaten, genug, sie waren ihr Leben und verzehrten dieses Leben. Wenn es Dein Gewissen zuläßt, später Enkel, so verbrenne die Rollen und sprenge den Saal in die Luft. Ich thäte es selber, aber mir schaudert vor meinem Eide. Kannst es aber auch Du nicht thun, so vergiß doch augenblicklich das Gelesene, daß sich die Gespenster all ihres Thuns nicht in Dein Leben mischen und es trüben, sondern daß Du es lieber rein und anfangsfähig aus der Hand Deines Schöpfers trinkest."

„Ich fahre fort."

„Als ich aus Frankreich zurückkehrte und das Bild des treuen Alfred doch schon zu erblassen begann — als ich fast alle Welt durchreis'te — als ich jeden Brief der Marquise unerbrochen zurücksandte, bis keiner mehr kam — da fiel es mir ein — — — lese nun das Folgende, weil Du es zu lesen geschworen, so wie ich es schrieb, weil ich es zu schreiben geschworen —: aber wenn Du das Eisenthor des Gewölbes zuschlägst, so lasse Alles hinter Dir zurück und streue die Erinnerung in die Winde, damit Du keinen Hauch davon, kein trübes Atom zu den Deinen nach Hause trägst, zu Deinen armen Kindern, zu Deinem schönen, unschuldigen Weibe."

„Das Land Indien war es, wo mir der Engel meiner schwersten That erschien; — unter dunklem Schatten fremder Bäume war es, an einem Flusse, der so klar floß, als walle nur dichtere Luft längs der glänzenden Kiesel — das Schlechteste und Verachtet'ste, was die Menschheit hat, war dieser Engel, die Tochter eines Paria; aber schön war sie, schön über jeden Ausdruck, den eine Sprache ersinnen mag, und über jedes Bild, das in Jahrtausenden einmal in eine wallende Phantasie kommt. — —"

„In den Pergamentrollen hatte ich gelernt, wie Alles nichtig und eitel sei, worauf Menschen ihr Glück setzen; denn es war Thorheit, was alle meine Vorfahren thaten. Ich wollte Neues thun. Den Kriegsruhm hatte ich schon genossen, dieß ekle, blutige Getränke; die Kunst hatte ich gefragt, aber sie sagt nichts, wenn das Herz nichts sagt; die Wissenschaften waren Rechenpfennige, und die Liebe Sinnlichkeit, und die Freundschaft Eigennutz. — — Da fiel mir ein, wie ich oben sagte, ich wolle nach dem Himalaia gehen. Ich wollte die riesenhaften und unschuldigen Pflanzen Gottes sehen, und eher noch wollte ich das große, einfache Meer versuchen."

„Ich kam nach dem Himalaia. Dort lernte ich die Hindusprache, dort sah ich das Bramanenleben, ein anderes, als unseres, D. h. anders thöricht — und dort ging auch die Paria zwischen Riesenpalmen nach dem Flusse, um Wasser für den Vater zu schöpfen. Sie hat, seit sie lebte, sonst nichts gethan, als daß sie durch die Palmen ging, um Wasser zu holen und für den Vater Datteln zu lesen und Kräuter zu pflücken."

„Rühre mich nicht an und rede nicht mit mir," hatte sie zu dem fremden Manne gesagt, „daß Du nicht unrein werdest," — und dann stellte sie den Wasserkrug auf ihre Schulter neben den glänzenden, unsäglich reinen Nacken und ging zwischen den schlanken Stämmen davon."

„Und so ging sie Tage und Monden — kein Mensch war in dem Walde, als ich; denn sie würden unheilig durch Rede und Berührung mit ihr geworden sein. Der Vater saß unter Feigenbäumen und sah blöde und leer gegen die Welt — und als er eines Tages todt war, und sie nicht zu dem Flusse kam, so ging ich zu ihr und berührte sie doch; denn ich nahm ihre Hand, um sie zu trösten — ich redete mit ihr, daß sie erschrak und zitterte und mich ansah, wie ein Reh."

„Du mußt Dich nun waschen," sagte sie, „daß Du wieder rein seiest."

„Ich werde mich nicht waschen," sagte ich; „ich will ein Paria sein, wie Du. Ich werde zu Dir kommen, ich werde Dir Früchte und Speise bringen, und Du reichest mir den Krug mit Wasser."

„Und ich kam auch und kam wieder und oft. Ich redete mit ihr, ich erzählte ihr von unserm Brama, wie er sanft und gut sei gegen die Kinder seines Volkes, und wie er nicht den Tod des Weibes begehre, wenn der Mann starb, sondern daß sie lebe und sich des Lichtes wieder freue."

„Wenn sie aber freiwillig geht, so nimmt er sie doch mit Wohlgefallen auf?" fragte sie und heftete die Augen der Gazelle auf mich."

„Er nimmt sie auf," sagte ich, „weil sie es gut gemeint hat; aber er bedauert sie, daß sie sich ihr schönes Erdenleben geraubt hat und nicht lieber gewartet, bis der Tod selber komme und sie zu ihrem Manne führe, der auch schon ihrer harrte."

„Siehst Du, wie Du selber sagst, daß er schon harrte," antwortete sie rasch. „Du bist also im Irrthume, und man muß ja zu ihm kommen."

„Wenn Du wieder in Dein Land gehst," setzte sie langsamer hinzu, „in Deine Heimath, die etwa gar jenseits dieser hohen, weißen Berge ist, so werde ich traurig sein und auch meinen, daß ich Dir folgen solle."

„Und willst Du mein Weib werden?" setzte ich plötzlich hinzu."

„Und hier war es, wo ich zum ersten Male gegen sie schlecht war. Ihr Wort hatte mich entzückt, ich beredete sie, mein zu werden und mir zu folgen. Sie kannte kein anderes Glück, als im Walde zu leben, Früchte zu genießen, Blumen

zu pflücken und die Pflanzenspeisen zu bereiten, die ihr sanfter, reinlicher Glaube vorschrieb; ich aber kannte ein anderes Glück, unser europäisches, und hielt es damals für eins. — Das weiche Blumenblatt nahm ich mit mir fort, unter einen fremden Himmel, unter eine fremde Sonne. Sie folgte mir willig und gerne — nur sehr blaß war sie, als wir über das breite, endlose Salzwasser fuhren, und es machte ihr Kummer, wenn sie sich mit dem schmutzigen Schiffwasser waschen, oder es trinken mußte. Ihre Seele war in mir, und sie wußte es nicht, darum liebte ich sie mehr, als eine Zunge sagen kann. Ich that ihrer Meinung und ihrem Willen nie Gewalt an, sondern ließ sie vor mir spielen und sah zu, wie sie mein Herz und ihr Herz, meinen Unterricht und ihren Hinduglauben kindisch durcheinandermischte und in Bethörung lächelte."

„Als sie nach den Gesetzen unsres Landes mein Weib geworden war, führte ich sie auf meinen Berg. Ich hatte schon vor meiner Abreise ein Gebäude nach griechischer Art angefangen, und Dieses stand nun, als wir ankamen, bereits fertig da. Ich taufte es „Parthenon" und richtete es zu unserer Wohnung ein. Es war sehr schön, und sein Inneres mußte von jeder Pracht und Herrlichkeit strotzen, damit ich ihr ihr Vaterland vergessen machen könne. Auch einen Garten legte ich rund herum an, und hundert Hände mußten täglich arbeiten, daß er bald fertig würde. Ich zog schwarze Mauern und Terrassen, um die Sonnenhitze zu sammeln; ich warf Wälle auf, um den Winden zu wehren; ich baute ganze Gassen von gläsernen Häusern, um darin Pflanzen zu hegen, dann ließ ich kommen, was ihr theuer und vertraut war: die schönsten Blumen ihres Vaterlandes, die weichsten Gesträuche, die lieblichsten Vögel und Thiere — aber ach, den dunkelblauen Himmel und die weißen Häupter des Himalaia konnte ich nicht kommen lassen, und der Glanz meiner Wohnung war nicht der Glanz ihrer indischen Sonne."

„So lebte sie nun fort. Sie aß kein Fleisch; an mir duldete sie bloß, daß ich es thue und mich mit dem Blute der armen Thiere beflecke. Aber höher hätte sie mich gewiß geachtet, wenn ich es ebenfalls vermocht hätte, nur ihre Pflanzengerichte, ihre Früchte und ihr Obst zu genießen. Oft in jenen Tagen, die in den ersten Jahren so gleichförmig dahinflossen — oft, wenn ihr Mund an meinem hing, wenn ihre weichen, kleinen Arme mich umschlangen, und wenn ich in ihr großes, fremdes Auge blickte und darinnen ein langsam Schmachten sah — sie wußte selbst nicht, an welcher tiefen, schweren Krankheit sie leide — oft sagte mir eine Stimme ganz deutlich in das Ohr: „Gehe wieder mit ihr nach Indien, sie stirbt vor Heimweh;“ — aber mein hartes Herz war in seinem Europa befangen und ahnete nicht, daß es anders sein sollte, daß ich, der Stärkere, hätte opfern sollen und können, was sie, die Schwächere, wirklich opferte, aber nicht konnte. Ich hörte die Stimme nicht, bis es zu spät war, und eine That geschah, die Alles, Alles endete. — — Siehst Du, damals rollte auch der Wagen des Geschickes, nur daß er über zarte Glieder ging und sie zerquetschte.“

„Ich hatte einen Bruder, Sixtus mit Namen — einen schöneren Jüngling kann man sich kaum denken — und dabei war er gut und herrlich, und ich liebte ihn, wie ein Theil meines eigenen Herzens. Dieser Bruder kam von seinen weiten Reisen zurück und wollte einige Monate bei uns wohnen. Das sah ich gleich, daß er vor der Schönheit meines Weibes erschrak und zurückfuhr, und daß in sein armes Herz das Fieber der Leidenschaft gleichsam wie geflogen kam; aber ich kannte ihn als gut und mißtraute nicht, ja er dauerte mich, und ich sagte ihr, daß sie ihm gut sein möge, wie man einen Bruder liebt. — Ich kam seinem Herzen zu Hülfe, ich war noch freundlicher, noch liebreicher, als je, daß es ihn erschüttere, und er sich leichter besiege. Ich mißtraute nicht — und

dennoch schwirrte es oft mit dunkeln Fittigen um mein Haupt, als laure irgendwo ein Ungeheuer, welches zum Entsetzen hereinbrechen würde. Ich wußte bisher nicht, ob sie damals von Dem eine Ahnung hatte, was wir Treubruch in der Ehe nennen; denn ich war nicht darauf verfallen, ihr Dieß zu erklären: jetzt erzählte ich ihr davon, sie aber sah mich mit nichtssagenden Augen an, als verstände sie das Ding nicht, oder hielte es eben für unmöglich."

„Noch war nichts geschehen."

„Er schwärmte wild in den Bergen herum, oder saß halbe Nächte an der Aeolsharfe des Prokopus. Seine Abreise näherte sich immer mehr. Ich aber war gedrückt, wie ein Tropenwald, auf dem schon die Wucht unsichtbarer Gewittermaterie liegt, wenn die Regenzeit kommen soll, und die Sonne doch noch in dem heitern, aber dicken Blau des Himmels steht."

„So war es, als ich einmal in der Nacht von einer Reise zurück, die ich in einem Streite wegen schnöden Mammons thun mußte, gegen den Rothenstein angeritten kam. Es war eine heiße Julinacht; um den ganzen Berg hing ein düsteres, elektrisches Geheimniß, und seine Zinnen trennten sich an manchen Stellen gar nicht von den schwarzen Wolken. Die weißen tröstlichen Säulen des Parthenon konnte ich gar nicht sehen, aber um den dunklen Hügelkamm, der sie mir deckte, ging zuweilen ein sanftes, blauliches Leuchten der Gewitter. Mir war, wenn ich nur einmal dort wäre, dann wäre Alles gut, — aber je mehr ich ritt, desto mehr war es, als würde der ganze Berg von den Wolken eingetrunken, und ich konnte ihn nicht erreichen, ach, ich konnte ihn nicht erreichen! Auch mein Rappe, schien es, theile meine Angst; denn er war nicht, wie gewöhnlich, wenn er die Heimath witterte, freudig und ungestüm, sondern er stöhnte leise, und sein Nacken war feucht. Einmal war mir's, als höre ich auch meinen Diener

nicht mehr hinter mir reiten, aber wie ich anhielt und umblickte, so stand doch seine dunkle Gestalt dicht hinter mir."

„Nicht Eifersucht war es, die mich trieb — nein, nicht Eifersucht — — aber es war mir immer, Chelion würde in dieser Nacht ermordet, wenn ich nicht zeitig genug käme."

„Endlich, da wieder ein stummer Blitz durch den Himmel zog, stand ganz deutlich der Prokopusthurm darinnen, und mein Weg führte mich auch schon bergan. Die Fichtenallee nahm mich auf und stand regungslos, wie eine schwarze Doppelmauer. Ruprecht, der junge Sohn meines unlängst verstorbenen Kastellans, öffnete das Thor der Ringmauer, ohne daß ich ein Zeichen zu geben brauchte; es war, als hätte er schon meiner geharrt."

„Nichts Neues?" fragte ich ihn."

„Nichts," sagte er."

„Ich ritt den weiteren Berg hinan. Kein einziger Gegenstand desselben rührte sich, als wäre Alles in Finsterniß eingemauert. Hinter den Trümmern des Julianhauses waren die Stallungen; ich warf meinem Knechte die Zügel des Rappen zu, empfahl ihm das treue Thier und ging durch die Eichen gegen das Parthenon, aber da ich an dem Flügel des alten Sixtusbaues vorbeikam, in dem mein Bruder wohnte, und da ich Licht sah, ging ich hinein, um ihn zu grüßen. Das Thor des Gebäudes stand offen, die Thür zu seinen Gemächern war nicht gesperrt, sein Diener schlief auf einem Stuhle im Vorsaale, aber Sixtus war nicht zu Hause. Ich ging wieder weiter — durch die schönen Gesträuche Chelions ging ich. — — An den weißen, langen Säulen meines Hauses leckten die immer häufiger werdenden Blitze hinan — da war's, als gleite eine Gestalt schattenhaft längs dem Corridor: „Sixtus," schrie ich, aber das Wesen sprang mit einem furchtbaren Satze herab und seitwärts in's Gebüsche. — Mir war, als klapperten mir die Zähne, und ich eilte weiter. Die Lawine hing nun — der

feinste Hauch konnte sie stürzen machen — und er blieb auch nicht aus, dieser Hauch: von der allzeit fertigen Zunge eines Weibes kam er; Bertha war es, die Braut Ruprechts, die Dienerin meiner Gattin. Sie stand unbegreiflicher Weise in tiefer Nacht vor dem Thore des Parthenon, und da sie meiner ansichtig wurde, stieß sie im Todesschreck heraus, was sie wahrscheinlich um den Preis ihres Lebens gerne verschwiegen hätte: „Graf Sixtus ist bei Eurem Weibe."

„Ich ergriff das Gespenst bei dem Arme, um zu sehen, ob es Leben habe. „Es ist nicht wahr, Satan," schrie ich und schleuderte das unselige Geschöpf mit meiner Hand rücklings in das Gesträuch, daß sie kreischte; ich aber ging durch das bloß eingeklinkte Thor hinein und schloß es hinter mir ab. Das Thor aber sollte nach meinem Befehle jedesmal bei Einbruch der Nacht geschlossen sein — heute war es offen gestanden. Sachte, daß kein Fußtritt schalle, ging ich durch den Gang längs der Gemächer meiner Diener zu dem zweiten Thore des Gebäudes, um mich zu versichern, ob es gesperrt sei, — es war zu. Ich zog den innen steckenden Schlüssel ab und ging dann eben so leise auf mein Zimmer. Dort stand ich mitten auf der Diele des Bodens — und stand eine Weile. Dann that ich leere Gänge im Zimmer und unnütze Dinge. — — Es lebte ein alter, weiser Mann, bei dem ich einmal gelernt hatte, als ich noch mein Heil im Wissen suchte; er war in der Scheidekunst weiter, als alle seine Genossen. — Möge nie wieder erfunden werden, was er erfand und geheim hielt: ein klares, schönes, helles Wasser ist es. Er erhielt es aus dem Blute der Thiere — aber nur ein Zehntheil eines Tropfens auf die Zunge eines lebenden Wesens gebracht, ja nur sanft damit die Lippen befeuchtet, macht, daß augenblicklicher, süßer, seliger Tod die Sinne umnebelt, und das Wesen rettungslos verloren ist. Wir hatten es einmal an einem Kaninchen versucht — ich erinnerte mich, wie es damals, als sein Zünglein

damit befeuchtet ward, das Haupt mit allen Zeichen des Wohlbehagens seitwärts lehnte und verschied. In einem silbernen Schreine hatte ich ein Theil. Ich nahm das Krystallfläschchen hervor — und hell und klar, wie von einem Bergquelle, und prächtig, wie hundert Diamanten, funkelte das Naß im Lichte meiner Lampe."

„Um den innerlichen Frost zu vertreiben, ging ich einige Male in der Stube auf und ab."

„Dann trat ich zu der stummen, mit Tuch überzogenen Thür meiner Seitenwand, öffnete sie und ging in den Gang, der zu Chelions Zimmern führte. Aus dem letzten Gemache, worin sie schlief, floß mir ein sanftes Lampenlicht entgegen — alle Thüren standen offen, und durch die hohen Glaswände, die den Gang von dem indischen Garten trennten, schimmerten zeitweise die lautlosen Blitze des Himmels."

„Schläft sie?"

„Ich ging weiter — durch alle Zimmer ging ich, bis in das letzte. Ich trat näher — ein schwaches Rauschen schreckte mich — es war aber nur Einer ihrer Goldfasane, der sich entweder bei ihr verspätet hatte und entschlummerte, oder der bei der ein wenig offenen Gartenthüre hereingekommen war. — Warum blieb sie offen? warum gerade heute? — Fast ein Mitleid wollte mich beschleichen: Also so unerfahren seid ihr Beide im Verbrechen, daß Euch nicht beikam, selbst die geringste Spur desselben zu vertilgen?! Der Fasan scheute mich und schlüpfte sachte bei der Spalte hinaus. — — Und da er fort war, wünschte ich ihn wieder zurück, das schöne, heimliche, goldglänzende Thier; denn ich fürchtete mich allein im Zimmer, weil so viele Schatten waren. Ich drehte ein wenig den Schirm, daß das Licht gegen das Bett fiel — sie schlief wirklich; — mit sanftem Schimmer lag das Lampenlicht auf ihrer Gestalt — wie ein furchtsam Kind in die Kissen gedrückt, schlief sie. Ihre Hand, wie ein Blatt der Lotosblume, lag auf

der reinen Decke ihres Lagers. Der Mund war leicht geschlossen — ich sah lange die rosenfarbenen Lippen an und dachte sie mir bereits feucht — — — also darum hast Du das unwissende Geschöpf nach Europa gebracht, darum mußtest Du so nach Hause eilen, daß Du selber — — — ich erschrak bei dem Gedanken, als hätte ihn ein Fremder gesagt; in der That sah ich auch um, aber es war nichts da, als die gezogenen Schatten, und wie ich wieder gegen sie sah, so flirrte ihr weißes, scharf beleuchtetes Bettzeug, worin sie lag — — — nein, dachte ich, Du schönes, Du armes, Du theures, theures Weib! — Ich stand vor ihr, und ein Tröpflein Mitleid träufelte sich so milde in mein Herz — und dann wieder Eines und auch der süße Zweifel, ob sie schuldig sei. Ihren Athem konnte ich nicht hören, aber ich sah ihn gehen — und lange sah ich hin, wie er ging. Da knisterte es wiederholt ganz leise hinter mir, wie wenn Brosamen fielen — ich blickte um — der Fasan war es, der, durch die Stille im Zimmer getäuscht, wieder hereingekommen war und nickenden Hauptes vorwärts schritt. Ich trat nun näher an das Bett und berührte sanft ihre Hand — sie regte sich, öffnete die Augenlider und sah mich mit den schönen, heimathlosen Augen an, aber es war kein Bewußtsein darinnen, und sie ließ die Wimpern gleich wieder schlaftrunken darüber sinken."

„Chelion," sagte ich sanft."

„Der Ton ist dem Herzen näher, als das Bild — sie fuhr empor: „Jodok, bist Du's?"

„Ich bin's, Chelion," sagte ich; sie aber wandte sich ab und vergrub ihr Haupt in die Kissen."

„Mein Weib, mein Kind," sagte ich noch einmal sanft; sie aber kehrte sich gegen mich, sah mich verzagt an und sagte: „Jodok, Du willst mich tödten."

„Ich Dich tödten, Chelion?"

„Ja, Du bist so furchtbar."

„Nein, nein, ich will nicht furchtbar sein," rief ich — „siehe, sage mir nur Du, Chelion, daß Du unschuldig bist — ich will Dir glauben und wieder glücklich sein; denn Du hast ja nie gelogen, — — Du schweigst? — — Chelion, so sag' es doch."

„Nein, Jodok, ich bin nicht unschuldig," sagte sie furchtsam, „wie Du es meinst, bin ich nicht unschuldig — — aber ich liebe doch nur Dich, nur Dich allein — — — ach, ihr Götter in den Wolken meines Landes, ich liebe ja nur ihn allein!"

„Und sie brach in ein Schluchzen aus, als wollte sie ihre ganze Seele herausweinen. Dann aber, als sich Dieses milderte, sagte sie: „Siehe, er ist spät Abends hereingekommen, ich weiß nicht wie — er war nie hier, aber ich hielt es nicht für Sünde, und da sagte er, er wolle Abschied nehmen, er werde mich nun nie mehr sehen und Dich auch nicht mehr — und er liebe uns Beide doch so unaussprechlich — — und sein Angesicht war so unglücklich, daß es mich im Herzen dauerte, und ich ihn recht heiß liebte; denn er ist ja Dein armer, vertriebener Bruder. — Ich streichelte ihm die Locken aus der Stirne — er weinte, wie ein Kind, wollte aufstehen — denn er war bisher auf dem Teppiche gekniet — er wollte gehen — — er weinte nicht mehr, aber seine Lippen zitterten noch vor Schmerz — er kam mir vor Augen, als wäre er noch ein Knabe, der keine Mutter habe — ich hielt noch einmal meine Hand auf seine Locken, wie er sich gegen mich neigte und seinen Mund reichte, küßte ich ihn — er hielt meine Hand — und wir küßten uns wieder. — — Ach, Jodok, dann küßte ich ihn — nicht mehr, wie Deinen Bruder — es wehte so heiß im Zimmer, das Fühlen seines Mundes war süß, das Drücken seines Armes süß, wie Deines — — mir war, als seiest Du's — — ach, Deine arme, arme Chelion! — Und dann war er fort. Die Lampe brannte im Zimmer,

draußen blitzte es, und mein Fasan saß auf dem Teppiche und blickte mich mit den schwarzen Aeuglein an — — und wie ich schlief, träumte ich, Du ständest vor mir, und es sei schwere Sünde, was ich gethan — — und es ist auch Sünde; denn siehe, Dein Auge, Dein gutes Auge ist so krank, es ist so krank. — Du wirst mich tödten, Jodok; ich bitte Dich aber, tödte mich sanft, daß ich nicht leide und Dir etwa zürne."

„Da fiel mir ein, es ist ja süßer, seliger Tod," und ein furchtbarer Schauer lief durch meine Nerven, aber ich sagte gebrochenen Herzens zu ihr: „Chelion, stehe auf und folge mir nur hinweg aus diesem schwülen Zimmer — ich thue Dir kein Leid."

„Nein, du mußt mir eins thun," antwortete sie, „ich werde nicht aus diesem Bette gehen, sondern auf den weißen Kissen liegen bleiben, bis das rothe Blut darüber wegfließt und sie purpurroth färbt; dann werden sie roth sein, und ich weiß — aber ich werde dann ruhig sein, nicht gequält, nicht fehlend, sondern ich werde sein, wie Einer der weißen, marmornen Engel in Deiner Kirche."

„Dabei suchte ihr Auge furchtsam im Zimmer, wie nach einem Schwerte; das Fläschchen, das ich auf den Tisch gestellt, beachtete sie nicht."

„Nicht wahr, Jodok," fuhr sie fort, „Du lässest mich noch ein wenig diese Luft athmen — das Athmen ist so gut; mir däucht es ängstlich, nicht mehr zu athmen."

„Athme, athme," rief ich, „athme bis an das Ende aller Tage."

„Und in Hast griff ich das Fläschchen von dem Tische und eilte zur Thüre hinaus in die Glashäuser ihres indischen Gartens. Sie waren größtentheils offen, und eine heißere Luft, als sonst immer in ihnen war, strömte heute von Außen herein. Die Pflanzen ihres Vaterlandes standen in schwarzen Klumpen und sahen mich vorwurfsvoll an. Ich

gewann das Freie. Im Sixtushause standen alle Fenster schwarz und stumm; auf dem Berge war Todesschweigen, nur unten schien es, als würden Thore zugeschlagen, und als tönte es von davonjagenden Hufen — — ich betete inbrünstig, daß er möchte geflohen sein; denn mein Herz knirschte gegen ihn. Ich stieg aus dem Thale des Parthenon empor, und ein zerrissener Himmel starrte um mich. Es waren schwarze Fahnen droben, aus denen feurige Zungen griffen. Ich eilte gegen den Thurm des Prokopus. Dort stand ich einen Augenblick, daß die heiße Sommerluft in meinem Mantel stockte, den ich abzulegen vergessen. Dann aber stieg ich noch höher und hastig fort, bis die äußerste Zinne erreicht war. Dort hob ich meinen Arm, als müßte ich Lasten brechen, und schleuderte das Fläschchen in den Abgrund — — es ist dort unsäglich tief, wo die Bergzunge gegen die Fichtau ausläuft — und wie ich nachhorchte, kam ein zarter Klang herauf, da es an den hervorragenden Steinen zerbrach — — und nun erst war mir leichter. Ich blieb noch auf dem Gipfel stehen und athmete aus dem Meere von Luft, das um mich stand und finster war. In diesem Augenblicke schien es auch, als höbe sich ein Lüftchen und rausche freundlich in den Sträuchen. Und es war auch so. Der harte Himmel lösete sich und floß in weiche Schleier ineinander und einzelne Tropfen schlugen gegen die Baumblätter."

„Ich lief nun wieder hinab, ging in ihr Zimmer, trat zu dem Bette — sie lag noch immer darinnen und richtete die trockenen, brennenden Augen harrend gegen mich — ich aber nahm sie in die Arme, küßte sie auf den heißen Mund und sagte: „Schlafe nun ruhig und schlafe süß; ich krümme Dir kein Haar; ich werde Dich auch lieben fort und fort, wie mein Weib, wie mein eignes einzig Kind — ich will Dich noch zarter pflegen, als sonst, daß Du diese Nacht vergessen mögest. Gute Nacht, liebe Chelion, gute Nacht."

„Sie hatte dieß Alles geduldet, aber nicht erwiedert. Ich mochte sie nicht weiter quälen, sondern ging zum Zimmer hinaus und hörte noch, wie mir ein leises, auflösendes Schluchzen nachfloß.“

„Des andern Tages kam ein kühler, heiterer Morgen. Ich erfuhr, daß Graf Sixtus in der Nacht abgereiset war. — Ruprecht, sein junger Freund, sein Jagd- und Abenteuergenosse, hatte ihn befördert; ich wußte es wohl, denn sie hatten sich immer sehr geliebt — aber ich sagte nichts, obgleich mich Ruprecht mit der Angst des bösen Gewissens anblickte — mir war es wohl, daß er fort war, mir war es sehr wohl, daß er geflohen.“

„Als ich zu Chelion kam, kauerte sie eben auf dem Boden und drückte eine Taube an ihr Herz. Ich that mir noch einmal den Schwur, ihr die Qual dieser Nacht durch lebenslange Liebe vergessen zu machen, wenn ja das Schreckniß auszutilgen ist aus dem weißen, unbeschmutzten Blatte ihres Herzens.“ — —

„Aber es war nicht mehr auszutilgen.“

„Sie hatte mich einmal mit dem Mörderauge an dem Bette stehen gesehen, und Dieß war nicht mehr aus ihrer Seele zu nehmen. Einst war ich ihr die sichtbare Gottheit auf Erden gewesen, nun zitterte sie vor mir. — Wie kann es auch anders sein? Wer einmal den Arm erhob zum Todtschlage eines seiner Mitgeschöpfe, wenn er ihn auch wieder zurückzog, dem kann man nicht mehr trauen; er steht jenseits des Gesetzes, dem wir Unverletzlichkeit zutrauen, und er kann das frevle Spiel jeden Augenblick wiederholen.“

„Ich habe jahrelang das Uebermenschliche versucht, daß Alles wieder sei, wie früher, allein es war vergebens: das Einfältige ist am leichtesten zerstört und bleibt aber am festesten zerstört. Sie war hinführo bloß die Demuth mehr, die Ergebung und Aufopferung bis zum Herzblute, aber nur das

Eine nicht mehr, was statt Allem gewesen wäre, nicht die Zuversicht. Sie klagte nie; aber sie hing in meinen Armen, wie die Taube in denen des Geiers, gefaßt auf Alles — — die kalte Sonne des Nordens schien auf sie, wie mein Auge, Beides kein Leben mehr spendend. Nie mehr seit jener Nacht ist die Röthe der Gesundheit wieder in ihr Angesicht gekommen — und so starb sie auch an einem Nachmittage; die brechenden Augen noch auf mich gerichtet, wie das arme Thier den Mörder anschaut, der ihm die Kugel in das furchtsame Herz gejagt hatte."

„Ich wurde vor Schmerz wahnsinnig, wie sie als kalte Leiche lag, und wie sie begraben war. Ich wußte nicht, sollte ich Bertha morden, die Beschützerin, oder Ruprecht, ihren Mann, oder soll ich Sixtus suchen und ihm Faser für Faser aus dem Leibe reißen — — aber ich that endlich Alles nicht, weil ich die Macht gewann, nicht den Frevel durch einen neuen sühnen zu wollen. Er, da er ihren Tod vernommen, hatte sich mit einer Kugel das Gehirn zerschmettert — in das Haus der andern kam Wuth und Unfriede; Ruprecht warf seinem Weibe den Tod des Sixtus vor; sie war düster gegen ihren Mann und starb auch bald an innerem Siechthum. Ich aber schloß das Parthenon mit Schlössern zu, bis auf ein Gemach, in dem ich wohnte — die Diener dankte ich ab — die Pflanzen ließ ich verkommen — die Thiere nährte ich, bis sie eines nach dem andern starben, und dann begrub ich sie jedes einzeln. — Was von Chelion übrig war, jedes Stückchen Kleid, ihr Spielzeug, den Fußboden und den Teppich, auf dem sie wandelte, das Tischchen, an dem sie saß, das Bett, in welchem sie in jener Nacht gelegen — — Alles hütete ich, daß es blieb, wie es an dem Tage ihres Todes war. Auf Erden hatte ich keinen Menschen mehr; — mein Sohn Christoph, das Ebenbild Chelions — hatte er nun erkannt, oder geahnt, was ich seiner Mutter gethan — war fort und nicht

wieder gekommen — — und als ich alt geworden war, erbarmte es mich der Ueberreste in dem Parthenon; ich nahm viel Geld, das ich zusammengespart, hinterlegte es als Ersatz für meine Erben und zündete das Parthenon an, daß Alles und Alles durch das Feuer verzehret würde, was übrig wäre von ihr und mir. — Es war eine schöne, schmerzensvolle Lohe! — Ich hatte nie den Berg verlassen, habe keine Thaten mehr verrichtet, keine guten und keine bösen. Jetzt wohne ich in dem steinernen Häuschen, das ich am Fuße des Berges erbaut, nicht weil ich ein Einsiedler bin und in Schmerzen lebe — nein, weil es lieblich ist, daß *ein* Mensch nicht mehr brauche, als was *einem* Noth thut. — In den Büschen neben mir sind die Vögel, die es auch so halten, und weiterhin die Strohdächer, die es so halten müssen, es aber thöricht für ein Unglück wähnen — der Berg steht hinter mir mit seinen Denkmalen und widersinnigen Vorkehrungen, daß die Besitzer sich zerstören müssen — — in meinem Testamente, Artikel 13, steht geschrieben: „Ein blauseiden Vorhang über Chelions Bild, der sich selber rolle; dann ein weiß einfach Würfel aus Marmel über unser gemeinschaftlich Grab im indischen Garten, mit nichts, als den zwei Namen" — — befolget mir nur genau den Artikel, damit es ja so geschieht. Ich habe jetzt schon einen Stoß Papiere, wie ein Tisch hoch, gesammelt und werde die Geschichte beginnen von den Verkehrtheiten des menschlichen Geschlechtes und die von den Großthaten desselben — es ist aber seltsam: oft weiß ich nicht, ob eins in diese Geschichte gehöre, oder in jene — — ich muß wohl noch älter werden — — ach, ich sehne mich nach meinem Sohne . . . . ."

Bei diesen Worten brach das Manuscript ab, und keine Zeile stand weiter auf dem Pergamente. Nur unten am Rande des letzten Blattes stand von fremder Hand: „† (gestorben) ein und zwanzig Tage nach dem Worte: Sohne."

Ach — und so muß ja jede dieser Rollen enden, die in den eisernen Kästen noch liegen mögen. Wenn der Mann dachte: „morgen oder übermorgen schreibe ich wieder" so war er morgen oder übermorgen krank und die andern Tage darauf todt!

Heinrich stand auf und wischte sich mit der Hand über die Stirne. Eine Schrift hat er nun gelesen. Er sah deutlich nun auch schon das Kreuz von fremder Hand auf seinem letzten Blatte stehen und dabei: „gestorben nach dem Worte . . . ." — welches Wort mag es wohl sein? etwa „Gattin?" oder ein anderes, oder eins im Wörterbuche, auf das man jetzt gar nicht denkt?! Er legte das Pergamentheft wieder in seinen Kasten und schloß ihn zu. Dann ließ er alle Fensterlehnen niederfallen, daß wieder nichts, als das geheimnißvolle Spiegellicht auf dem Estrich wankte, — dann ging er in's Freie, beide Thore hinter sich auf die Art und Weise schließend, wie es vorgeschrieben ist.

„Das ist keine gute Einrichtung unserer Vorfahren," dachte er, als er den von so vielen Lesern und Schreibern betretenen Pfad durch den alten Garten zurückging und im Schutte die Fußstapfen drückte, die so Viele vor ihm gedrückt. Er konnte dem Rathe des Jodok nicht folgen und das Gelesene in die Winde streuen, sondern mit beschwertem Herzen überall die Gestalt des Jodokus sehend, der vor Kurzem hier gewandelt, dachte er: „Wie viele Gestalten mögen sich noch hinzugesellen, bis der Garten voll Gespenster ist? — Und wenn Alle ähnlich diesem Jodok sind, wie wenig verdient ihr Haus den Namen, den ihm die Leute draußen geben — ihre Narrheit ist ihr Unglück, und ihr Herz. — — Wie fürchte ich schon die Geschichte jenes Prokopus mit dem düsteren, funkelnd dürstenden Auge, das vielleicht zuletzt aus Verzweiflung nach den Sternen geschaut — — oder was wird in der von Julianus stehen — oder von dem ersten Sixtus — oder von

dem verwahrlos'ten Christoph mit Narcissa und Pia? — — Was wird von mir selber noch stehen müssen?"

Unter diesen und ähnlichen Gedanken gelangte er durch den dunklen Eichenhag gegen die freieren Theile des Berges, und hier war Alles heiterer. Der verständige Baumeister trat ihm mit einer Zeichnung entgegen und bemerkte, welche Veränderungen er für gut hielte, nachdem er die Plätze noch einmal untersucht und vermessen habe. Die Werkleute blieben ehrbar stehen und lüfteten die Mützen, als die Männer vorbeikamen. Die Grundfesten der alten Glashäuser des Jodokus waren bei Wegräumungen wieder entdeckt worden, und man hatte darauf weiter gebaut. Da sie zur Besichtigung an den Platz gelangten, standen schon die luftigen Gerüste da, nur das Glas mangelte, und der Maueranwurf. Oben blickte der grüne Fichtenwipfel, und die lustigen Bänder. Nicht weit davon, im Parthenon, gingen die Schubkarren, um den Schutt und die Ziegel wegzuführen, und die gereinigten Säulen blickten wieder weiß und ruhig gegen die grüne Wiege ihres Thales. Im Christophhause hing der Schieferdecker auf dem Dache und pfiff ein Liedlein, indeß er Lücke nach Lücke verstopfte und verstrich. Die Leitern an der Vordermauer ließ man eben niedersinken, da die Mauer bereits nachgebessert und herausgeputzt war. Die Fenster standen nun spiegelnd daran; alle grünen Seidenvorhänge waren aufgezogen, und wo die Flügel offen standen, wehte die Sommerluft freundlich und allgegenwärtig aus und ein. Der Werkmeister des Innern kam, als Heinrich und der Baumeister eintraten, ihnen aus dem hintersten Zimmer entgegen und zeigte, was er in der letzten Zeit gefördert. In manchen Zimmern wurde noch gehämmert und genagelt, und die Gesellen mußten inne halten, während er mit den Herren sprach; andere waren schon ganz fertig; der Werkmeister schloß sie auf, indem er sich vorher sorgfältig die Schuhe abwischte, führte sie hinein und zeigte,

wie Alles spiegele und schimmere, und nichts mehr fehle, als die kostbaren Kleiderstoffe, die auf den Tischen herum liegen, und die Diamanten, die in ihren geöffneten Fächern, wie Lichttropfen, blicken sollen. Heinrich ging wieder heraus und besuchte noch den großen Saal, der verziert wurde. Den Berghang hinab gegen das große Thor zu scharrte die Schaufel, daß die Wege ausgebessert wurden, und klang die Axt, daß die dürren Stämme und Aeste niederfielen. Alles sollte vorerst schön sein und sich sittig erweisen, wenn etwa in Bälde Augen kämen, es zu sehen; das Nützliche und Nachhaltende war schon vielfach besprochen und entworfen, mußte aber seiner Zeit harren, daß es sich allmälich und dauernd entwickle.

Indessen wurde auch in einem andern, viel kleineren Hause unten an der Pernitz gearbeitet, daß ganze Schneeberge von Linnen da lagen, und sich überall Kleider und Stoffe bauschten — das Andere, der Schmuck, der da glänzen und funkeln sollte, lag schon als Kränzlein von leuchtenden Steinen oben in einem reinen, dämmernden Stübchen, dessen Fenster marmorrothe Simse hatten und von schneeweißen Vorhängen verhüllt waren.

Im Lande aber draußen dauerte noch das Geschrei fort über Heinrich und sein Glück. Man neidete es ihm und gönnte es ihm. Man sagte, er eile jetzt und könne keine Zeit abwarten, sondern überwühle bereits den ganzen Berg, um seine Macht nur recht zu genießen. Man wählte ihm Heirathen aus den Familien des Landes, zankte darüber und stellte Vermuthungen an, welche ihn nehmen, und welche ihn ausschlagen würde. Ja es wurde sogar gemunkelt, er werde, ganz nach Art seiner Väter, Niemand mehr und Niemand minder, als eben nur eine Wirthstochter, heirathen.

Aber die Zeit ging fort und fort und klärte nichts auf. Heinrich, gerade der Meinung entgegen, die man von ihm

hatte, war schamhaft in allem seinem Thun und übereilte nichts, bis es war, wie er es wollte, und wie es seinem Herzen wohl that — dann aber kam auch der Augenblick, der es Allen offen darlegen sollte, wie es sei. In der Kirche zu Priglitz war es Sonntags verkündet worden, nach der Art, wie es alle Pfarrkinder halten, Hohe und Geringe: „Der ehr- und tugendsame Junggeselle: Heinrich, unser erlauchter Herr und Graf zu Rothenstein, und die ehr- und tugendsame Jungfrau Anna, eheleibliche Tochter Erasmus und Margaretha's, Besitzerin der Wirthschaft Nr. 21, zur grünen Fichtau . . . .“ Erasmus hatte an allen Gliedern gezittert und im Angesichte geglänzt, — und draußen vor der Kirche prahlte er unverhohlen von seinem Kinde und dessen Glücke, als sich die Männer um ihn schaarten und ihn mit Fragen bestürmten. Er erlebte die Freude, die er einst im Uebermuthe vorausgesagt, daß die ganze Fichtau die Hände zusammenschlug über dieses Ereigniß. Er allein von den Seinen war in die Kirche hinausgefahren, um es recht in seine Ohren hinein zu genießen, wenn es gelesen würde. Den Boten-Simon, der mit verwirrten Sinnen da stand, lud er zu sich auf den Wagen und sagte beim Einsteigen: „Gelt? Gelt?“

„Aber wir müssen es in Demuth aufnehmen, Vater Erasmus, und ohne Hoffart genießen!“ sagte der Andere.

„Ich nehme es ja in Demuth auf,“ entgegnete Erasmus; „aber daß ich voll Freude bin, ist ja meine väterliche Schuldigkeit, damit es Gott nicht verdrießt, der es so gemacht hat.“

Von dem Tage der Verkündigung an bis zu dem der Hochzeit war ein groß Gerede, wie sie sich nun überheben werde, wie sie hochmüthig fahren, und wie sie übermüthig thun werde. Anna aber war nicht so: sie konnte vor Scham kein Auge aufschlagen. Die ganze Gasse der grünen Fichtau stand

gedrängt voll Menschen, da die Stunde gekommen, wo er sie zum Wagen führte, um in die Kirche zu fahren. Ihre Wangen, da sie an den Leuten vorbeiging, waren so purpurroth, daß man meinte, sie müßten sie brennen; die Augenlider schatteten darüber, und sie getraute sich keines zu rühren, weil sonst Thränen fielen. Alle ihre Mitschwestern aus der ganzen Fichtau wären gekommen, um zu sehen, wie sie gekleidet und geschmückt sei. Aber nur ein einfach weißes Seidenkleid floß um ihre Gestalt, und in den Haaren war ein sehr kleines, grünes Kränzlein, und eine weiße Rose aus ihrem Garten. Sie hatte die Steine doch wieder in der Kammer gelassen, weil es ihr als Sünde vorkam, sie an dem heutigen Tage zu tragen. So ging sie vorüber, und als er mit ihr bis zu dem Wagen gekommen war, sah man, daß von der Hand, bei der er sie führte, kaum zwei Finger die seine berührten, und daß diese Finger zitterten. Auch der Schleier, der zunächst ihrer linken Wange und dem Nacken hinabging, bebte an ihren schlagenden Pulsen, und man sah es, da sie vor dem Wagen ein wenig anhielt, um hineinzusteigen.

„Das ist eine demüthige Braut," sagte ein Weib aus dem Volke.

„Das ist die schönste, demüthigste Braut, die ich je gesehen," sagte eine Andere.

Und aus dem Flüstern und aus dem Gemurmel der Zuschauer gingen die deutlichsten Zeichen des Beifalles hervor. Anna wurde dadurch nur noch verwirrter, wie er sie einhob, und sie sich zurechtsetzte. Er stieg nun auch in denselben Wagen, in dem bereits eine schöne, alte Frau saß, die Niemand kannte. Es war Heinrichs Mutter. Dann besetzten sich auch die andern Wagen mit Erasmus, dem Schmiede, mehreren Fichtauern und Fremden. Anna's Mutter mußte eingehoben werden, weil sie mit ihrem Fuße vor Verwirrung den Wagentritt nicht finden konnte.

Endlich fuhr die ganze Wagenreihe gegen Priglitz ab, wobei sich Viele mit ihren Gebirgswägelchen anschlossen. Erst, da Alle der Steinwand des Julius entlang flogen, löf'te sich die Volks- und Gebirgsluft, die vorher gefesselt war, los, und manche Rufe, und das klingendste Jauchzen des Gebirges flogen ihnen nach — es flog doppelt freudig, weil Einer ihrer Herren Eine aus ihrer Mitte gewählet. Auch aus mancher Waldhöhe längs dem Wege krachte ein Böller empor, der aus einem Holzstocke gebohrt war, oder es löf'te sich das Scheibengewehr, oder die Jagdbüchse manches lustigen Fichtauers.

Auch Anna schien von Ehrfurcht überkommen zu sein; denn dieselben Augen, die ihn sonst, wie er noch mit Pflanzen und Steinen nach Hause gekommen, so freundlich angeblickt hatten, schlugen sich auch während des Fahrens nicht ein einziges Mal zu ihm auf — sondern sie weinten nun fast unablässig fort.

Er redete ihr nicht zu, sondern er dachte an Chelion, wie sie kaum so rein, so schön, so schuldlos gewesen sei, als wie Die an seiner Seite, und er bezähmte sein Herz, daß es nur nicht breche vor Freude und vor Glück.

Als die Trauung vorüber war, und die Wagen wieder zurückkehrten, zeigte sich ein Bild, das fast rührend erschien. Auf der Gasse der grünen Fichtau, wo hundert Wagen Platz gehabt hätten, standen nun hundert Tische. Der neue Graf hatte keine große Familie und keine hohen Verbindungen. Seine Gäste waren daher alle Fichtauer. Sie waren seine Unterthanen, also seine Verwandten. Dieselben Holzschläger, mit denen er sich sonst an Samstags-Abenden unterredet hatte, dieselben Jäger, die gerne eingesprochen, und alle Andern saßen herum und tranken heute den besten Wein aus Erasmus Keller und den noch bessern aus den Fässern des uralten Ruprecht. Daneben saß der verständige, heitere Schlag der Gebirgsbauern, und Heinrich mit Anna mitten unter ihnen.

Den Ehrenplatz nahm Erasmus ein, und neben ihm Anna's und Heinrichs Mutter; man sah seinen Stuhl aber häufig leer; denn nach alter Gewohnheit ging er unter den Gästen herum, als müßte er sie auch heute bedienen, und fragte und redete und ordnete an. Sein großer Hund folgte ihm hiebei, und manchmal legte er sein Haupt vertraulich auf Heinrichs Knie und schaute mit dummen Augen zu seiner Herrin, Anna, hinauf. Neben den Brautleuten saßen Robert und Thrine und Heinrichs Schwester. Der Boten-Simon konnte nicht da sein, weil es sein Amt nicht zuließ, aber geladen war er, und er erhielt als Entschädigung einen Zinsnachlaß seines Grundstückes im Asang. Aber der Hirt Gregor war da, und sein Sohn und sein Hund durften heute die Heerde noch lange vor Sonnenuntergang nach Hause geleiten, damit sie den Abend mit genießen könnten. Alle Nachbarsleute des Erasmus saßen zunächst an ihm, und jeder Wanderer, der des Weges kam, war freundlich geladen. An den Grenzen der Gesellschaft, und hie und da selbst zwischen den Tischen balgte sich die Knabenschaft der Fichtau, und hinter dem Garten gegen den Grahns zu krachten schon die Vorübungsschüsse zu dem großen Scheibenschießen, das auf morgen und die folgenden Tage angeordnet war. — Und so entstand vor der grünen Fichtau ein Gebirgsfest, dessen man denken wird, so lange ein Berg steht.

Heinrich redete mit so Vielen, als er nur konnte; er ließ sich von den Holzknechten noch einmal von ihren Arbeiten und Abenteuern erzählen. Er hörte den kühnen Fahrten der Jäger zu und fragte manchen Bauer um die Lage seines Gutes, dessen Bewirthschaftung und Erträgniß. Und ehe noch von den Bergen das kleinste Stückchen Schatten auf die Gesellschaft hereinfiel, hatte er schon alle Gemüther gewonnen, und Jeder, etwa die ganz Rohen und Mißgünstigen ausgenommen, gönnte Anna von Herzen ihr Glück.

Ein Abend, wie wir ihn am Eingange dieser Geschichte erzählt haben, kam auch heute prachtvoll und herrlich: „die Sonne war über die Waldwand hinunter, und warf kühle Schatten auf die Pernitz — im Rücken der Häuser glühten die Felsen, und, wie flüssiges Gold, schwamm die Luft über all den grünen Waldhäuptern weg.

Und immer feierlicher floß die Abenddämmerung, immer abendlicher rauschten die Wasser der Pernitz, und immer reizender klangen die Zittern."

Nur daß heute auch noch die Burschе mit den kühnen Gebirgsaugen die sanftblickenden, aber gleichwohl feueraugigen Mädchen an manchen Stellen zu den Zittern im Tanze herumdrehten, und daß der Mond schon viel länger, als damals, auf die Häuser hereinschien, ehe es auf der Gasse der grünen Fichtau verstummte.

Da aber endlich fast gegen Morgen die letzte Gruppe Abschied genommen hatte, und es stille war, folgte keine Scene im Garten, wie damals, sondern Heinrich schlief schon lange auf seiner einstigen Stube neben Robert, seinem Gaste, und Anna war mit Thrinen in ihrem einstigen Stübchen; aber sie schliefen nicht, sondern sie konnten sich nicht sättigen von Plaudern und Erzählen.

Des andern Tages, da das Scheibenschießen begann, führte Heinrich sein junges Weib in Begleitung der vornehmsten Gäste mit Prunk auf seinen Berg und geleitete sie dort in die für sie eingerichteten fürstlichen Gemächer des Christophhauses, so wie Jodok einst die unschuldige Chelion in das Parthenon geführt hat. Erasmus war stolz darauf, daß desselben Tages noch vor Anbruch des Morgens fünf beladene Wagen mit Anna's Gütern und betrunkenen Fuhrleuten auf den Rothenstein vorausgefahren waren. Er konnte sagen, daß sein Kind die reichste Braut der Fichtau sei; denn selbst der Hasenmüller im Asang vermag seiner einzigen Tochter nicht fünf schwere Wagen zu beladen.

Wir enthalten uns, die Empfangsfeierlichkeiten auf dem Rothensteine zu beschreiben, sondern beschließen unsere Erzählung mit diesem heitern Ausgange der trüben Geschichten des Rothensteins und wünschen dem Paare, daß es so glücklich fortlebe, wie ihre Ehe glücklich begonnen.

Ein Anfang dazu ist schon gemacht; denn die einigen Jahre, die seit Dem, was wir eben erzählten, bis auf heute verflossen, sind ganz glücklich gewesen. Eine Reihe Glashäuser mit den Pflanzen aller Länder steht neben dem Parthenon, dann sind Säle mit den Heerden ausgestopfter Thiere und dann die mit allen Erzen und Steinen der Welt. Diese Leidenschaft ihres Herrn, meinen die Fichtauer, sei doch auch eine Narrheit, wie sie alle seine Ahnen hatten, aber daß er sonst auch rastlos schaffe und wirke, gaben sie zu. In der hohen Frau, die mit zwei blühenden Knaben wandelt, würde Niemand mehr die einstige Anna aus der grünen Fichtau erkennen; denn sie wird in Heinrichs Schule fast ein halbes Wunderwerk — aber ein anderes vollendetes Wunder steht neben ihr, ein Mädchen, namenlos schön, wie ein Engel, und rein und sanft blickend, wie ein Engel; es ist Pia, die Tochter Narcissa's und des unglücklichen Grafen Christophs, der eher gestorben, ehe er seine Sünde gut machen konnte. Heinrich hatte sie an Kindesstatt angenommen, nachdem er sie und den alten Ruprecht, die sich bei seiner Ankunft in dem Kastellanhäuschen verkrochen hatten, an sich gelockt und an sein Wesen und Thun gewöhnt hatte. Durch ein seltsames Naturspiel ist sie ihrer Großmutter Chelion ähnlich geworden und zugleich ihrem Großvater Jodok, so daß man sie den Bildern nach für ein Kind dieser Beiden halten mußte; aber sie ist minder dunkel, als Chelion, und noch um Vieles schöner, als das Bild derselben, was aber vielleicht nur der Jugend zuzuschreiben ist.

Das Bild des zweiten Sixtus steht nun im grünen Saale

auch offen, daneben Heinrichs und Anna's, und Jeder, der den Rothenstein besucht, kann sich von der vollendeten Aehnlichkeit Heinrichs und Sixtus überzeugen.

Der alte Ruprecht lebt noch. Er sitzt ewig hinten an der Sandlehne in der Sonne, dreht lächelnd seinen Stab in den Fingern und erzählt Geschichten, die Niemand versteht; er erzählt sie auch Niemanden und meint, er sei noch immer Kastellan, obgleich schon ein anderer ein neues Häuschen neben dem Thore der Ringmauer hat.

Viel Besuch kommt auf den Berg, und viele Augen fallen schon auf Pia; aber sie scheut noch jeden Mann so, wie sie einst die zwei Freunde scheute, als sie dieselben zum ersten Male in den Juliantrümmern gesehen, wo sie auf dem Geländer des Balkons geritten war. Der häufigste und liebste Besuch aber ist der von Robert und Thrine. Heinrichs Mutter und Schwester leben auf dem Schlosse.

Draußen in der Fichtau ist es, wie es immer gewesen, und wie es noch Hunderte von Jahren sein wird.

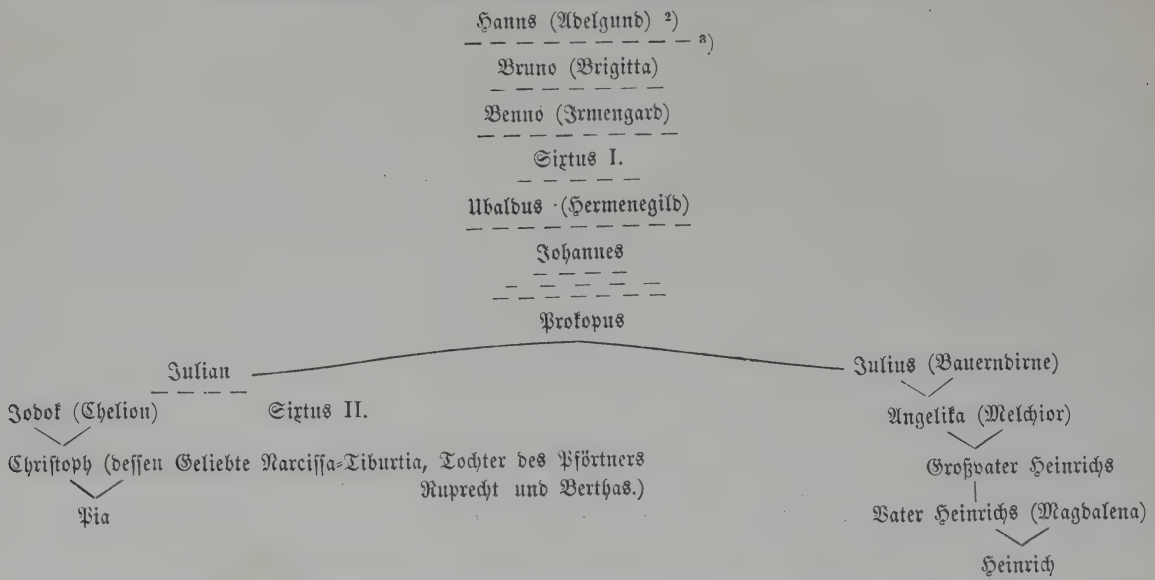
Während der Schmied sagt: „Mein Schwiegersohn, der Herr Stadtschreiber", sagt Erasmus nie anders, als: „Mein Herr Schwiegersohn, unser gnädigster Herr Graf."

Boten-Simon und der Schecke fahren Land aus, Land ein, und Beide gewannen bei den letzten Ereignissen, da der Asang sogleich bei der Uebernahme eingelöset, und Simons Grundzins alldort erniedrigt worden ist.

Und so, Du glückliches Paar, lebe wohl! Gott der Herr segne Dich und führe noch unzählige glückliche Tage über Deinen Berg und die Herzen der Deinen empor.

Wenn von den andern Schriften des rothen Felsensaales von Julian, Christoph, Prokop, etwas bekannt wird, so wird es dereinst vorgelegt werden.

Stammbaum der gräflichen Familie Scharnast. [1])



[1]) Berücksichtigt sind nur die in der letzten Fassung der Erzählung vorkommenden Personen.

[2]) Die in Klammern beigefügten Namen bezeichnen die Ehegatten.

[3]) Gestrichelte Linie bedeutet, daß das Verwandtschaftsverhältnis aus der Erzählung nicht ersichtlich ist, ja sogar Generationen dazwischenliegen.

1847

Verlag von Gustav Heckenast

in

Pest

Die Mappe meines Urgroßvaters.

1841.

Dulce est, inter majorum versari habitacula et veterum dicta factaque recensere memoria.

Egesippus.

1.

Die Alterthümer.

Mit dem an der Spitze dieses Buches stehenden lateinischen Spruche des seligen, nunmehr längst vergessenen Egesippus führe ich die Leser in das Buch und mit dem Buche in mein altes, fern von hier stehendes Vaterhaus ein. Der Spruch spielte einmal eine Rolle in einer meiner Auszeichnungen in der Schule, und schon deßhalb hatte ich ihn mir für alle meine Zukunft gemerkt; allein er fiel mir nachher immer wieder ein, wenn ich so in den Räumen meines Vaterhauses herumging; denn das Haus stak voll von verschiedenen Dingen unserer Vorfahren, und ich empfand wirklich, in den Dingen herumgehend, die seltsamliche Freude und das Vergnügen, von denen Egesippus in seinem Spruche sagt. Dieses Vergnügen haftete aber nicht etwa bloß in dem Geiste des Kindes, sondern es wuchs mit mir auf, der ich noch immer alte Sachen gerne um mich habe und liebe. Ja ich denke oft jetzt schon, da ich selber alt zu werden beginne, mit einer Gattung Vorfreude auf jene Zeit hinab, in der mein Enkel oder Urenkel unter meinen Spuren herumgehen wird, die ich jetzt mit so vieler Liebe gründe, als müßten sie für die Ewigkeit dauern, und die dann doch, wenn sie an den Enkel gerathen sind, erstorben und aus der Zeit gekommen

sein werden. Das hastige Bauen des Greises, die Störrigkeit, auf seine Satzungen zu halten, und die Gierde, auf den Nachruhm zu lauschen, sind doch nur der dunkle, ermattende Trieb des alten Herzens, das so süße Leben noch über das Grab hinaus zu verlängern. Aber er verlängert es nicht; denn so wie er die ausgebleichten geschmacklosen Dinge seiner Vorgänger belächelt und geändert hatte, so wird es auch der Enkel thun; nur mit dem traurig süßen Gefühle, mit dem man jede vergehende Zeit ansieht, wird er noch die Andenken eine Weile behalten und beschauen.

Diese Dinge empfindend, erschien es mir nicht zwecklos, den Spruch des Egesippus an die Spitze eines Gedenkbuches zu stellen, das von meinem Urgroßvater und seiner Mappe handelt.

Ich will die Erzählung von ihm beginnen.

Mein Urgroßvater ist ein weitberühmter Doctor und Heilkünstler gewesen, sonst auch ein gar eulenspiegliger Herr, und wie sie sagen, in manchen Dingen ein Ketzer. Das Alles ist er auf der hohen Schule zu Prag geworden, von wo er aber, da er kaum den neuen Doctorhut auf hatte, seinem eigenen Ausdrucke nach, wie ein geschnellter Pfeil, fortschießen mußte, um sein Heil in der Welt zu suchen. Die Ursache, warum er so schnell fort gemußt hatte, hat er, der Erzählung meines Großvaters zu Folge, nie dazu gesetzt. Welche sie auch gewesen ist, so hat sie ihn doch zu jener Zeit in die schöne Waldeinsamkeit seiner Heimath geführt, wo er sofort viele Meilen in der Runde kurirte. Vor wenigen Jahren erzählte von ihm noch manche verhallende Stimme des Thales, ja in meiner Knabenzeit kannte ich noch manchen verspäteten Greis, der ihn noch gekannt und mit seinen zwei großen Rappen herumfahren gesehen hatte.

Als er uralt und wohlhabend geworden war, ging er endlich auch den Weg von manchem seiner einstigen Pflege-

befohlenen und hinterließ meinem Großvater Ersparnisse und Hausrath. Das Ersparte ist zuerst fortgekommen, und zwar im Preußenkriege; der Hausrath aber ist noch stehen geblieben. Von der Art und Weise des Doctors, die sehr abweichend von der der andern gewesen sein soll, haben sich nach seinem Tode noch lange die Bruchstücke im Munde der Leute erhalten; aber die Bruchstücke schmolzen, wie Eisschollen, die im Strome hinabschwimmen, zu immer kleineren Stücken, bis endlich der Strom der Ueberlieferungen allein ging, und der Name des Geschiedenen nicht mehr in ihm war. Die Geräthe und Denkmale sind auch immer verkommener und trüber geworden. Von diesen Denkmalen möchte ich sprechen, da sie einst meine schauerliche innere Freude waren.

Aber seltsam, wenn ich recht weit zurückgehe, so ist es eigentlich Trödel, der gar so tief wirkte, nicht Dinge, denen ich heute mein Augenmerk schenke. Da ist tief in dem Nebel der Kindheit zurück eine schwarze Weste, die so wundersam war; ich höre noch heute die Leute staunen und rufen, wie nun gar kein so unverwüstlicher Levantin mehr gemacht werde, und wie man das Alte aufbewahren und achten soll — dann trieb sich unter unsern Spielsachen eine dunkle, verwitterte Hutfeder herum, deren Rückgrat geknickt war — aus den Spänen und Splittern der Holzlaube blickte einmal eine geschundene Deichsel hervor — im Garten wucherte noch unausrottbar die Angelikawurzel; daneben stand ein grauer Stamm, dessen zwei einzige grüne Aeste noch alljährlich schwarze Vogelkirschen trugen und im Herbste blutrothe Blätter fallen ließen; — dann waren zwei himmelblaue Wagenräder, die ich als Knabe einmal sauber abzuwaschen strebte, weil sie von darauf geworfenen Pflügen und Eggen voll Koth geworden waren; — dann bestand, weil man sagt, daß der Doctor ein vornehmes Fräulein soll geheirathet

haben, auf Diele und Scheune noch allerlei den jetzigen Bewohnern unbekannter Kram, der wohl nicht aller von ihm herrühren mochte; aber wenn unter die berechtigten Hausdinge etwas Wunderliches gerieth, das Niemand erklügeln konnte, sagte man immer: „Das ist vom Doctor;“ denn obwohl wir ihn als unsern reichsten Vorahn sehr ehrten, so hielten wir doch insgeheim sämmtlich dafür, daß er ein Narr gewesen sei.

Es mochte damals noch viel mehr Alterthümliches gegeben haben, wenn wir Kinder den Schauer vor so manchem unrichtigen Winkel hätten überwinden können, der noch bestand, und wohin sich seit Ewigkeit her der Schutt geflüchtet hatte. Da war zum Beispiele ein hölzerner, dunkler Gang zwischen Schüttboden und Dach, in dem eine Menge urältester Sachen lag; aber schon einige Schritte tief in ihm stand auf einem großen Untersatze eine goldglänzende heilige Margaretha, die allemal einen so drohenden Schein gab, so oft wir hineinsahen; — dann waren die unentdeckten allerhintersten Räume der Wagenlaube, wo sich verworrene Stangen sträubten, alternde Strohbünde bauschten, noch bekannte Federn längst getödteter Hühner staken, tellergroße schwarze Augen aus den Naben alter Räder glotzten, und daneben im Stroh manch tieferes Loch gohr, so schwarz, wie ein Doctorhut. Ja die Scheu steigerte sich, da einmal der Knecht gesagt hatte, daß man durch die Sachen hindurch in die Haberstelle der Scheune kriechen könne, was wohl bestaunt, aber nicht gewagt wurde.

In der Finsterniß der Truhe bewahrte auch lieb Mütterlein manche Kostbarkeiten auf, die keinen andern Zweck hatten, als daß sie immer liegen blieben, und die wir gelegentlich zu sehen bekamen, wenn sie einmal etwas Seltenes suchen ging, und wir die Köpfe mit in die Truhe steckten. Da war eine Schnur angefaßter rasselnder, silberner Gupf-

knöpfe, ein Bündel Schnallen, langstielige Löffel, eine große silberne Schale, von der sie sagten, daß der Doctor das Blut der vornehmen Leute in dieselbe gelassen habe, — dann waren zwei hornerne Adlerschnäbel, einige Bündel von Goldborden und Anderes, was in der Dunkelheit so geheimnißvoll leuchtete, und worin wir nie kramen durften, weil die Mutter bei solchen Gelegenheiten stets nicht Zeit hatte, sondern zusperren und fortgehen mußte. Zuweilen aber, wenn die obere Stube, wo die Gastbetten standen, und die Festkleider hingen, einmal gelüftet und abgestäubt wurde, und die Mutter eben bei Laune war, zeigte sie wohl gerne etwa einer Nachbarin und auch uns Kindern, die immer dabei standen, Manches von der Ahnentafel bürgerlicher Häuser, die ich so liebe, der Truhe der Brautkleider. Wie Reliquien, pflegte man sonst derlei Kleider aufzubewahren und bei Gelegenheiten vorzuzeigen; aber diese Ehrfurcht nahm in den Zeiten ab, und endlich kam der schwarze Frack, in dem wir zur Trauung, zum Besuche, zum Spaziergange gehen — was soll daher an ihm sein, das der Aufbewahrung würdig wäre? Wenn Mütterlein nun die steifen, eckigen Dinge herauszog und in der Sonne spielen ließ, da standen wir dabei und staunten die verschossene Pracht an. Da kamen sammetne, seidene, goldstarrende Dinge zum Vorschein, die da rauschten und knisterten und unbekannt waren. Vom Doctor ist noch der ganze veilchenblaue Sammetanzug übrig, mit den vielen Schleifen und unten Goldblümchen, dann mit den Bandschuhen und schwarzem Barett. Das aschgraue Seidengewand seiner Braut hatte hinten einen Zipfel als Schleppe hinaus, es war ein göldener Saum da, und aus dem Innern lauschte das schwefelgelbe seidene Unterfutter. Insonderheit war auch der Rock der Großmutter, der meßgewandstoffig und unbiegsam war, mit den vielen Falten und großen Seidenblumen. Des Vaters langer röthlicher Braut-

rock, in dem ich ihn oft an Oster- und Pfingsttagen zur Kirche gehen sah, hatte schon das Schicksal, daß er zerschnitten wurde; denn als der Vater todt war, und ich in die Abtei studieren ging, da wurde für mich ein neues Röcklein daraus gefertigt, in welcher Gestalt er aber von meinen Mitschülern stets nur Hohn und Spott erntete, obgleich mir mein kleines Herz jedesmal um den verstorbenen Vater sehr weh that, wenn ich an Sonntagen das so oft verehrte Tuch auf meinen Armen sah.

Früher mochten noch mehrere Gedenksachen allgemach den Weg der Zerstörung und Vergessenheit gegangen sein. Ich denke noch klar eines Wintermorgens, an dem man daran ging, das Ungeheuer eines weichen Schreines mit Aexten zu zerschlagen, das seit Kindesdenken prangend mit dem eingelegten Worte „Zehrgaden", wie ein Schloß, neben der Küche gestanden war, und ich weiß noch heute recht gut, wie ich damals als winziges Kind einen beinahe bitteren Schmerz empfand, als der wunderbare kaffeebraune Berg vor mir in lauter schnöde Späne zerfiel, im Innern zu höchster Ueberraschung so gewöhnlich weiß, wie die Tannenscheite im Hofe. Lange nachher hatte ich immer ein Gefühl verletzter Ehrfurcht, so oft ich die große lichte Stelle an der Mauer sah, wo er gestanden war.

Und wie Vieles mochte in der vordenklichen Zeit verloren sein. Wie oft, wenn wir Wallfahrer spielten und ein Fähnlein auf einem langen Stabe trugen, dazu wir einen Lappen aus dem Kehrichte gezogen hatten, mochte der Lappen aus einem schmeichelnden Kleide gewesen sein, das einst die Glieder eines lieben Weibes bedeckt hat. Oder wir saßen im Grase, streichelten mit den Fingern an den schillernden Fäden des hingesunkenen Fähnleins und sangen: „Margaretha, Margaretha;" denn die Mutter hatte uns oft von einer Margaretha erzählt, die eine schöne, weiche Frau unserer

Vorfahren gewesen sein soll. — Wir sangen: „Margaretha, Margaretha," bis wir selber eine Art Furcht vor dem Lappen hatten.

Wie der Mensch doch selber arbeitet, daß das vor ihm Gewesene versinke, und wie er wieder mit seltsamer Liebe am Versinkenden hängt, das nichts Anderes ist, als der Wegwurf vergangener Jahre. Es ist Dieß die Dichtung des Plunders, jene traurig sanfte Dichtung, welche bloß die Spuren der Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit prägt, aber in diesen Spuren unser Herz oft mehr erschüttert, als in anderen, weil wir auf ihnen am deutlichsten den Schatten der Verblichenen fortgehen sehen, und unsern eignen mit, der jenem folgt. Darum hat der Großstädter, der stets erneuert, keine Heimath, und der Bauerssohn, selbst wenn er Großstädter geworden ist, hegt die heimliche, sanft schmerzende Rückliebe an ein altes, schlechtes Haus, wo die Bretter, Pfähle und Truhen seiner Voreltern standen und stehen. Wenn die Gebeine eines Gewesenen schon verkommen sind, oder zerstreut in einem Winkel und im Grase des Kirchhofes liegen, stehen noch seine bleichenden Schreine in der alten Wohnung, sind zuletzt die beiseite gesetzten ältesten Dinge und werden so wieder die Gespielen der jüngsten, der Kinder.

Es ist etwas Rührendes in diesen stummen, unklaren Erzählern der unbekannten Geschichte eines solchen Hauses. Welches Wehe und welche Freude liegt doch in dieser ungelesenen Geschichte begraben und bleibt begraben. Das blondgelockte Kind und die neugeborne Fliege, die daneben im Sonnengolde spielt, sind die letzten Glieder einer langen unbekannten Kette, aber auch die ersten einer vielleicht noch längern, noch unbekannteren; und doch ist diese Reihe eine der Verwandtschaft und Liebe, und wie einsam steht der Einzelne mitten in dieser Reihe! Wenn ihm also ein blassend Bild, eine Trümmer, ein Stäubchen von Denen erzählt, die

vor ihm gewesen, dann ist er um viel weniger einsam. Und wie bedeutungslos ist diese Geschichte; sie geht nur zum Großvater oder Urgroßvater zurück und erzählt oft nichts als Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbnisse, Versorgung der Nachkommen — aber welch ein unfaßbares Maß von Liebe und Schmerz liegt in dieser Bedeutungslosigkeit! In der andern, großen Geschichte vermag auch nicht mehr zu liegen, ja sie ist sogar nur das entfärbte Gesammtbild dieser kleinen, in welchem man die Liebe ausgelassen und das Blutvergießen aufgezeichnet hat. Allein der große, goldene Strom der Liebe, der in den Jahrtausenden bis zu uns herabgeronnen, durch die unzählbaren Mutterherzen, durch Bräute, Väter, Geschwister, Freunde, ist die Regel, und seine Aufmerkung ward vergessen; das Andere, der Haß, ist die Ausnahme und ist in tausend Büchern aufgeschrieben worden.

Da der Vater noch lebte, durfte von des Doctors Habschaften nichts verrückt werden, da er ihn hoch verehrte und fast ausschließlich immer in einem ledernen Handschriftenbuche desselben las, welches Buch aber später ganz abhanden gekommen war. In jener Zeit stand der alte Hausrath noch, wie eine eherne Chronik, umher; wir Kinder lebten uns hinein, wie in ein verjährtes Bilderbuch, dazu der Großvater die Auslegung wußte und erzählte, er, der der eigentlichste, lebendigste Lebensbeschreiber seines Vaters, des Doctors, war.

Wenn er manchen Abend zwischen diesen Denkmalen niedersaß und in dem Buche seiner Jugend nachsann, dessen Zeichen bloß tiefe Stirnrunzeln und weiße Haupthaare waren, und von den Thaten und Abenteuern des Doctors erzählte, von seiner Furchtlosigkeit bei Tag und Nacht, in Wald und auf Haiden, wenn er so zu seinen Kranken fuhr — wie er Scherze und Schnurren trieb — wie er Arzneigläser hatte, die roth und blau glänzten, wie Karfunkel und Edelstein — wie er Macht hatte über die Dinge auf der Erde und in der

Luft — — und wenn nun das eine und andere Geräthstück, wie es ja noch leibhaftig vor uns stand, anfing, in der Geschichte mitzuspielen, bald, weil es in einem bedeutungsvollen Augenblicke in ihm krachte, oder plötzlich ein Glas den Platz wechselte — bald, weil ein Schwerverwundeter darauf ächzte, wie ihm der Doctor den Körper wieder fügte, den ein Waldbaum gänzlich auseinandergeschlagen hatte — bald, weil ein unergründlich Geheimniß der Heilkunde darinnen verschlossen gewesen; so ergoß sich eine unsägliche Bedeutung und Zauberei um die veralteten Gestalten; wir getrauten uns kaum hinzusehen, wie Alles in hellem Kerzenlichte umherstand und entschiedene Schatten warf; tief hinten ein Schrank, hoch und dünn, wie Ritterfräulein, die in ein Leibchen gepreßt sind; es war, als stünden Dinge auf ihm, die am Tage gar nicht dort stehen — dann der Arzneischragen, der gleichsam heimlich immer glänzender wurde — der Ahorntisch mit dem eingelegten perlenmutternen Osterlamme — die Uhr mit der Spitzhaube — der lange Lederpolster auf der Bank mit Bärentatzen, die, wie lebendige, griffen — endlich am Fenster, mit bleichen Tropfen des hereinscheinenden Mondes betupft, das Schreibgerüste, vielfächrig, gothisch, mit einem kostbaren Geländer, auf dem braune Frösche paßten und gleißten, die Schreibplatte überwölbt mit einem hölzernen Baldachine, wie mit einem Herdmantel, darauf oben ein ausgestopfter Balg saß, den man nicht mehr kannte, und den wir jedes Abends fürchteten — und wenn der einzige Hort, der Vater, der auf diese Erzählungen nichts hielt, in der Ofenecke eingeschlummert war, und der Mondenglanz der scharfen, taghellen Winternacht in den Ecken der gefrierenden Fensterscheiben starrte, so wehte ein solches Geisterfieber in der Stube, es hatte selbst die Mutter so ergriffen, und war über die Mägde hinaus gekommen, die gerne in der Küchenstube daneben saßen und spannen, daß, wenn jetzt Jemand am äußeren Thore geklopft

hätte, es unmöglich gewesen wäre, sich ein Königreich zu verdienen, bloß dadurch, daß Eines hinausgehe und schaue, wer es sei.

Ich dachte mir damals oft, wie denn ein so unsägliches Gewimmel von überirdischen Dingen und ganz unerhörten Ereignissen in dem Leben eines einzigen Menschen, dieses meines Urgroßvaters, gewesen sein könne, und wie jetzt Alles so gewöhnlich und entblößt ist — kein Geist läßt sich mehr sehen oder hören, und wenn der Vater in der Nacht von etwas aufgehalten wird, so sind es schlechte Waldwege gewesen, oder es ist ein Regen eingefallen.

„Ja wohl," pflegte die Großmutter zu sagen, wenn auf diese Dinge die Rede kam, „Alles nimmt ab, der Vogel in der Luft und der Fisch im Wasser. Wenn sonst in den Losnächten oder Samstag Abends aus den Pfingstgräben oder der Hammerau deutlich ein Weinen oder Rufen gehört wurde, so ist heute in den Gegenden Alles stille und ausgestorben, selten, daß Einem noch ein Irrlicht begegnet, oder der Wassermann am Ufer sitzt. Die Leute glauben auch heutzutage nicht mehr so fest, wie sonst, obwohl die Alten, die Dieß erzählten, ebenfalls keine Thoren waren, sondern furchtlose, aufgeklärte Männer. Wie gerne will die Jugend Alles besser wissen und kömmt doch mit den Jahren immer wieder auf die Reden der Alten und gesteht es ein, daß sie darauf kömmt."

So pflegte meine Großmutter zu sagen, ich aber hörte ihr mit begierig hingerichteten Augen zu und brauchte gar nicht auf ihre Worte zu kommen; denn ich glaubte ohnehin Alles gerne und fest.

So war es in meiner Kindheit, und so flossen die Jahre dahin.

Die Jahre waren damals sehr, sehr lange, und es verging ungemein viele Zeit, ehe wir ein wenig größer geworden waren.

Da endlich ich, als der Aelteste, ziemlich herangewachsen war, starb der Vater, und ich mußte bald darauf in die Abtei in die Studien. Später kam ein Stiefvater und eine neue Regierung in das Haus. Es wurden neue, schöne Geräthe gemacht, und alle die alten Dinge, die früher da gewesen waren, mußten in die braungebeizte Hinterstube zurück, die gegen den Garten lag und unbewohnt war. Dort blieben sie in Raschheit hingestellt und in Verworrenheit stehen. Auch in mein Haupt waren nach und nach andere Gedanken und andere Bestrebungen gekommen. Aber einmal in den großen Herbstferien besuchte ich die alten Sachen wieder. Mir kam bei, daß ich sie ordnen könnte. Ich that es, richtete die braune Stube mit ihnen ein und stand dabei, wie der sanfte, schwermüthige Herbstglanz der Sonne so an ihnen hinstreichelte und sie beleuchtete. Allein ich mußte wieder in die Abtei, und wie die Zeit der dort festgesetzten Studien vergangen war, kam ich gar in die große, ferne Stadt.

Nun erschienen harte Jahre, die Bestrebungen des Mannes kamen, und verdeckten, wie mit Nebel, das fernabliegende Land der Kindheit. Viele Dinge wurden erstrebt und gelitten, und da endlich die Zeit eingetreten war, in der der Mensch die Sehnsucht hat, den sachte vergehenden Lebensstrom in holden Kindern wieder aufquellen zu sehen, mochte es ein liebes Weib mit meinem Herzen wagen, und wir traten vor den Altar der Ehe. Dieses Ereigniß führte mich wieder in mein Kindheitsland zurück. Da nämlich Mütterlein zu Hause sehr betrübt war, daß sie wegen Kränklichkeit nicht kommen konnte, die Brautkrone flechten zu helfen und den heiligen Kirchengang zu sehen, beschlossen wir, um ihr Ersatz zu geben, die ersten Tage unseres neuen Standes in der Heimath zuzubringen. Wir packten auf, Wälder, Berge gingen an uns vorüber, und eines schönen Sommertages kamen wir in dem längst verlassenen Hause an.

Mütterlein war ein altes Weib geworden, die neuen, schönen Geräthe, die zu meiner Studienzeit gekommen waren, waren jetzt auch alt und verschossen; keine Großeltern gingen mehr im Hause herum, aber dafür spielten die kleinen Kinder der Schwester, die selbst ein Kind gewesen, da ich fortging, an der Stelle, wo wir einst gespielt hatten — nur die Liebe und Güte ist jung geblieben. Mit dem gewohnten Sonnenscheine der Freundlichkeit in den verfallenen Zügen, mit den gewohnten guten Augen nahm die Mutter jetzt die junge, blühende Tochter an, verehrte sie und that ihr Gutes. Es kamen Tage, die einzig unvergeßlich sind, Tage unter Menschen desselben Herzens und derselben unverfälschten Liebe. Ich führte meine Gattin durch alle Wälder meiner Kindheit, ich führte sie an rauschende Bäche und an ragende Klippen, aber ich führte sie auch durch die schönen Wiesen und durch die wogenden Felder. Hier ging Mütterlein mit und zeigte der fremden Tochter, was von all den Dingen unser sei, und was eben darauf wachse.

Alles war so herrlich und prangend, wie sonst, ja es war noch prachtvoller und ernster, als ich es einst begreifen konnte. Nur das Haus war kleiner geworden, die Fenster niedriger, und die Stuben gedrückt. Alles, was sonst unendlich war, die dunklen Gänge, die gähnenden Winkel, Das war nun klar, und was darinnen lag, war Wust. In der braunen Stube standen die alten Dinge in der Ordnung, wie ich sie einstens hingestellt hatte, oder eigentlich, sie hingen kaum mehr an den Wänden herum. Das einzige Schreibgerüste stand noch dicht und fest mit allen seinen Zierrathengeländern und Fröschen da, ein wahres Kunstwerk in uralter Eichenschnitzerei. Die Mutter gab es mir auf meine Bitte gerne zum Hochzeitsgeschenke. All das Andere aber waren gewöhnliche Trümmer und Reste; die Fugen klafften, das Licht schien durch sie, der Holzwurm hatte die Balken ange-

bohrt, und der Staub rieselte heimlich in seine Gänge. Als ich weiter durch das Haus wandelte, war hier eine Holztreppe weggenommen, dort eine andere aufgestellt — ein Geländer war hier herabgebrochen, dort eines befestiget worden — das Brunnenwasser rann in eine neue Kufe, die Gartenbeete waren in einer anderen Richtung, verschiedene Dinge standen darauf, und der graue Baum war gar nicht mehr da — in der Holzlaube war Manches anders, aber hinten standen genau noch die alten Stangen, und staken die alten Strohbünde: aber ein schwermüthig klares Licht der Gegenwart lag auf allen Dingen, und sie blickten mich an, als hätten sie die Jahre meiner Kindheit vergessen. — So verging Woche um Woche in den neuen, erst wieder bekannt werdenden Räumen. Aber eines Tages, da eben ein grauer, sanfter Landregen die Berge und Wälder verhing, verschaffte mir das Haus etwas, das ich nicht suchte, und das mich sehr freute, weil es mir gleichsam das ganze versunkene, aufgehobene Märchen darin gab.

Mütterlein, Gattin und Schwester saßen im Hofstübchen und verplauderten die Zeit, weil draußen Straße und Garten in Wasser schwammen; ich, gleichsam aus einem alten Zuge der Kindheit, der gerne das sanfte Pochen des Regens auf Schindeldächern hörte, war fast bis auf den äußersten Boden emporgestiegen und gerieth auch in den Gang zwischen Schüttboden und Dach. Da stand noch die goldglänzende heilige Margaretha auf demselben Platze, auf dem sie vor so vielen Jahren gestanden war. Eine Menge weggeworfener Sachen lag, wie einst, um sie herum. Jetzt fürchtete ich den düsteren Goldschein nicht mehr, sondern ich holte die Gestalt hervor, um sie zu betrachten. Es war ein sehr altes, gut vergoldetes, hölzernes Standbild, halb lebensgroß, aber in dem Laufe der Zeiten war es bereits vielfach abgerieben und zerschleift worden. Ich dachte

mir, daß es etwa von einer eingegangenen Feldkapelle unserer Besitzungen herrühre, aus Zufall in den Gang gekommen und hier vergessen worden sei. Aber fast sollte man glauben, daß es keinen Zufall gäbe. — Daß das Bildniß hier stand, daß es heute regnete, daß ich heraufstieg und es wegnahm — das sind lauter Glieder derselben Kette, damit Das werde, was da ward. Als ich nämlich die Bildsäule wieder auf ihr Untergestelle setzen wollte, hörte ich, daß dieses keinen Ton gab, wie ein Block, sondern wie ein hohler Raum; ich untersuchte es näher und fand in der That, daß es eine sehr alte, verschlossene Truhe sei. Ich war neugierig, holte mir in der Wohnung unten Brechwerkzeuge, stieg wieder in den Gang hinauf, befreite zuerst den Deckel von dem zollhohen Staube, der darauf lag, sprengte mit dem Eisen seine Bande und öffnete ihn. Was sich mir nun zeigte, war ein Knäuel von Papieren, Schriften, Päckchen, Rollen, unterschiedlichen Handgeräthen, Bindzeugen und anderem Gewirr — aber weit hinaus herrschten die Papiere vor. Es gibt in jedem Hause Dinge, die man nicht wegwirft, weil doch ein Theil unseres Herzens daran hängt, die man aber gewöhnlich in Fächer legt, auf welche dann nie mehr ein Auge fällt. Daß es hier so sei, begriff ich augenblicklich, und sogleich im Gange sitzen bleibend, neben mir den schwachen Goldschimmer der Bildsäule, ober mir das leichte Trippeln des Regens, fing ich die Untersuchung an, und nach einer Stunde saß ich schon bis auf die Knie in Papieren.

Welch seltsame, sonderbare Dinge! Da waren ganz unnütze Blätter, dann andere, auf denen nur ein paar Worte standen, oder ein Spruch — andere mit ausgestochenen Herzen und gemalten Flammen — meine eigenen Schönschreibbücher, ein papierner Handspiegel, von dem aber gerade das Spiegelglas herausgebrochen war — Rechnungen, Recepte, ein vergelbter Prozeß über eine Hutweide — dann un-

zählige Blätter mit längst verklungenen Liedern, Briefe mit längst ausgebrannter Liebe, nur die schön gemalten Schäfer standen noch am Rande und stellten sich dar — dann waren Schnitte für Kleider, die jetzt Niemand mehr trägt, Rollen Packpapiers, in das nichts mehr gewickelt wird — auch unsere Kinderschulbücher waren da aufbewahrt, und das Innere der Deckel trug noch die Namen von uns allen Geschwistern; denn eines hatte sie von dem andern geerbt, und gleichsam als sei es das letzte und ewige, hatte es den Namen des Vorgängers mit fester Linie ausgestrichen und den seinigen mit der großen Kinderschrift darunter gesetzt. Daneben standen die Jahreszahlen mit gelber, schwarzer und wieder gelber Tinte.

Als ich so diese Bücher herauslegte und der Blätter, auf denen viel hundertmal die Kinderhände geruht haben mochten, sorgsam schonte, daß sie mir nicht auseinander fielen, kam ich auch auf ein anderes Buch, das diesen gar nicht glich und von Jemanden ganz andern herrühren mußte, als von einem Kinde. Durch Zufall lag es hier unter den Büchern der Kinder, aber es war von einem Greise, der längstens gelebt hatte, und der längstens schon in die Ewigkeit gegangen war. Das Buch bestand aus Pergament, hatte die Höhe von vier an einander gelegten Schulbüchern und war eigentlich aus lauter ungebundenen Heften zusammengelegt. Ich schlug sie auf, aber nichts war da, als die Seitenzahlen, mit starken Ziffern und rother Tinte hingemerkt, das Uebrige war weißes Pergament, nur von Außen mit dem gelben Rande des Alters umflossen. Im einzigen ersten Hefte war ungefähr die Dicke eines Daumens mit alter, breiter, verworrener Schrift besetzt, aber auch die Lesung dieser Worte war gleichsam verwehrt; denn immer je mehrere der so beschriebenen Blätter waren an den Gegenrändern mit einem Messer durchstochen, durch den Schnitt war ein Seidenband gezogen und dann zusammengesiegelt. Wohl fünfzehn solcher Einsieglungen zeigte der An-

fang des Buches. Die letzte leere Seite trug die Zahl achthundert fünfzig, und auf der ersten stand der Titel: „Calcaria Doctoris Augustini tom. II.“

Mir war das Ding sehr seltsam und räthselhaft, ich nahm mir vor, nicht nur das Buch in die Wohnung hinabzutragen und bei Gelegenheit die Blätter aufzuschneiden und zu lesen, sondern auch von den anderen Sachen Dasjenige, was mir gefiele, zu nehmen und zu behalten; aber ehe ich Dieses thäte, mußte noch etwas Anderes ausgeführt werden; denn bei Herausholung dieser Pergamente war mir augenblicklich das alte Lederbuch eingefallen, in dem der Vater vor mehr als fünf und zwanzig Jahren immer gelesen hatte; ich dachte, daß dieses offenbar der erste Theil der Calcaria sein müßte, und wollte sehen, ob ich es nicht auch in diesen Dingen finden könnte. Das andere war aber nicht lose, sondern in dunkelrothem Leder gebunden und mit messingenen Spangen versehen gewesen, was uns Kindern immer so sehr gefallen hatte. Ich nahm nun Blatt für Blatt, Bündel für Bündel heraus, lös'te Alles auf und durchforschte es; allein ich gelangte endlich auf den Boden der Truhe, ohne das Gesuchte zu finden. Aber als ich Alles wieder hineingelegt hatte, als ich den Knecht rufen wollte, daß er mir die Truhe sammt den Papieren in mein Zimmer hinabtragen helfe, und als ich sie zu diesem Zwecke ein wenig näher an das Licht rückte, hörte ich etwas fallen — und siehe, es war das gesuchte Buch, das an der hintern Wand der Truhe gelehnt hatte und von mir nicht bemerkt worden war. Tiefer Staub und Spinnenweben umhüllten es — der Vater, den ich noch so deutlich vor mir sitzen sehe, als wäre es gestern gewesen, modert nun schon ein Vierteljahrhundert in der Erde — tausendmal hatte ich die Mutter um das Lederbuch gefragt, sie wußte es nicht, und sie hatte vergebens oft das ganze Haus darnach durchforscht. Wer mag es hieher gelehnt und auf ewig vergessen haben?

Ohne nun die Einsamkeit des Bodens zu verlassen, da mich unten Niemand vermißte, und gewiß Alle in ihre Gespräche vertieft sein mochten, nahm ich das Buch vor, ich reinigte es zuerst ein wenig von dem schändenden Staube, der wohlbekannte rothe Deckel kam zum Vorscheine, ich drückte an die Federn, mit veraltetem Krachen sprangen die Spangen, die Deckel legten sich um, und ich sah hinein. Das ganze Pergament war beschrieben, die rothen Seitenzahlen liefen durch das Buch, aber hier nur bis auf fünfhundert und zwanzig, es war dieselbe alte, breite, verworrene Schrift, schlecht aus lateinischen und deutschen Buchstaben gemischt, dieselbe seltsame Feßlung der Blätter mußte auch hier statt gehabt haben, aber gelöf't worden sein; denn an allen Rändern war deutlich der gewesene Messerschnitt sichtbar, und als ich das erste Blatt umschlug, stand der Titel: „Calcaria Doctoris Augustini tom. I.“ — Ich blätterte vorne, ich blätterte hinten, ich schlug hier auf und dort auf, überall dieselbe Schrift mit den starken Schattenstrichen und den in einander fließenden Buchstaben, und die ganzen großen Pergamentblätter waren von oben bis unten voll geschrieben. Aber auch etwas Anderes kam zum Vorscheine: ich fand nämlich viele zerstreute Blätter und Hefte in dem Buche liegen, die sämmtlich die Handschrift meines verstorbenen Vaters trugen. Ich sah sie näher an und dachte mir: also darum war nichts von ihm in der Truhe zu finden gewesen, weil er Alles hieher gelegt hatte, und weil Alles vergessen worden war.

Bevor ich in dem Buche las, wollte ich eher diese Dinge des Vaters anschauen, Blatt nach Blatt ging durch meine Hände, da waren Lieder, ferner Bemerkungen und Abhandlungen — auch ein Märchen war da — Erzählungen aus seinem Leben — Worte an uns Kinder — ferner ein morsches, zerfallendes Kalenderblatt, darauf mit zerflossener, entfärbter Tinte geschrieben stand: „Heute mit Gottes Segen mein ge-

liebter erster Sohn geboren." — — Ich las in Vielem und es däuchte mir, das Herz, dem ich zwanzig Jahre nachgejagt hatte, sei gefunden: es ist das meines Vaters, der vor Langem gestorben war. Ich nahm mir vor, von diesen Schriften der Mutter nichts zu sagen, sondern sie in mein Denkbuch zu legen und sie mir da auf ewig aufzubewahren.

Ich konnte nun in dem Lederbuche nichts lesen — es klangen mir längst vergessene Worte in den Ohren, von denen mir die Mutter erzählt hat, daß er sie einstens gesagt: „ich darf es dem Knaben nicht zeigen, wie sehr ich ihn liebe." Ich ging in den Hof hinab und sah trotz des Regens, der niederströmte, auf jedes Brett, das er einst befestigt, auf jeden Pflock, den er einst eingeschlagen, und im Garten auf jedes Bäumchen, das er gesetzt, oder sonst mit Vorliebe gehegt hatte. Die Kiste mit den Büchern des Doctors und mit den anderen Dingen hatte ich in mein Zimmer hinabbringen lassen.

Als ich wieder in die Wohnung zurückkam, saßen die Mutter und die Gattin noch immer in dem Hofstübchen beisammen und redeten. Die Mutter erzählte mir, wie so gut meine Gattin sei, daß sie nun schon so lange hier sitzen und von allem Erdenklichen geplaudert haben, und daß sie gar nicht geglaubt hätte, wie eine Stadtfrau gar so gut, lieb und einfach reden könne, als sei sie hier geboren und erzogen worden.

Spät am Abende, da sich die Wolken zerrissen hatten, und, wie es gewöhnlich in unserer Heimath ist, in dichten, weißen Ballen über den Wald hinauszogen, als schon im Westen hie und da die blassen, goldenen Inseln des heitern Himmels sichtbar wurden, und manche mit einem Sternchen besetzt waren, saßen wir wieder Alle, auch der Stiefvater und der Schwager, die am Morgen weggefahren und nun wiedergekommen waren, in der Wohnstube an dem großen Tische beisammen, man zündete nach und nach die Lichter an, und

ich erzählte ihnen von meinem Funde. Kein Mensch in unserem Hause hatte von der Truhe gewußt. Die Mutter entsann sich wohl, daß ein solches Ding, da wir noch kaum geboren waren, immer auf der Diele gestanden, und daß alter Kram darin gewesen sei; aber wie es fortgekommen, und was damit geschehen sei, könne sie sich nicht erinnern, habe auch in ihrem ganzen Leben nicht mehr an die Truhe gedacht. Wer das Lederbuch hinzu gelehnt, sei ganz unbegreiflich, wenn es nicht etwa der Großvater gewesen, der es in der ersten Verwirrung bei des Vaters Tode, um es den Augen der Mutter zu entziehen, an die Truhe legte und dort vergaß. Auch auf die Bildsäule kam die Rede, und als ich um ihren Ursprung fragte, wußte ihn Niemand, sie sei eben immer in dem Gange gestanden, und Keiner habe darauf gedacht, warum sie da stehe, und auf welchem Untersatze sie stehe. Nur könne sie aus keiner unsrigen Feldkapelle herrühren, weil unsere Felder nie eine Kapelle gehabt hätten.

Während wir so sprachen, standen die winzig kleinen Kinder der Schwester herum, horchten zu, hielten die trotzigen Engelsköpfchen ganz stille, und manches von ihnen hatte ein altes Blatt aus der Truhe in der Hand, auf dem Blumen oder Altäre abgebildet waren, die einst ihre Ur-Ur-Großmutter in geheimer Wonne an das Herz gedrückt hatte, oder auf dem Verse standen, die von Schmerzen und Unthaten sangen, über die hundert Jahre gegangen waren.

Das Lederbuch lag aufgeschlagen auf dem Tische, und bald das Eine, bald das Andere von uns blätterte darinnen und sah neugierig nach. Aber Keinem war es für den Augenblick möglich, die Schrift zu entziffern, oder die Gedanken zu reimen, die einzeln herausfielen. Es müsse des Doctors Leben darin sein, sagte die Mutter, denn in manchen Abenden, wo der Vater darinnen gelesen, indeß sie mit den Kindern und der Hauswirthschaft zu thun gehabt, habe er ausgerufen:

„Welch ein Mann!" Sie selber habe das Buch nie zur Hand genommen, weil sie doch zum Lesen nie Zeit gehabt, und ihr die Kinder mehr Arbeit gegeben haben, als sie kaum zu verrichten im Stande gewesen sei. Ich aber dachte mir: wenn nun das Leben des Doctors darinnen ist, so muß sich ja zeigen, ob es von jenen Geistern und überirdischen Gewalten beherrscht war, wie die Sage geht, oder ob es der gewöhnliche Kranz aus Blumen und Dornen war, die wir Freuden und Leiden nennen. Meine Gattin bewunderte die schönen mit der Kunst des Pinsels gemalten Anfangsbuchstaben und die brennend rothen Titel, hinter denen aber allemal die abscheulichste Schrift kam. Man wollte, ich solle ein wenig vorlesen, allein ich konnte es eben so wenig, als die Andern; weil mir aber die Mutter erlaubt hatte, daß ich die Doctorbücher behalte, so versprach ich, daß ich jeden Tag darin studiren und dann des Abends davon erzählen werde, so lange ich noch zu Hause sei. Man war damit zufrieden, und einmal durch alte Sachen angeregt, redete man noch Vieles in längst vergangenen Geschichten, und der Mutter kamen alle Erinnerungen bei, was wir in unserer ersten Kindheit und Jugend gethan und gesagt, und was sich Merkwürdiges zugetragen hatte, als sie mit dem Einen oder dem Andern gesegnet gegangen war.

Sehr spät gingen wir in jener Nacht schlafen, Jedes seine Kammer suchend, und ich die schweren Pergamentbücher des Doctors im Arme tragend.

Des andern und die folgenden Morgen saß ich nun manche Stunde in der braunen Stube und las und grübelte in dem alten Buche, wie einst der Vater. Was ich da gelesen hatte und zusammenstellen konnte, erzählte ich gerne Abends im Kreise unserer Angehörigen, und sie wunderten sich, daß bisher Alles so gewöhnlich sei, wie in dem andern Leben der Menschen. Wir dachten uns hinein, so daß wir schon immer

auf den nächsten Abend neugierig waren, was da wieder geschehen sein werde.

Aber wie Alles im menschlichen Dasein vergeht, und dieses selber dahinflieht, ohne daß wir es ahnen, so vergingen auch allmälig die Tage, die uns in meiner Heimath gegönnt gewesen waren, und wie nach und nach der letzte heranrückte, wurden wir allgemach Alle stiller und trauriger. Schon mehrere Tage vorher war das Schreibgerüste verpackt und fortgesendet worden; es waren Kisten und Kasten unsers Weges vorausgegangen, weil uns die Mutter Geschenke und Aussteuer gegeben hatte, die sorgfältig verwahrt werden mußten — und endlich schlug auch die Stunde des Abschiedes: es war das erste Morgengrauen, weil wir einen weiten Weg bis zum ersten Nachtlager zu machen hatten; ich hob die schluchzende Gattin in den Wagen und stieg nach, mich äußerlich bezwingend, aber im Innern so bitterlich weinend, wie einst, da ich zuerst von der Mutter in die Fremde gemußt. Diese stand schmerzenvoll, wie dazumal, da, nur daß sie jetzt auch vom Alter eingebückt war — sie rang nach christlicher Fassung und zeichnete den Segen des heiligen Kreuzes auf uns hinein. Es war noch ein Augenblick — die Pferde zogen an, das durch so viele Wochen gesehene Antlitz schwand an dem Wagenfenster entlang, und wir sahen es nicht mehr — vor einer Secunde noch stand es da, und in der Ewigkeit wohl werden wir es erst wiedersehen.

Wir saßen stumm in dem Wagen, und Zoll um Zoll drehten sich die Räder in dem morgenfeuchten Staube der Straße. Berge und Hügel legten sich nach und nach hinter uns, und wenn wir umblickten, sahen wir nichts mehr, als den immer blauern, dämmernderen zurückschreitenden Wald, der so viele Tage mit seiner lieblichen Färbung auf unsere Fenster und auf uns selber niedergeblickt hatte.

Die Gattin redete nichts, ich aber dachte im Herzen: jetzt wird Jeder, der da kömmt, an dem Hause ändern und bauen, und wenn ich einmal in meinem Alter wiederkomme, wird vielleicht ein neues, prunkendes Ding da sein; ich werde als zitternder Greis davor stehen und die erblödenden Augen anstrengen, um Alles zu begreifen.

2.

Das Gelöbniß.

So stehe es auf dem ersten Blatte dieses Buches, wie ich es getreu erfüllen werde:

„Vor Gott und meiner Seele verspreche ich hier einsam und allein, daß ich nicht falsch sein will in diesen Schriften und Dinge machen, die nicht sind, sondern, daß ich es lauter schöpfe, wie es gewesen ist, oder wie es mir mein Sinn, wenn er irrig war, gezeigt hat. Wenn ein Hauptstück zusammengekommen, dann schneide ich mit einem feinen Messer einen Spalt in die Pergamentblätter, oben und unten, und ziehe ich ein blaues oder rothes Seidenbändlein durch, mit selbem die Schrift zu sperren, und siegle ich die Enden zusammen. Wenn aber von dem Tage an drei ganze Jahre vergangen sind, dann darf ich das Bändlein wieder abschneiden und die Worte, wie Sparpfennige, lesen. Verstanden, daß es nicht allezeit meine Schuldigkeit ist, etwas hineinzuschreiben, aber daß es allezeit meine Schuldigkeit ist, das Eingetragene drei Jahre aufzubewahren. So wird es sein bis zu meinem Ende, und gebe mir Gott einen reumüthigen Tod und eine gnädige Auferstehung."

Zum Bemerken. Es ist eine fast traurige und sündhafte Begebenheit, die mir das Gelöbniß und Pergamentbuch

eingegeben hat: aber die traurige Begebenheit wird in Heil ausgehen, wie schon das Pergamentbuch der Anfang des Heiles sein muß.

Man sagt, daß der Wagen der Welt auf goldenen Rädern einhergeht. Wenn dadurch Menschen zerdrückt werden, so sagen wir, Das sei ein Unglück; aber Gott schaut gelassen zu, er bleibt in seinen Mantel gehüllt und hebt Deinen Leib nicht weg, weil Du es zuletzt selbst bist, der ihn hingelegt hat; denn er zeigte Dir vom Anfange her die Räder, und Du achtetest sie nicht. Deßwegen zerlegt auch der Tod das Kunstwerk des Lebens, weil Alles nur Hauch ist, und ein Reichthum herrscht an solchen Dingen. — Und groß und schreckhaft herrlich muß das Ziel sein, weil Dein unaussprechbar Wehe, Dein unersättlich großer Schmerz nichts darinnen ist, gar nichts — oder ein winzig Schrittlein vorwärts in der Vollendung der Dinge. Das merke Dir, Augustinus, und denke an das Leben des Obrist.

Gedenke daran.

Noch trag' ich ein, was ich so bitter überlegt habe: Weil es von heute an gewiß ist, daß ich mir kein Weib antrauen werde und keine Kinder haben werde, so dachte ich, da sie mir das gebundene Buch brachten, wie ich es angeordnet, und da ich die vielen Seiten mit rother Tinte einnummerirt hatte, wer wird es denn nun finden, wenn ich gestorben bin? wie werden die irdischen Dinge gegangen sein, wenn Einer die Scheere nimmt, das Seidenbändlein abzuschneiden, das ich nicht mehr gekonnt, weil ich eher fortgemußt? es ist ein ungewisses Ding, ob damals viele Jahre vergangen sind, oder ob schon morgen Einer die Blätter auf dem Markte herumträgt, die ich heute so liebe und für so viele Zukunft heimlich in die Lade thue.

Wer weiß es, und wer kann es wissen — ich aber werde sie doch hineinthun.

Deine Vorsicht, Herr, erfülle sich, sie mag sein, wie sie will. Verzeihe nur die Sünde, die ich begehen gewollt, und gebe mir in Zukunft die Gnade, daß ich weiser und stärker bin, als ich vordem thöricht und schwach gewesen.

Eingeschrieben zu Thal ob Pirling am Medarditage, Das ist, am achten des Brachmonats Anno 1739.

Morgen der Obrist.

3.

Der sanftmüthige Obrist.

Ich saß nämlich vor drei Tagen bei einem Weibe, das noch jung und unvermählt ist, und redete viele Stunden zu ihrem Sinne, daß sie ihn ändere. Als ich sie nicht abzubringen vermochte, lief ich in den Wald, an welcher Stelle eine Birke steht, und wollte mich daran erhängen. Ich werde es später schreiben, wie ich so übermüthig mein Heil an das Weib gebunden habe, daß ich meinte, ohne ihr nicht sein zu können, aber sie sollte es nur sehen, daß ich Alles zerreiße, und daß ich sie strafe, das falsche, wankelmüthige Herz: — vorher aber muß ich nur Das von dem Obrist eintragen. Ich lief von ihr in mein Haus, riß ein buntes Tuch von dem Tische, lief durch den Garten, sprang über den Zaun und schnitt dann den Weg ab, indem ich über Allerbs Hofmark und durch die Wiesen der Beringer ging.. Dann traf ich auf den Fußsteig, der an den Mitterwegfeldern geht — dort eilte ich eine Weile fort. Ich hatte aus dem Tuche eine Schlinge gemacht und trug es in dem Busen versteckt. Dann beugte ich wieder links von dem Wege ab, strebte unter den dünnen Stämmen des ausgebrannten Waldes der Dürrschnäbel hinauf, drang durch den Saum des Kirmwaldes, streifte an dem Stangenholze, an den

Tannenbüschen, an den Felsblöcken vorbei und sprang auf den Platz hinaus, wo die vielen Birken stehen, und der grüne Rasen dahingeht. — — Als ich nun da war, harrte ich gleichwohl noch ein wenig, und alle Bäume sahen mich fragend an. Es war auch ein breiter, grauer Fels da, der nicht weit davon viele Klaftern hoch emporstand, und von dem die Sonnenstrahlen ohne Geräusch wegprallten, daß alle Steinchen funkelten und glänzten. Auch war eine wolkenleere, finsterblaue Luft bis in die Baumzweige herunter. — Ich schaute nicht um, gleichsam als stünde Einer hinter mir. — — Dann dachte ich: da hat vor wenig Augenblicken eine Feldgrille gezirpt, ich wolle noch so lange warten, bis ich sie wieder höre.

Aber ich hörte sie nicht.

Das Himmelblau rückte immer tiefer in die Wipfel. Von dem Baume ging der starke Ast seitwärts, auf den ich gedacht hatte, und ließ dann das Moos, wie einen grünen Bart, hängen, derlei diese Bäume gerne haben, und weiter draußen gingen die dünnen Zweige nieder, die mit den vielen kleinen Blättern besetzt waren.

Die Grille zirpte nicht.

Aber der Obrist war mir nachgelaufen, als er mich hatte in den Wald heraufgehen gesehen, und griff mir jetzt, den ich gar nicht herzutreten gehört hatte, ganz leise an die Schulter. Ich erschrak sehr, sprang um den Baum herum und schaute zurück. Da sah ich den alten Mann stehen, mit den weißen Haaren auf seinem Kinne und Scheitel.

Er redete zuerst und sagte: „Warum erschreckt Ihr denn so sehr?“

Ich aber antwortete: „Ich erschrecke nicht, und was wollt Ihr denn von mir, Obrist?“

Er wußte anfangs nicht, was er sagen sollte — aber dann fing er langsam an und erwiederte: „Nun — — ich habe Euch heraufgehen gesehen, und da meinte ich, daß ich

Euch auch nachgehen könnte, weil Ihr diese Stelle ganz besonders zu lieben scheint, — und daß wir da vielleicht mit einander redeten — — ich hätte Euch etwas zu sagen — — aber wenn Ihr wollt, so können wir es auf ein andermal lassen."

„Nein, nein, redet gleich," sagte ich, „redet so lange Ihr wollt, ich will Euch geduldig anhören und nicht zornig werden. Aber wenn Ihr geendet habt, dann müßt Ihr mich lassen, weil ich dahier noch ein Geschäft habe."

„O nein, Doctor," antwortete er, „ich will Euch nicht stören, wenn Ihr ein Geschäft habt — mein Ding kann warten -- — ich habe nur gemeint, wenn es sich so zufällig ergäbe — — ich lasse Euch schon. — Es thut nichts; weil ich einmal da bin, so kann ich gleich in den Reutbühl hinübergehen; der Knecht sagt ohnedem, daß sie mir Holz stehlen. Wenn Ihr mich ein andermal anhören wollt, so werde ich schon fragen lassen, wann Ihr zu Hause seid, — wollet Ihr aber gar freundlich sein, so besuchet lieber Ihr mich einmal, weil ich in meiner Stube leichter reden würde, als in einer fremden. Aber nicht, daß Ihr das für eine Unartigkeit aufnehmet, ich kann auch gerne zu Euch kommen, lasset es mir nur in diesen Tagen sagen, wie es Euch besser gefällt. Thut nun Euer Geschäft — thut es im Namen Gottes und denkt nur immer, daß ich Euer Freund gewesen bin, der Euch stets Gutes gewollt hat. — — Ich habe fast gemeint, daß Ihr hier oben an dieser Stelle wieder lesen werdet, wie Ihr sonst gerne thatet; aber ich sehe, daß es nicht so ist. — — Noch Eins muß ich sagen: habt Ihr denn nicht auch im Heraufgehen gesehen, Doctor, wie heuer das liebe Korn gar so schön stehet? es legt sich auf diese Jahreszeit schon so hoch und dunkel, daß es ein Wunder ist. Ich will von dem Reutbühl durch die Mitterwegfelder gehen und dort den Neubruch betrachten, wo heuer zum ersten Male Weizen steht. Dann gehe

ich wieder nach Hause. — Lebt jetzt wohl und besuchet mich bald."

Diese oder ähnliche Worte hat er gesagt; denn ich habe sie mir nicht genau merken können. — Dann zauderte er noch ein wenig — dann that er aber höflich sein Barett ab, wie er es gewohnt ist, und ging davon. Er scheint auf keine Antwort gewartet zu haben, und ich habe auch keine geben gewollt. Ich schaute ihm nach und sah, wie er immer weiter hinter die Baumstämme zurückkam, bis es wieder war, als wenn gar Niemand da gewesen wäre.

Ich wartete noch ein wenig, dann nahm ich das Tuch aus meinem Busen und warf es mit Ingrimm weit von mir weg in die Büsche. — —

Dann aber blieb ich noch auf der Stelle stehen und getraute mir nicht aus dem Walde zu gehen. Ich schaute die Dinge an und bemerkte, daß es schon unterdessen sehr Nachmittag geworden war. Die Baumblätter regten sich schwach, die weißen Birkenstämme standen einer hinter dem andern, und zwischen ihnen kam die tiefe Sonne herein und umzirkelte sie, daß sie vergleichbar waren dem matten Scheine silberner Gefäße.

Ich blieb noch recht lange in dem Walde.

Es war endlich die Zeit des Abendgebetes gekommen, und manche Tannenäste wurden roth. — Siehe, da klang auf einmal hell und klar, wie ein Glöcklein, die Stimme der Grille und klopfte mit einem silbernen Stäblein an mein Herz — gleichsam mit einem feinen, silbernen Stäblein klopfte das mißachtete Thier an mein Herz, als sagte es mir deutliche menschliche Worte. Beinahe hätte ich mich gefürchtet.

Und wie ich dann von der Stätte fortging, klang auch das Abendlied der Ammer, es klang so dünne und dicht neben mir, als flöge das Vöglein heimlich mit und zöge ein zitternd Goldfädlein von Zweig zu Zweig. — Und wie ich weiter gegen

die Felder hinauskam, lichtete und lohete der Wald immer mehr und mehr — die Augen des Himmels sahen herein, und die dünnen Stämme waren wie feurige Stäbe. Und wie ich nun gänzlich hinauskam, lag die ruhige Saat des Kornes da, welche der Obrist angeschaut hatte — weithin lag sie dunkelgrün und kühl da, nur die Spitzen waren ganz ein wenig roth gestreift von dem Wiederscheine des Himmels. Die Wiesen drüben waren schon dunkel und wie mit grauem Reife bedeckt, und hinter dem Walde draußen war die Sonne untergegangen.

Als ich zu Thal gekommen und an mein Haus getreten war, führte der Knecht meine zwei schwarzen Pferde aus der Schwemme heim und grüßte mich; ich aber ging in die Stube, wo die Bücher sind, und aß des Abends keinen Bissen mehr.

Des andern Tages war ein Sonntag, es war der vorgestrige Tag, und ich fuhr um fünf Uhr früh zu dem Erlebauer hinaus, weil es sich am Tage zuvor mit ihm so verschlimmert hatte; aber er war besser, und ich ließ ihm wieder von dem Tranke zurück. Die Inwohnerin des alten Klum war besser, ebenso die junge Mechthild mit dem Gallenfieber. Um neun Uhr war ich schon bei Allen gewesen und ging dann in die Kirche zu dem sonntäglichen Gottesdienste. Nachmittag weinte ich sehr.

Da sendete ich noch in der Nacht zu dem Obrist und ließ ihm melden, daß ich morgen kommen würde, wenn es ihm genehm wäre. Ich wolle zuerst die Kranken versorgen, und dann würde ich hinaufgehen, wenn er zu Hause sei, Das ist gegen zehn Uhr, oder um Weniges später. Er solle mir zurücksagen lassen, wenn er da nicht könne und es anders wolle. Aber der Obrist vermeldete mir durch meinen Knecht, daß er mit vieler Freude auf mich warten werde, und daß ich keinen Kranken übereilen solle. Er werde den ganzen Tag in seinem Hause oder in seinem Garten herum sein, daß ich ihn leicht finde.

Dann legte ich mich nieder und gab vorher dem Knechte noch, in Anbetracht, daß heute Sonntag war, und er den Gang gethan hatte, ein Glas Wein. — Ach Gott — der Keller war schon fertig, und ich wollte ein großes Haus darauf bauen — und ich weiß nun nicht, für wen ich es baue. Ein recht großes, schönes Haus wollte ich bauen, weil mich Gott so gesegnet hat, und weil mein Vater doch nur ein Kleinhäusler gewesen ist, mit einer Hütte und Steinen darauf, wie sie noch überall auf den Waldhöhen herum stehen. Nur der Obrist ist gekommen und hat ein Haus mit steinernen Mauern gebaut, das nun als Vorbild weit hin gegen die Fichten leuchtet. Dann las ich noch bis Mitternacht in Hochheimbs Buche.

Am andern Morgen, da ich schon lange nicht mehr schlafen konnte, stand ich sehr früh auf und fuhr, als noch der Thau lag, durch den Wald an dem Bache hinunter, daß ich meine Kranken besuche. Das Wasser rollte kühl über seine Steine und an den Gräsern dahin. Es ging bald die Sonne auf und brachte einen recht schönen, lieblichen Vormittag. Dieser trocknete die Nässe von den Nadeln und von allen den vielen Kräutern, die nichts Anderes zu thun hatten, als recht eilends in dieser Frühlingswärme zu wachsen. Als ich wieder nach Hause gekommen, und die Pferde in den Stall gebracht waren, legte ich einen besseren Rock an und begab mich auf den Weg zu dem Obrist. Da ich um die Ecke des Holzes bog und an den Gerstenfeldern des Maierbacher ging, die er heuer so schön hat, sah ich schon das Haus, wohin ich wollte, freundlich und weiß herabschimmern — es schimmerte so lange, als ich an dem Abhange dahinging, und wie ich den weichen Grashügel emporstieg, wo die vielen Eschen stehen, kamen die zwei Wolfshunde herabgelaufen, tanzten um mich und heulten freudig, weil sie mich schon so lange nicht gesehen hatten. Der Obrist selber war in dem Garten, und ich sah ihn durch die

Stäbe der Umzäunung. Er hatte den grünen, sammtenen Rock an, den er so liebt, und die goldene Kette um, von der glänzende Funken weggingen. Als wir die Barette abgethan hatten, ging er mir entgegen und verneigte sich. Ich verneigte mich auch. Dann geleitete er mich durch den Garten an den vielen grünen Büschen hin, die er zieht, und führte mich in das Haus hinein. Wir kamen im Gange an der Thür vorüber, die in Margarita's Zimmer führt. Die feine, gelbe Rohrmatte lag auf der Schwelle.

Als wir in seiner Stube angelangt waren, sah ich, daß er seine grünseidenen Vorhänge über die Fenster herabgelassen hatte, wodurch eine unliebe Todtendämmerung um alle Dinge floß. Er schritt gegen die Fenster, zog die Vorhänge empor, ließ sie dann wieder nieder und zog sie doch endlich empor. Sodann nahm er mir die Handschuhe und das Barett, legte Beides auf sein Bette und stand dann da und hatte die weißen Haare so genau und reinlich zurückgekämmt, wie immer. Er hatte noch nichts geredet, ich auch nicht.

Endlich nahm er das Wort und sagte: „Das ist ein schöner Tag, Herr Doctor."

„Ja, ein sehr schöner," antwortete ich.

„Ist die alte Sara schon besser, und was macht der Erlebauer?"

„Die Sara ist ja schon seit drei Wochen nicht mehr krank, und der Erlebauer wird auch schon besser."

„Das ist gut; es wäre Schade um den Mann gewesen, er ist sehr thätig und hat fünf lebende Kinder."

„Gestern hat er die Krisis überstanden, und die nützliche Luft wird ihn bald heilen."

„Habt Ihr noch viele Kranke?"

„Nicht sehr viele."

„Der Meilhauer hat ja auch einen Fuß gebrochen."

„Freilich, weil er sich nicht wahrt; eine Buche hat ihn gestreift."

„Im Thaugrunde war's?"

„Im Thaugrunde."

„Ihr kommt ja jetzt öfter in den Haslung hinunter, ist es wahr, daß sie das Gehäng reuten?"

„Lauter Felder, seit sie sich losgekauft haben."

„Und in den drübigen Hofmarken mähen sie schon Heu?"

„Es ist kein Halm mehr auf den Wiesen."

„Das ist ein gesegnetes, schönes Jahr. Wenn uns der Herr noch weiter hinaus behütet und das Verheißene gut einbringen läßt, dann kann sich Mancher helfen. — Wollt Ihr Euch denn nicht ein wenig auf das Sitzbette niederlassen, Doctor?"

Nach diesen Worten nöthigte er mich auf das Sitzbette, das er vor dem Tische hat, und setzte sich zu mir. Nachdem er die Falten an dem Teppiche gleich gestrichen und die Brosamen herabgestreift hatte, sagte er plötzlich: „Das ist recht schön, Doctor, daß Ihr gekommen seid und wieder dahier sitzet, wie so oft; darum sagt mir auch geradeweg, ob Ihr denn auch auf mich zürnet?"

„Nein, Obrist," antwortete ich; „nein, ich weiß es schon, daß Ihr mir nichts gethan habt. Ihr seid ja ein freundlicher Mann gegen jedes Geschöpf. Ihr habt allen Leuten im Walde herum wohl gethan, und wenn Einer undankbar war, so seid Ihr hingegangen und habt ihm eine neue Güte erwiesen. Wie sollte ich Euch zürnen? nein, eher muß ich Euch jetzt sagen, was ich noch nie gesagt habe: Ihr seid der beste und sanfteste Mensch, den ich auf der Welt kennen gelernt habe."

„Bin ich Das," erwiederte er, „so macht mir die Freude, Doctor, und thut Euch kein Leid an."

Mir rollten die Thränen hervor, und ich sagte, daß ich es nun nicht mehr thun wolle.

„Ich bin vorgestern," sagte er, „mit großer Angst durch den Reutbühl gegangen; denn der Mensch vermag hierin nichts zu ändern, und ich ließ Euch in Gottes Hand zurück. Als die Sonne untergegangen war, stand ich an dem Fenster und betete — und da sah ich Eure Gestalt am Saume des Kornes nach Hause gehen, wie manches Mal an andern Tagen, wenn Ihr mit einem Buche unter den Birken gewesen seid — und es kam eine recht ruhige, freundliche Nacht in mein Haus. — Seht, da ich damals von Euch fortgegangen war, bin ich im Reutbühl auch an unsere Föhrenpflanzung gekommen, die Ihr im vorigen Frühlinge mit mir angelegt habt, und habe gesehen, daß kaum ein einziges Pflänzchen ausgegangen ist; manche sind schon sehr hoch und ballen mit ihren Wurzeln das Steingerölle. — Am andern Tage bin ich von der Stube in den Stall gegangen, von dem Stalle in den Garten und von da wieder herein — und habe über die kleinen Felderhügel geschaut und über die Spitzen der Wälder, in denen Ihr vielleicht fahren werdet, oder sonst etwas thun. Da kam in der Nacht Euer Knecht und brachte mir große Freude. — Ich hatte es ja nun in der Hand, ich kannte Euch, Ihr seid so oft zu mir gekommen, und ich wußte es ja, daß Ihr Euch herausreißen würdet."

Ich konnte den Mann nicht anschauen und sagte, weil ich schon so viel eingestanden hatte, daß ich so zerdrückt sei und die Tage her keinem Menschen, nicht dem Knechte, nicht der Magd und keinem Taglöhner in die Augen sehen könne.

„Das ist unrecht," antwortete er, „und es wird sich ändern. Thut ihnen Gutes, seid ein rechter Arzt, und Ihr werdet wieder ihres Gleichen. Auch wissen sie ja nichts."

„Aber ich weiß es."

„Ihr werdet es vergessen."

„Und mit einer solchen Schwermuth fahre ich an den Fichten und Tannen vorüber, daß an meinen Augen stets das Weinen ist. Ich bin gleich recht gerne zu meinen Kranken gegangen, auch zu Denen, die schon besser sind, — auch zu dem alten Keum bin ich gegangen, der sterben muß, weil er das Zehrfieber hat, und habe ihn ein wenig getröstet."

„Das ist immer so," antwortete der Obrist, „daß aus dem harten Steine Zorn der weiche Funken Wehmuth kömmt. So fängt Gott die Heilung an."

„Schont mich vor der Welt, Obrist."

„Redet nicht so. Nur der Herr im Himmel und ich haben es gesehen, und Beide schweigen. Lasset nun die Zeit fließen, und es werden Hüllen nach Hüllen darauf kommen. Die Seele hat einen Schreck erhalten und wird sich ermannen. Es ist nun Alles gut, lassen wir es gehen und reden von andern Dingen. — Sagt mir, Doctor, habt Ihr denn den Thomas abgedankt, daß gestern ein anderer Knecht zu mir gekommen ist?"

„Nein, aber er ist jetzt bloß bei den Pferden. Den andern habe ich zu den Geschäften im Hause und zum Botengehen genommen. Er ist der Sohn des Inbuchsbauer."

„Ich kenne ihn, er hat die Füllen des Gregordubs gehütet. Ihr müsset ja jetzt viele Leute in Eurem Hause haben?"

„Nur noch zwei Mägde."

„So habt Ihr das Bauen einstweils eingestellt?"

„Nein, ich habe es für das heurige Frühjahr nur noch nicht begonnen. Wir waren erst ein wenig an dem großen Brunnen, aber seit der Bernsteiner im Steinbühel den Keller gräbt, habe ich ihm alle meine Leute hinübergehen lassen. Er will bis zu dem Schützenfeste fertig sein."

„Ich war schon lange nicht in Pirling und wußte nicht, daß er graben läßt. Im Steinbühel muß er wohl stark in die Felsen sprengen."

„Sie schießen ja schon drei Wochen, und alle Leute, die ich sonst hatte, sind dabei beschäftiget."

„Ich möchte auch Manches in meinem Hause ändern, und wenn der Grunner zu empfehlen ist, so müßt Ihr ihn mir einmal heraufschicken. Mit dem ganzen Hinterecke möchte ich gegen den Eichenhag hinausfahren, auch möchte ich eine neue Stiege und einen neuen Kellereingang machen lassen."

„Meinen Brunnen wenigstens hat der Grunner vortrefflich herausgebaut."

„O Doctor, Ihr habt eine schöne Lage in der Biegung des Thales; Ihr seid noch jung, und wenn Ihr Euch bestrebet, so kann es ein schönes Besitzthum werden, das seinen Herrn und seine Frau erfreut, wenn einmal eine einzieht. Meine Tage sind schon wenige, ich gehe dem Grabe entgegen, und wenn Margarita einmal fortzieht, wer weiß, in welche Hände dieß Gebäude kommt, das ich so eifrig aufgeführt habe. — — Lieber Doctor, ich möchte noch recht gerne von etwas Längerem und Ausführlicherem mit Euch reden."

„So redet."

„Ihr werdet jetzt vielleicht seltener zu mir kommen, und da denke ich, ist es billig, daß Ihr auch meine Fehler wisset, denn Ihr habt mich bisher zu viel geachtet — auch könnte Euch die Sache vielleicht nützlich sein. Ich möchte Euch nämlich von meinem früheren Leben erzählen, und wenn ich geendet habe, möchte ich noch gerne eine Frage und eine Bitte an Euch thun — vorausgesetzt, wenn Ihr nämlich Zeit habt, mich anzuhören."

„Ich muß nur Abends noch zur Haidelis hinaus und vor dem Schlafengehen noch den Erlebauer sehen, sonst habe ich heute nichts mehr zu thun. Sprecht also nur, Obrist, wie Ihr es für gut haltet, und fragt dann und bittet, was Ihr wollt."

„Wißt Ihr noch, ich habe vorgestern im Birkenstande zu

Euch gesagt, daß ich etwas mit Euch zu reden hätte — Das war aber damals unwahr; sondern, da ich Euch von hier forteilen, nach Hause gehen und dann über den Zaun und die Wiesen gegen den Wald schreiten sah, ahnte mir Böses; ich lief Euch nach, um ein Unglück zu verhüten; aber, da Ihr mich oben von dem Platze fortdrängtet, wußte ich mir nicht zu helfen und sagte nur die Worte — allein seitdem habe ich es mir so ausgebildet, daß ich mit Euch von meiner Vergangenheit reden möchte, die gewesen ist, ehe ich in dieses Thal gekommen bin. Nehmet es nur nicht übel, daß ich alt bin und etwa weitschweifig in meinen Worten."

„Nein, Obrist," sagte ich; „sind wir nicht manchen Abend in dem Walde gegangen, und habe ich nicht gezeigt, daß mir Eure Worte lieb und angenehm waren?"

„Ja, Das ist wahr, Das habt Ihr gethan; darum mag ich auch jetzt gerne zu Euch reden. Ihr habt mich vor einer Weile den sanftesten Menschen geheißen, den Ihr auf Erden gekannt habt — ich muß Euch bekennen, daß es mir wohl that, daß Ihr Das gesagt habt. Ihr seid der zweite Mensch auf dieser Erde, der es sagte; der erste hat vor vielen Jahren gelebt, und ich werde Euch später von ihm erzählen. Ihr werdet dann einsehen, daß mir diese gute Meinung von Euch Beiden lieber ist, als von allen andern Menschen auf der Welt. — Nun zur Sache. Habt Ihr nie von einem Grafen Uhldom gehört?"

„Meint Ihr den berüchtigten Casimir Uhldom?"

„Dieser berüchtigte Casimir Uhldom bin ich."

„Ihr?"

„Ja, ich. Spieler, Raufer, Verschwender — und jetzt Das, was Ihr seit einigen Jahren kennt."

„Nein, Das ist nicht möglich — als ich noch auf der Schule war, gingen zwar unbestimmte, aber unheimliche Gerüchte von dem Grafen."

„Sie sind vielleicht wahr; ich bin nicht gut gewesen. Manches war ich im besseren Sinne, als es die Leute wußten, das Schlimme kannten sie zu genau, manch Gutes, wie ein Schlimmes, und das Beste gar nicht — — und Das bin ich fast durch Kummer geworden. Höret mich ein wenig an: Als mein Vater starb, war ich sechzehn Jahre alt, mein Bruder zwanzig. Die ganze Zeit war er immer der Bessere gewesen, ich der Schlimmere. Als nun die Leute beisammen waren, und das Testament geöffnet wurde, war er auch der Erbe, ich enterbt. Ich habe damals noch nicht gewußt, ob er gefehlt habe oder nicht; aber ich hieß ihn einen Schurken und nahm mir vor, in die weite Welt zu gehen. Es erschien mir dazumal ein Leichtes, Befehlshaber zu werden und ein großer Feldhauptmann, wie der Waldstein und die andern im dreißigjährigen Kriege. Ich ging mit dem wenigen Gelde, das von Rechtswegen mein gehörte, vom Hause fort und bot dem Brandenburger meine Dienste an, ich bot sie dem Churfürsten von Baiern an und dem Pfalzgrafen, aber es war überall nichts; sie wollten mich entweder in das Volk stecken, oder in eine Soldatenschule thun, und Beides litt ich nicht. Daher ging ich weiter — und eines Tages, als jede Welle des schönen Rheines im Sonnenscheine blitzte und glänzte, kam ich nach Frankreich hinüber. Ich gedachte, dem Könige Ludwig meinen hoffnungsreichen Degen zu Füßen zu legen. Viele Tage wanderte ich durch das fremde Land und durch die fremde Sprache, bis ich eines Abends, da eben ein stiller Regen von dem grauen Himmel fiel, in die finstere Stadt Paris einzog. Ich glaubte damals noch gar nicht, daß es mir fehlschlagen könnte. Ich verstand die Sprache wenig, kannte keinen Menschen in der Stadt, aber dennoch drang ich vor und wurde zu dem Könige geführt. Er fragte mich, was ich zuerst lernen würde, und ich antwortete: die Sprache. Er lächelte und sagte, daß er meiner gedenken wolle. Ich fing nun an,

die Sprache zu lernen und auf die Antwort des Königs zu warten. Als mir das Geld ausging, und ich nur mehr ein einziges Goldstück hatte, dachte ich mir, daß ich nun in ein Spielhaus gehen müsse, um eines zu gewinnen. Ich wußte ein solches Haus; es stand in einer langen, des Abends immer sehr schön erleuchteten Gasse, und ich hatte es bisher nur von Außen gekannt. Als es wieder Abend war, ging ich in die Gasse und schaute es wieder von Außen an. Da fuhr ein Wagen quer an mir vorüber in das Haus hinein und bespritzte mich mit dem Kothe der Straße. Unter dem Thorwege hielt er an, der Schlag wurde aufgerissen, ein schön gekleideter Mann stieg aus, ging die Treppe hinauf, und ein Diener trug ihm ein Kästchen nach. Ich ging nun auch durch die Pforte des Hauses, ging über die Treppe hinauf, wo Bildsäulen standen, kam in den Saal, wo Menschen liefen, und schaute eine Weile zu. Dann ging ich hinzu, legte mein Goldstück auf eine Karte, wie ich die Andern hatte thun gesehen, und nach einer Zeit schoben sie mir mehrere Goldmünzen hin. Ich war nicht stark überrascht und setzte wieder. Das Spiel kannte ich nicht; es wurden nur immer Karten herabgelegt, immer die nämlichen zwei ruhigen Worte gesagt, wie der Perpendikel einer Thurmuhr, und die Leute schoben sich Goldstücke hin und her. Als endlich der Mann am obern Ende des Tisches sein Kästchen zuschloß, hatte ich mehrere Hände voll Goldstücke in der Tasche. Es war indessen nach Mitternacht geworden, ich ging nach Hause und schüttete das Geld in mein Barett, das ich auf einen Stuhl geworfen hatte. Am andern Tage lechzte ich darnach, daß es Abend würde. Als man die Kerzen anzündete, ging ich schon in dem Saale auf und nieder, und es trat ein fremder Herr zu mir und sagte, daß er auf mich wetten werde. Ich verstand Dieß damals nicht und ließ Alles geschehen. Wieder gewann ich an dem Tage, wie vorher, und am andern Tage wieder. Ich lernte

bald das Spiel verstehen und versuchte nach und nach, es zu leiten und zu beherrschen. Mehrere Männer schlossen sich an mich an und suchten das Glück in ihren Kreis zu bannen. Ich gewann, verlor unbedeutend, und mein Wohlstand begann sich zu heben. Ich ging nun in schönen Kleidern und Federhut durch die Straßen, das schönste Pferd in Paris war mein, und drei fast gleich schöne standen noch in dem Stalle. Der Mantel war, wie der eines Herzoges, und der kleine Degen hatte Diamanten im Knopfe. Damals hätte ich auch falsch gespielt, wenn ich verstanden hätte, es zu machen. Meine Freunde und Spielgesellen führten mich zu den Leuten, die in den großen Palläſten wohnten, welche ich sonst nur von Außen hatte ansehen dürfen, man sagte mir schöne Dinge; die Mädchen wollten mir wohl; ich liebte die Pracht und lernte die dortige Art und Sitte. Wenn Männer beisammen waren, suchte ich Händel zu erregen und ermuthete mich dann im Zweikampfe; denn außer bei den Karten brachte ich die meisten Stunden auf dem Fechtboden zu. — So war es mit meinem Spiele. — — Da sagte einmal ein langer, blasser Mann, den ich immer gescheut, und daß ich aufrichtig bekenne, den ich gefürchtet hatte, daß ich doch nur ein Lumpe sei, der vom Pariser Strolchengolde lebe. Er hatte die Worte zu mir selber gesagt; ich antwortete ihm nichts darauf, aber ging nach zwei Tagen zu dem Herrn Armand Pelton, dem derzeitigen Vorsteher des Armenwesens, und übergab ihm an Gold und Schmuck und Kleidern, wie auch an Pferden und Reitgeräthen Alles, was ich hatte. Nur hundert Ludwigsstücke hielt ich zurück und einen grauen, schlechten Klepper, den ich mir am Tage vorher gekauft hatte. Seht, Doctor, ich habe noch die Scheine von jener Begebenheit und werde Euch dieselben zeigen."

Als der Obrist diese Worte gesagt hatte, stand er auf und suchte in den Laden seines Schreines. Er sammelte aus demselben mehrere Schriften, trat wieder zu mir und breitete

sie auf dem Tische aus. Es waren richtig lauter Empfangsbriefe über verschiedene Summen und Stücke, welche der Graf Casimir Uhldom, Spieles wegen, der Armensache übergeben hatte, und welche durch die Namen der Väter bestätiget wurden, in deren Hände das Gut niedergelegt worden war. Als er mir mit dem Finger auf Alles gewiesen hatte, und der Punkt abgethan war, schob er die Papiere auf dem Tische zurück und sperrte sie nicht wieder ein.

Dann fuhr er fort: „Ich lud am Nachmittage den langen, blassen Mann zum Zweikampfe und sagte ihm keine Ursache; aber da ich ihn durch die Schulter gestochen hatte, hielt ich ihm diese Schriften vor die brechenden Augen und schrie ihm zu, wer ich sei. Ich hielt ihn damals für sterbend und war damit zufrieden. Aber er starb nicht, ich lernte ihn viele Jahre darnach von Neuem kennen, achtete ihn damals sehr hoch, und ich glaube, er mich auch. Als ich von dem Kampfplatze fort ging, spießte ich eine andere Schrift, die mir von dem Könige war zugeschickt worden und mir einen schlechten Platz in dem Heere anwies, auf meinen Degen und warf sie weg. Ich haßte nun den König und begriff, daß ich unter die deutsche Reichsarmee gehöre. Als am andern Morgen die Sonne aufging, war ich schon weit von Paris; sie schien mir in das Angesicht, und ich ritt auf dem grauen Klepper Deutschland zu. Ich hatte ein schlechtes Lederkoller an und die hundert Ludwigstücke darin. Am siebenten Tage ging ich wieder über den Rhein. Damals sagten sie, daß ich ein arger Verschwender gewesen sein müsse, der vom Reichthume auf solch schlechtes Zeug gekommen; ich aber lachte, schaute in die dunkelgrünen Wogen des Rheins und glaubte auch da noch nicht, daß es mir fehl schlagen könne. Ich erkannte, daß ich auf einem Irrwege gewesen sei, und daß ich nun einen andern betreten müsse. Daher beschloß ich, wie der Herzog von Friedland, ein Kriegsheer aufzurufen und mit demselben die Länder wieder zu erobern, die uns der König

früher entrissen hatte. Ich gedachte hiebei des Zufalls, daß, wenn ich als Feldherr in Paris einzöge, etwa bei demselben Fenster ein Mägdlein herabschaue, bei dem ich sonst mit ihr gestanden und so vergnügt gewesen war, wenn sie mich ihren lieben kleinen Grafen genannt hatte. Ich schämte mich recht jener kindischen Zeit und ihrer Bestrebungen. — Als aber nach zwei Jahren die neuen Entwürfe auch noch nicht in Erfüllung gegangen waren, fing ich an, in unserem Heere von unten auf zu dienen. Jetzt rückte die Zeit langsamer, und die Mühe belohnte sich nur um Haarbreite nach Haarbreite; aber aus Ehrsucht, weil mir schon nichts Anders gelassen war, that ich auch das Jetzige gut, daß ich den Andern zuvorkomme, und Die übermeistere, die neben mir waren. — So wurde ich nach und nach sechs und zwanzig Jahre alt und bekannter unter den Vorstehern des Heeres. Da geschah es, daß ein Oheim starb, der letzte unserer Verwandten, und mir ein beträchtliches Vermögen hinterließ. Zu gleicher Zeit verliebte ich mich auch. Ach Gott, lieber Doctor, es sind jetzt viele, viele Jahre vergangen — und verzeiht mir die Worte, die ich sagen werde — ich war gerade so schwärmend, wie Ihr, ich war ausschweifend in Haß und Freundesliebe, ich war eben so strebend und vom Grunde aus gutherzig, wie Ihr. Seht nur, oft habe ich gemeint, ich müsse alle Sterne an mich herunterziehen und alle Welttheile auf dem Finger tragen. Daher that ich mein Herz weit auf, ließ das Gefühl eingehen und hatte meine Ergötzung daran. Ehe ich aber zur Besinnung gelangte, war ich betrogen. Ein Freund und Vertrauter, den ich auf Freiwerbung sandte, führte sie selber zum Altare. Ich wollte ihm auf das Gut, wohin er sie geführt hatte, nachreisen, um ihn zu erstechen, aber ich that es dann nicht und nahm mir vor, mich selber zu tödten. In unserem Hause war ein langer, schmaler Gang, wie sie in Soldatenhäusern gewöhnlich sind, und zwischen den Fenstern waren starke Pfeiler. Als es Nacht geworden war, und die Ka-

meraden schliefen, nahm ich eine Büchse, die ich Abends geladen hatte, ging auf den Gang und stellte mich in den Pfeilerschatten, weil doch zuweilen Mannschaft vorbeiging, daß sie mich nicht sehen könnten. Als sich nach einer Weile nichts mehr rührte, stellte ich die Mündung nach meiner Kehle und griff mit der Zehe um das Zünglein. Aber ich mußte es übel gemacht haben, denn es knackte etwas, und das Eisen schürfte an meinem Hemdknopfe; da sprang plötzlich ein gemeiner Mann unserer Rotte, der mich ausgekundschaftet hatte und aus Furcht im Mauerschatten näher gekrochen war, empor, stieß mir das Rohr von der Kehle und flüsterte: „Herr Graf, ich schweige, aber Das müßt Ihr nicht mehr thun.“ Ich wollte vor dem Manne auf die Kniee niederfallen, so erschrocken war ich und so verworren. Ich sagte, daß ich ihn recht lieb habe, und daß ich ihm eine Menge Geld geben wolle. Er nahm am andern Tage das Geld und hat niemals einem Menschen etwas gesagt. — Ich ließ nun diese Gedanken fahren und verschlug auf's Gegentheil, Das heißt, ich fragte nach nichts mehr und ließ kein Uebel auf mich eine Wirkung thun. Auch setzte ich mir vor, die gemachte Erbschaft zu verschleudern. Wir saßen nun manche Nacht beisammen, viele Freunde und lustige Gesellen — es strahlten die Kerzen, es klangen die Gespräche, und es verrauschte das Gut. Nach sechs Jahren war ich wieder so arm, wie vor dem Tode meines Oheims. — — Damals fing endlich der Krieg an, und was bisher in einem Hause, in einer Stadt beisammen gewesen war, kam aus einander und wurde oft länderweit getrennt. Ich war in den Jahren über dreißig, und die Sachen begannen eine Wendung zu nehmen. Das Feldleben war manchmal recht ernsthaft, und ich war manche Nacht, wenn die öde Luft durch den Himmel strich, traurig über die Welt und traurig über alle Dinge. Es sollte noch erst Alles kommen, was mein Leben mir versprochen hatte, und es war doch schon der größte Theil desselben dahin. Zuweilen fiel mir meine Mutter ein,

die längstens gestorben war, und ihre schönen blauen Augen — zuweilen der Bach auf unserer Wiese, an dem die schönen Weiden gestanden waren. — — So zog die Zeit dahin; wir machten keine großen Eroberungen, und der Feind, der jenseits stand, machte auch keine. — In Westphalen war es endlich, wo ich dazumal ein Mittel für mein Heil gebrauchen lernte, das ich zuerst aus Scherz angefangen, und dann aus Ernst bis auf den heutigen Tag nicht mehr aufgegeben habe. Ich würde Euch gerne rathen, Doctor, daß Ihr es auch anwendetet; denn ich glaube, daß ich schier Alles, was ich geworden, durch dieses Mittel geworden bin. Es besteht darin, daß Einer sein gegenwärtiges Leben, Das ist, alle Gedanken und Begebnisse, wie sie eben kommen, aufschreibt, dann aber einen Umschlag darum siegelt und das Gelöbniß macht, die Schrift erst in drei bis vier Jahren aufzubrechen und zu lesen. Ein alter Kriegsmann rieth es in meiner Gegenwart lachend einer Jungfrau an, die gerade in Liebeskummer befangen war, und sagte, daß es in diesen Fällen eine gute Wirkung thue. Ich lachte mit und dachte gleich in meinem Innern, daß ich das Ding auch versuchen würde — und wie oft habe ich seitdem den todten Mann gesegnet, daß er es sagte, und den Zufall, der es ihn im rechten Augenblicke sagen ließ. Ich ging sehr eifrig darüber und habe gleich alle freie Zeit, die uns gegeben war, verwendet, um aufzuschreiben, was ich mir nur immer dachte, und was ich für die Zukunft beschlossen hatte. Ich machte die Dinge sehr schön, faltete alle Papiere gleich groß und schrieb von Außen den Tag ihrer Verfertigung darauf. In den Feldlagern, wo sie mir oft recht unbequem waren, schleppte ich die versiegelten Päcke mit mir herum. — Als ich den ersten öffnete — es geschah nicht nach drei, sondern erst nach fünf Jahren, weil ich eine Weile von meinen Sachen getrennt gewesen war — ich lag eben verwundet darnieder, von allem Nöthigen entblößt, keinen Freund und Theilnehmer an der Seite — nach Mitternacht

hatte ich mir den Pack hingeben lassen — und als ich ihn nun öffnete und las, so lachte und weinte ich fast in einem Athem durch einander; denn Alles war anders geworden, als ich einst gedacht hatte; Vieles besser, Manches schlechter — aber Jedes irdischer und wahrer, als es sich einmal vorgespiegelt hatte; meine Ansichten waren gewachsen und gereift, und ich hatte die heftigste Begierde, sie gleich wieder in einem neuen Packe niederzuschreiben. Ich ließ mir Papier und Schwarzstift aus dem Ledersacke suchen, der unter dem Bette lag, und schrieb auf dem Kopfkissen neben meinem Angesichte die ganze Nacht. Ach, ich wußte damals noch nicht, weil es das erste Päckchen war, das ich geöffnet hatte, daß es mir bei jedem so ergehen würde, auch bei dem, das ich jetzt so eilig und inbrünstig niederschrieb. — — Es ist merkwürdig, Doctor, daß ich so alt geworden bin, und daß ich mir erst durch diese angerathene Beschäftigung eine Denkweise, eine Rede- und Handelsweise zugebildet habe; denn aus Schriften und Büchern zu lernen, ist mir erst im späten Alter zu Theil geworden; damals hatte ich kaum Zeit, das Nothdürftigste niederzuschreiben — oft schrieb ich auf meinen Knieen, oft auf einer Trommel oder auf einem Baumstamme. Ich habe nachher schwere Schlachten gesehen, ich habe das menschliche Blut, wie Wasser, vergeuden gesehen, ich zeichnete mich aus, wie sie sagten, Das heißt: ich half mit in diesen Dingen; aber ein Päckchen erzählte mir später meine damaligen Gefühle, die um viel besser waren, als die Auszeichnung, und die ich hatte zurückdrängen müssen, um meine Pflicht zu thun. Ich lernte nach und nach das Gute von dem Gepriesenen unterscheiden und das Heißerstrebte von dem Gewordenen. Manches Päckchen segnete, manches verurtheilte mich, und so wurde ich widerstreitender Weise mitten im Kriege und Blutvergießen ein sanfterer Mensch. Ich weiß es nicht, wäre ich es auch ohnedem geworden, weil die Jahre wuchsen, oder ist es mir erst durch die Schriften eindringlicher in's Herz gekommen. Ich

fing mit der Zeit auch an, im Leben auszuüben, was ich im Geiste denken gelernt hatte. Seht, Doctor, diese Kette, die ich heute umgethan habe, weil ich die Unterredung mit Euch für einen Festtag halte, ist selber ein Zeuge davon. Ich habe einmal mit Aussetzung meines Lebens dasjenige von tausend Feinden gerettet, die man im Begriffe war zusammenzuhauen. Ich habe die Rettung begonnen, weil ich nicht leiden konnte, daß so viele Menschen, die an nichts schuld sind, wie blöde Thiere, getödtet würden, die uns zwar auch nicht beleidigen, deren Leben wir aber zu unserer Nahrung bedürfen. Zwischen den Kugeln beider Theile habe ich die Unterwerfung verhandelt und den Ergebungsbrief, gegen die gezückten Säbel unserer Rotten reitend, zu unserm Führer gebracht. Sie wurden dann bloß gefangen, und ihr König wechselte sie später aus. Wenige Jahre vorher hätte ich noch selber den Befehl gegeben, lustig einzuhauen, und hätte es für eine Heldenthat gehalten. Die tausend Männer sandten mir nach vielen Jahren den erlesenen Waffenschmuck, den Ihr oben in meinem Eichenschreine gesehen habt, ihr König that selber den Degenknopf dazu, der so schön in Silber gefaßt ist, und der Kaiser, da ihm die Nachricht von der Begebenheit zu Ohren gebracht worden war, verlieh mir die Kette, die ich hier um habe."

Nach diesen Worten hielt der Obrist eine Weile inne. Er stand auf und ging in den Raum des Zimmers vor. Die Schriften, die noch immer auf dem Tische gelegen waren, nahm er weg und sperrte sie wieder ein. Zuletzt ließ er noch die grünen Fenstervorhänge herab, die er früher aufgezogen hatte. Ich glaubte, daß er es darum thue, weil doch die Sonne zu uns herüberzurücken schien. Dann setzte er sich wieder zu mir und sagte: „Ich will Euch nun auch das Ende von meinem Lebenslaufe erzählen. Die Jahre sind wieder vergangen, aber immer eines schneller, als das andere, und ich bin nach und nach Obrist geworden. Da ich wieder verwundet wurde, erhielt

ich einen Ruhegehalt und durfte hingehen, wo ich wollte. Ich habe einmal auf meinen Kriegszügen ein schönes Thal gesehen, das zwischen hohen Bergen lag; in dieses schaffte ich meinen Körper und meine Habe, um an dem Orte zu verbleiben. Ich fing dort an, die Bücher zu sammeln, die jetzt da sind, und die Gemälde, deren Art ich in den Niederlanden kennen und lieb gewinnen gelernt hatte. Manches ist theuer gekommen, Ihr würdet es kaum denken, und es reute mich schon oft, daß ich auf meine Freude so Viel verwende, das nach meinem Tode Andern zu Gute kommen sollte: — aber sei es nun, wie es sei. — In dem Thale bekamen meine Päckchen immer mehr Gleichmäßigkeit, bis im Alter eines, wie das andere, wurde. Ich richtete mich häuslich ein und legte rückwärts hinaus den Garten an, in welchem mir meine Pflanzen wuchsen, die ich liebe, weil sie unschuldig den Willen Gottes thun."

Hier setzte der Obrist wieder aus, dann fuhr er fort: „Ich habe früher von einem Menschen geredet, der der erste war, der gesagt hat, daß ich ein gutes Herz habe, wie Ihr heute der zweite, und ich habe versprochen, daß ich Euch von ihm erzählen werde, damit Ihr seht, wie sehr es mich von beiden freute. Der Mensch hat mit mir in dem Thale gelebt, es war ein Weib — mein eignes Weib ist es gewesen — und von ihm möchte ich Euch noch etwas sagen, wenn Ihr nämlich nicht müde werdet, mich anzuhören. Ich weiß es nicht, war sie besser oder schlechter, als tausend Andere ihres Geschlechtes — ich habe die Andern zu wenig gekannt — aber einen Vorzug hatte sie vor Allen, die da leben, und dieser war, daß ich sie sehr geliebt habe. Oft war es mir, als sei ihr Leib meiner, als sei ihr Herz und ihr Blut das meinige, und als sei sie mir statt aller Wesen in der Welt. Ich hatte sie am Rheine kennen gelernt, wo sie von Verwandten hart gehalten wurde. Da ich eingerichtet war, holte ich sie herüber. Sie hatte mich nicht geliebt, aber sie war mitgegangen. Da sie am Vermählungstage

unter ihren Angehörigen als verzagende Braut stand, sah sie nach meinen Augen, als wenn sie darin Treuherzigkeit suchte. Ich habe sie in mein Haus geführt und habe sie auf der Schwelle desselben geküßt, was sie nicht erwiederte. Da ich sie in der Stube auf meinem Stuhle sitzen sah, noch den Hut auf dem Haupte und die Oberkleider an: nahm ich mir vor, daß ich sie ehren und schonen werde, wie es mein Herz vermag. Ich rührte nun ihre Hand nicht an, ich ließ sie in dem Hause gehen und lebte, wie ein Bruder, neben ihr. Da sie allgemach sah, daß sie hier walten dürfe, daß sie stellen dürfe, wie sie wolle, und daß Niemand etwas dagegen sage, da sie, wenn ich von der Jagd nach Hause kam — denn ich ging damals noch zuweilen — fragte, wie Dieses und Jenes stehe, und wie sie es machen solle: sah ich, daß die Pflanze des Vertrauens wuchs, — und daneben auch noch eine andere; — denn ihre Augen glänzten von Zufriedenheit — und so ging ihr die Seele verloren, bis sie sonst nirgends war, als in mir. Es ist nur ein verachtet Weib gewesen, das die Worte gesagt hat: „Wie dank ich Gott, daß Du so gut, so gar so gut bist," — und kein Lob meiner Obern, keine Freude des Sieges ist früher so in mein Herz gegangen, als die Worte des verachteten Weibes. Und als nach Diesem schon viele Jahre vergangen waren, als ihr schon Muth und Vertrauen gewachsen war, als sie in meiner sichern Gattenliebe und Ehrbezeugung ruhen konnte: war sie noch demüthig, wie eine Braut, und aufmerksam, wie eine Magd, — es war eben ihr Wesen so — und deßhalb mußte geschehen, was geschah. — — Es ragten in der Gegend viele Schneeberge und blaue Spitzen, hinter unserem Hause rauschten Bergeswässer, und standen Wälder, in denen oft monatelang Niemand ging. Alles Dieses zu durchforschen, lockte mich die Lust, und einmal that ich die Bitte, sie möge mich doch zuweilen begleiten, wann ich etwa seltne Alpenblumen suchen ginge, oder einen Baum, ein Wasser, einen Felsen zeichnete, wie ich

es damals zu lernen anfing und häufig ausübte. Nach ihrer Art sagte sie es bereitwillig zu — und nun ging sie oft zwischen thurmhohen Tannen, an brausenden Bächen, oder über harte Felsen mit mir, und sie war noch schöner und blühender neben den Bergen, als sie es zu Hause war. Wenn ich dann zeichnete, saß sie hinter mir, schlug Nüsse auf, oder ordnete die gesammelten Waldblumen zu einem Strauße, oder plauderte mit ihrem Hündchen, das ebenfalls unser steter Begleiter war und von ihr an schwierigen Stellen sogar getragen wurde, oder sie legte aus meinem Wandersacke unser Nachmittagbrod zurechte; — oft saß sie neben mir und fragte, wie dieser und jener Stein heiße, und warum diese und jene Blume nur immer im Schatten wachse. So wurde in den Wochen, was anfangs nur Gefälligkeit gegen mich war, ihre Lust und ihre Freude — sie wurde sogar stärker; denn wie die Sonne des Waldes die Blumen, Beeren und die Früchte reift, that sie es auch mit ihr, daß ihr die Lippen und Wangen glühten, wie an einem Kinde, und daß sie mir mit den schweren Alpenschuhen, die ich ihr hatte machen lassen, auf hohe Berge folgen konnte, bis an den Rand des Eises gelangte und mit Entzücken in die Länder hinaussah, wo die Menschen ihre Werke treiben, davon kein Merkmal zu uns heraufkam. Ich hatte meine hohe Freude daran — und sie hatte ihre Freude daran. Es mußte wohl so sein, damit sich Alles erfüllte. — — Kennt Ihr Das, was man in hohen Bergen eine Holzriese nennt? Ihr werdet es kaum kennen, da man sie hier nicht braucht, weil nur breite, sanfte Waldbiegungen sind. Es ist eine aus Bäumen gezimmerte Rinne, in der man das geschlagene Holz oft mit Wasser oft trocken fortleitet. Zuweilen gehen sie an der Erde befestigt über die Berge ab, zuweilen sind sie, wie Brücken, über Thäler und Spalten gespannt, und man kann sie nach Gefallen mit dem rieselnden Schneewasser anfüllen, daß die Blöcke weitergeschoben werden. — An einem sehr schönen Septembertage

bat mich mein Weib, ich möchte sie doch auch wieder mit auf die Berge nehmen; denn sie hatte mir endlich ein Kind geboren, ein Töchterlein, und war drei Jahre bei demselben zu Hause geblieben. Ich gewährte ihr freudig den Wunsch, sie rüstete sich, und wir waren desselben Tages so hoch gewesen, daß sie mir einige Stämmchen Edelweis pflücken und auf den Hut stecken konnte. Im Nachhausegehen verirrten wir uns ein wenig; denn die Aehnlichkeit der Wände und Spalten hatte uns getäuscht. Wir stiegen in dem Gerölle eines ganz fremden Sandstromes nieder, ob er uns etwa in das Thal abführe, oder ob er jäh an einer Wand aufhöre und uns stehen lasse. Das Letztere geschah auch; denn als wir um einen Felsen herumwendeten, sahen wir es plötzlich vor unsern Augen luftig blauen; der Weg riß ab, und gegenüber glänzte matt röthlich eine Kalkwand, auf welche die Strahlen der schon tief stehenden Sonne gerichtet waren; — aber auch eine solche Riese, wie ich früher sagte, ging von unserm Stande gegen die Wand hinüber. Ich erschrak ein wenig und sah nach meiner Begleiterin um: aber diese war sehr fröhlich über die gefundene Verbindung, und wir gingen daran, zu untersuchen, ob die Riese in einem guten Stande sei und zwei Menschen zu tragen vermöge. Daß sie erst kürzlich gebraucht wurde, zeigten da, wo sie an den Felsen angeschlachtet war, deutliche Spuren geschlagenen und abgeleiteten Holzes; denn ihre Höhlung war frisch wund gerieben, auch lagen noch die Blöcke und Stangen umher, womit man die Stämme zuzuwälzen gewohnt ist, und die Fußtritte, die uns eigentlich in dem Bette des Gerölles niedergelockt hatten, schienen von derselben Handlung herzurühren. In dem Augenblicke des Ueberlegens hörten wir es aus einem Seitengraben, dessen Dasein wir früher gar nicht bemerkt hatten, knistern und brechen, als ob es Tritte wären, — und wirklich kam nach einigen Secunden ein Mann heraus, den der erste Anblick sogleich für einen Holzarbeiter erkennen ließ, wie sie

im Gebirge ihr mühsames Werk treiben. Er trug einen ledernen Sack und eine eiserne Kochschüssel; in der Hand hatte er die abgethanen Steigeisen und den Gebirgsstock, der langschaftig ist und vorne eine eiserne Spitze und einen Widerhaken hat. Er erschrak, da er uns sah, weil er hier keine Menschen zu finden gehofft hatte. Ich aber sagte ihm, daß wir uns verirrt hätten, und daß wir sehr gerne wissen möchten, ob die Riese gangbar wäre und zweien Menschen als Steg dienen könnte. — „Freilich kann sie dienen," antwortete er, „vor einem Augenblicke sind alle meine Kameraden hinübergegangen, fünf an der Zahl; ich mußte nur umkehren, weil ich die Schüssel am Feuerplatze vergessen hatte. Sie warten an der Wand auf mich. Ihr werdet es gleich hören." — Nach diesen Worten that er einen Ruf mit der hohen Stimme des Gebirgjauchzens, daß es in allen Spalten klang: von Drüben antworteten sie, daß es ebenfalls klang. Es war fast schön, da auch der Abend rings um uns herum war. Ich schlug nun vor, daß wir jetzt alle Drei mit einander über die Riese gehen könnten. Er willigte ein und sagte, daß wir die Frau in die Mitte nehmen sollten. Er richtete den Alpenstock so, daß ich ihn vorne, und er hinten nahm, damit sich die Frau daran, wie an einem Geländer, halte. Das Hündchen hatte sie sich nicht nehmen lassen, selber zu tragen. So gingen wir auf die Brücke, die in der Abenddämmerung, wie eine gezogene Linie, war. Ich hörte, da wir auf dem Holze gingen, nur seine Tritte mit den schwer beschlagenen Schuhen, die ihrigen aber nicht. Als wir noch ein Kleines von dem Ende der Riese waren, sagte der Holzknecht leise: „Sitzt nieder," — auch empfand ich, daß der Stock in meiner Hand leichter werde, — ich schaute plötzlich um — und denkt Euch: ich sah nur ihn allein. Es kam mir ein schrecklicher Gedanke, aber ich wußte nichts weiter, meine Füße hörten in dem Augenblicke auf, den Boden zu empfinden, die Tannen wogten, wie

Kerzen an einem Hängeleuchter, auf und nieder — dann wußte ich nichts mehr."

Hier hörte der Obrist zu reden auf und schwieg eine Weile. Ich dachte anfangs, daß er sich nur sammeln wolle, aber als ich genauer hinschaute, sah ich in der Dämmerung, daß ihm schnelle Thränen, eine nach der andern, über den weißen Bart herabträufelten, und daß er sich sehr stille hielt, damit ich es nicht bemerke. Ich konnte vor gebrochenem Herzen auch nichts reden und begriff nun, warum er die Fenstervorhänge herabgelassen hatte. Ich wollte die Schamhaftigkeit des alten Mannes nicht stören und sah nicht hin. Nach einer Zeit wischte er mit seinem Aermel über Bart und Antlitz und setzte dann gefaßt seine Rede fort: „Sie lag unten zerschmettert. Still sich opfernd, wie es ihre Gewohnheit war, ohne einen Laut, um mich nicht in Gefahr zu bringen, war sie hinabgestürzt. Nicht einmal der Holzknecht hatte ihren Zustand errathen, bis sie das Geländer ausließ, das wir ihr gemacht hatten, und mit der Hand in der Luft zu greifen anfing. Da rief er ihr zu, sie solle sich setzen — aber es war zu spät. Wie ein weißes Tuch, sagte er, war es an seinen Augen vorübergegangen, und dann habe er nur mich allein gesehen. Ich wankte auch vor seinen Blicken und wäre gleicher Weise hinabgefallen, wenn er mir nicht einen Stoß gegeben hätte, durch den ich die noch wenigen Schritte vorwärtstaumelte, die von der Riese übrig waren, und an ihrem Ende unter dem vielen Holze niederstürzte, das dort lag, und das man an dem Tage herübergeleitet hatte. — Als ich aus meiner Ohnmacht wieder erwachte, verlangte ich heftig, in den Abgrund niederzusteigen; denn ich konnte sie mir nicht todt denken und dachte: wer weiß — etwa ist ihr das Bewußtsein wiedergekommen, sie liegt unten und beginnt jetzt erst zu sterben. Allein es war indessen schon ganz Nacht geworden, ich fand mich an einem großen Feuer liegen, und einige Holzknechte standen und saßen umher. Andere waren

auch fortgegangen. Durch mein Flehen und meine Versprechungen, noch mehr aber, weil ich allein in der Finsterniß hinabzuklettern anhob, ließen sie sich bewegen, einen Versuch zu machen, ob man über die Wand hinabgelangen könne. Es waren auch von andern Orten Holzarbeiter herbeigekommen, weil die Stelle ein Zusammenkunftsplatz war, und sie saßen an dem Feuer, wärmten sich und hörten an, was geschehen war. Der Eine erinnerte sich dieses, der Andere eines andern Weges, auf dem es möglich sein müsse — aber es war immer umsonst, und die ganze Nacht verging unter fruchtlosen Bemühungen. Endlich, da ich tausendmal zu dem Himmel geschaut hatte, erblaßten die fürchterlichen Sterne, und das schwache Grau des Morgens war in der Luft. Nun, da wir besser sahen, gelang es wirklich mit Hilfe von Stricken und Stangen, bis auf den Grund hinabzukommen. Allein wir fanden die Gegend nicht, und erst, als die Sonne schon fast hoch in das Thal hereinschien, entdeckten wir sie. Es lag ein Häufchen weißer Kleider neben einem Wachholderstrauche, und darunter die zerschmetterten Glieder. — Es war nicht möglich: von dieser Höhe kann kein Mensch herunterfallen und nur einen Hauch des Lebens behalten. Kaum so dünne, wie ein Strohhalm, anzusehen, schwebte die Riese weit ober uns. — Wir gingen näher, und denkt Euch — auf den Kleidern saß das Hündlein und war lebend und fast unversehrt. Das Weib hatte es vielleicht während des Falles emporgehalten und so gerettet. Aber es mußte über die Nacht wahnsinnig geworden sein; denn es schaute mit angstvollen Augen umher und biß gegen mich, da ich zu den Kleidern wollte. Weil ich schnell mein Weib haben mußte, gab ich zu, obwohl ich mir das Thierchen hatte aufsparen wollen, daß es einer der Knechte mit der Büchse, die sie zuweilen tragen, erschieße. Er hielt schräge hin, damit er die Leiche nicht treffe — und das Hündchen fiel herab, kaum daß es ein Füßlein rührte. — Ich beugte mich nun nieder

und riß das weiße Mieder auf, das sie anhatte: aber die Schulter war schon kalt, und die Brust war so kalt, wie Eis. — — O Herr! das könnt Ihr nicht ermessen — nein, Ihr wisset es jetzt noch nicht, wie es ist, wenn der Leib, der so lange das Eigenthum Eures guten Herzens gewesen ist, noch die Kleider anhat, die Ihr am Morgen selber darreichen halfet, und jetzt todt ist und nichts mehr kann, als in Unschuld bitten, daß Ihr ihn begrabet."

Hier hielt der Obrist wieder inne: dann aber fuhr er fort: „So ist es auch geschehen. Wo der Bach seinen schmalen Ausgang hat, ließ ich sie aus dem Thale bringen und kam gegen Mittag in mein Haus. Der Ruf hatte das Unglück schon ausgebreitet. Mehrere Menschen standen auf meiner Gasse, und gute Freunde wollten mich in einen Wagen thun und fortführen, bis Alles vorüber wäre. Ich aber meinte, daß Dieses gegen die eheliche Treue sei, und blieb bei ihr. Bloß da die Frauen kamen, sie zu waschen und umzukleiden, ging ich, an der Gesindestube vorbei, zurück in das Stüblein gegen den Garten, wo mein Kind war. Ich nahm das Mädchen bei der Hand, führte es durch den hintern Gang auf die Gasse, that es in den Wagen, den die Freunde herbeigeschafft hatten, und ließ es zu einer entfernten Bekannten führen, damit das Kind nicht sähe, was hier geschieht, und sich einmal daran erinnere. Als sie mich riefen, ging ich wieder hinvor in das Zimmer, wo die Menschen waren, und setzte mich nieder. Sie lag in dem weißen Gewande, das sie sonst hatte, auf ihrem Bette, und der Schreiner legte seinen schwarzen Zollstab zusammen und ging hinaus. Gegen Abend kam der Sarg, der sonderbarer Weise in dem rechten Maße schon fertig gewesen war, und man legte sie hinein, wo sie lang und schmal ruhen blieb. Als nach und nach die Neugierigen und die Andern fortgegangen waren, und ich fast allein blieb, ging ich hin, faltete ihr die Hände anders, als es die Frauen gethan hatten, und gab

ihr ein Kreuz. Ich legte auch noch von ihren Blumen, die noch daſtanden, etwas um das reine, unbewegliche Haupt. Dann ſetzte ich mich nieder und blieb ſitzen, wie Stund' an Stund' verging. Damals dachte ich oft an das alte Volk der Egypter, daß ſie ihre Todten einbalſamirten, und warum ſie es gethan. Ich habe in ihrem Zimmer keine Wachslichter anzünden und keine ſchwarzen Tücher ſpannen laſſen, ſondern ich hatte die Fenſter geöffnet, daß die freie Luft hereinſah. An dem erſten Abende waren an dem Himmel draußen viele rothe Lämmerwolken geweſen, daß im Zimmer lauter rothe, ſanfte Roſen ſchienen; und Nachts, wenn die Lampe brannte, waren weiße auf ihren Geräthen und auf ihren Kleidern — — und wenn ſie in dem Nebenzimmer draußen ſtille waren und beteten, weil ſie die Leiche fürchteten, rückte ich ihr das Hauptkiſſen, weil das Angeſicht ſchief zu ſinken begann. — Am zweiten Morgen wurde ſie begraben. Es kamen die Träger, und ich ging mit ihnen. Auf dem Kirchhofe ſtanden viele Leute, und der Pfarrer hielt eine Rede. Dann thaten ſie ſie in die Erde und warfen die Schollen auf ſie. Als Alles vorüber war, und drüben, jenſeits der Häuſer, die alten Wälder ſtanden, und eine fremde, leere Luft über ſie floß, verſuchte ich nach Hauſe zu gehen. Auf den Feldern gegen die Haſelbeſtände hinauf ackerten ſie und ſäeten das Wintergetreide in die Erde. Ich ging durch den Garten, wo die Herbſtblätter abfielen, in das ſehr ſtille Haus. In der Stube ſtanden noch die Seſſel in derſelben Ordnung, wie ſie den Sarg getragen hatten, aber ſie war nicht darauf. Ich ſetzte mich in einer Ecke nieder und blieb ſitzen. An dem Fenſter ſtand noch ihr Arbeitstiſchchen, und die Laden unſerer Käſten machte ich nicht auf. Wie viele Afterdinge, dachte ich, wird die Welt nun noch auf meine Augen laden, nur ſie allein, ſie allein nicht mehr. — Und wie es lange, lange ſo ſtille war, und die Dienſtboten aus Ehrfurcht draußen nur flüſterten, that ſich ungeſchickt die Thür auf, und mein

Töchterlein ging herein, das schon vor einer Stunde zurückgekommen war und sich nicht aus ihrem Stüblein getraut hatte. Auf ihrem Munde war die Knospe der Rose, die sie eben begraben hatten, und in dem Haupte trug sie die Augen der Mutter. Und wie sie schüchtern vorwärtsging und mich so sitzen sah, fragte sie: „Wo ist Mutter?“ Ich sagte, die Mutter sei heute früh zu ihrem Vater gegangen und werde recht lange, lange nicht zurückkommen. Da sie sich auf das Wort beherrschen wollte, wie sie gewöhnt worden war, und sich aber doch auf dem Gesichtchen die schwachen Linien des Weinens zusammenzogen, da riß ich sie an mich und weinte mich selber recht zu Tode. — Dann schien die Sonne, wie alle Tage, es wuchs das Getreide, das sie im Herbste angebaut hatten, die Bäche rannen durch die Thäler hinaus — — nur daß sie allein dahin war, wie der Verlust einer goldenen Mücke. — Und wie ich in jener Zeit mit Gott haderte, hatte ich gar nichts, als daß ich mir fest dachte, ich wolle so gut werden, wie sie, und wolle thun, wie sie thäte, wenn sie noch lebte. Seht, Doctor, ich habe mir damals eingebildet, Gott brauche einen Engel im Himmel und einen guten Menschen auf Erden: deßhalb mußte sie sterben. — Ich ließ einen weißen Marmorstein auf ihr Grab setzen, auf dem ihr Name, der Tag ihrer Geburt und ihr Alter stand. Dann blieb ich noch eine lange Zeit in der Gegend: aber als die Berge nicht zu mir reden wollten, und die Pfade um die Wiesenanhöhen so leer waren, so nahm ich mein Kind und ging mit ihm fort in die Welt. Ich ging an verschiedene Orte und suchte an jedem, daß mein Töchterlein nach und nach lerne, was ihm gut thun möchte. — Ich habe vergessen, Euch zu sagen, daß mir mein Bruder schon früher geschrieben hatte, daß ich zu ihm kommen möchte, weil er so krank sei, daß er die Reise zu mir nicht machen könne, und er habe dennoch sehr Nothwendiges und Wichtiges mit mir zu reden. Ich ging, da ich mein Haus hinter dem Rücken ließ, zu ihm —

und zum ersten Male seit dem Tode unsers Vaters sah ich wieder die Anhöhen um das Schloß und die Weiden an dem Bache. Er gestand mir, daß er damals einen Betrug gestiftet habe, und daß er jetzt recht gerne mit Dem vergelten und gut machen werde, was noch da sei. Ich rächte mich nicht — er stand in dem Saale vor mir, ein dem Tode verfallener Mann, ich machte ihm gar keine Vorwürfe, sondern nahm von den Trümmern des Vermögens, dessen Bücher er mir aufschlug, das Wenigste, was meine Pflicht gegen mein Töchterlein noch zuließ, damit ich es nicht seinem armen Sohne entzöge, den ihm sein Weib geboren hatte, das noch bei ihm auf dem Schlosse war — und dann fuhr ich in einem Bauerfuhrwerke mit meiner Tochter wieder über die Brücke des Schloßgrabens hinaus und hörte zum letzten Male die Uhr auf dem Thurme, die die vierte Nachmittagsstunde schlug. — Es ist weiter in meinem Leben nichts mehr geschehen. — Ich bin endlich nach einer Zeit in dieses Thal gekommen, das mir sehr gefallen hat, und ich blieb hier, weil so schöner ursprünglicher Wald da ist, in dem man Viel schaffen und richten kann, und weil eine Natur, die man zu Freundlicherem zügeln und zähmen kann, das Schönste ist, das es auf Erden gibt."

Der Obrist hörte mit diesen Worten zu reden auf und blieb eine bedeutend lange Zeit neben mir sitzen und schwieg. Ich schwieg auch.

Endlich nahm er wieder das Wort und sagte: „Ich habe nichts, als Margarita, sie gleicht ihrer verstorbenen Mutter im Angesichte und in der ganzen Art so sehr, wie man es kaum glauben sollte, — — Doctor, thut mir nicht weh in meinem Kinde."

„Nein, Obrist, Das thue ich nicht — — ich reiche Euch die Hand, daß ich es nicht thue."

Bei diesen Worten reichte ich ihm meine Hand, er gab mir die seine auch, und wir schüttelten sie uns gegenseitig zum Zeichen des Bundes.

Dann blieben wir noch eine Weile sitzen, ohne zu sprechen. Endlich stand er auf, ging ein wenig in dem Zimmer herum und trat sodann an das Fenster, dessen grünseidenen Vorhang er aufzog. Es war keine Sonne mehr an den Gläsern, aber eine ganze Fluth von Frühlingshelle schlug durch sie in das Zimmer herein.

„Seht, wir werden heute ein Gewitter bekommen," sagte der Obrist, der an dem Fenster stehen geblieben war und hinausschaute, „es geht ein dichter, dunstiger Himmel über den Kirmwald herüber, und am Rande des Reutbühls ziehn sich diese milchigen Streifen, was allemal ein Anzeichen von einem Gewitter ist."

Ich stand auch auf und trat zu ihm. Die friedliche, schöne, in sanfte Gewitterschwüle gehüllte Gegend schaute zu uns herein und grüßte huldvoll an das Herz.

Wir standen und genossen der freien Luft, die bei dem Fenster hereinströmte, das er nun auch geöffnet hatte.

Ueber eine Weile sagte er wieder: „Ich möchte Euch gerne zu Margarita führen — Ihr müsset mit einander reden — redet gut mit einander, daß sich Alles einfach löse. Ich habe gewußt, daß es so sein wird, wie es jetzt ist. Ihr habt Beide gefehlt. Margarita that auch nicht Recht, aber sie konnte nach ihrer Art nicht anders, so wie Ihr nicht anders konntet. Geht hinüber zu ihr, sucht sie nicht zu bewegen, tröstet sie eher — aber sprecht nur mit einander, ich meine, daß es gut ist. Nicht wahr, Doctor, Ihr thut Das?"

Wir blieben nach dieser Rede Beide noch eine Zeit lang stehen, ich hatte keine rechte Antwort und schwieg daher verlegen, er drang auch nicht in mich.

„Nun? soll ich Euch zu ihr führen?" fragte er endlich recht sanft.

„Ja," sagte ich.

Und nach diesen Worten nahm er mich unter den Arm und führte mich hinaus. Wir gingen über den Gang und dann über die feine, gelbe Rohrmatte ihrer Schwelle hinein. Sie war in dem ersten Zimmer nicht.

„Wartet hier ein wenig," sagte er, „ich werde hineingehen und sie Euch senden. Vielleicht könnte sie nicht in der Lage sein, Euch zu empfangen. Wenn sie aber erscheint, werde ich selber nicht wieder herauskommen, sondern mit dem Schlüssel das Bücherzimmer öffnen und durch dasselbe in meine Wohnung zurückkehren."

Er ging durch die halb geöffnete Thür in das anstoßende Zimmer und wahrscheinlich auch in das fernere.

Ich blieb heraußen stehen, und es war sehr stille. Endlich, da ich eine Weile gewartet hatte, bewegte sich schwach der halbe, etwas offen stehende Thürflügel — und sie trat heraus.

Ihre Augen waren auf mich gewendet -- —

— Morgen Margarita. —

4.

Margarita.

Ehe ich weiter gehe und eintrage, was geschehen ist, will ich noch des Obrists gedenken und mir seine Seele vor die Augen halten — ich muß den Mann hoch ehren und will es in diesem Buche niederschreiben, wie er ist. Was der Obrist sagte und that, habe ich bisher nicht nach meinem Gedächtnisse allein aufgeschrieben, sondern nach der Handschrift, die er mir gelassen, und die er über diese Dinge aus seinen versiegelten Päcken genommen hat, wie ich ihn ja selber in diesem meinem Buche nachzuahmen versuche. Was ich weiter sage und eintrage, weiß ich ja schon längst, aber es ist mir nie so klar und

deutlich vor die Augen gekommen, als an diesen Tagen. Wie gut er ist, nicht nur gegen mich, sondern auch gegen alle Andern, wie einfach und schön er ist, zeigt sich ja viel deutlicher in Dem, was er thut, als es mit allen andern Worten je gesagt werden könnte.

Da hat er oberhalb des Eichenhages die Senkung gereutet, die er sich gekauft hatte, und in der nur saures Moos, gefleckte Gras und die einzelne herbe, rothe Moosbeere zwischen den dünnen Föhrenstämmen wuchs, die auch in der Nässe nicht fortkommen wollten, und hat dann Gräben schlagen lassen, hat unversumpfbares Erlenholz hineingeworfen und sie wieder überwölbt, hat Abzugskanäle und Auslaufgräben mauern lassen, hat das Ganze mit Pflügen umgerissen, durch mehrere Jahre Sämereien hineingebaut und hat jetzt eine Wiese daraus, die rechts oben an der Ecke des Meierbacher Weizenstückes beginnt, hinter den Eichen hinübergeht, und wenn man von den Sillerhöhen herabkömmt, weithin mit ihrem schönen, dunklen Grüne leuchtet, wo ehedem nur kaum das Grau der kleinen Föhrenbäumchen zu schauen gewesen war, und jetzt oft schon das gelblichrothe Eichenlaub abfällt, wenn daneben noch die schöne, grüne Tafel schimmert. Weil aber die Wiese von dem Hause des Obrist aus nicht sichtbar ist und überhaupt eine sanft geschwungene Wiege bildet, in der man Menschen und Thiere nicht sehen kann, außer, wenn man von den Höhen der Siller herabkömmt, so haben sich die Buben, welche in unsern Gegenden gewohnt sind, auf Rainen, Gemeindeplätzen und Stoppeln einige oder die andern Stücke Rinder herumzuhüten, die Wiese ausersehen, um ihre Thiere besser und schneller zu nähren, als es sonst irgendwo der Fall gewesen wäre. Das fette Gras und die Geborgenheit mochte manchen verleitet haben, seine Pfleglinge hineinzulassen und dem frischen Weiden derselben zuzuschauen. Als man dem Obristen diese Sache hinterbracht hatte, wurde er sehr zornig und sagte, er sehe

nicht ein, warum er sich so geplagt habe, um aus dem schlechten Grunde ein schönes, gezähmtes, menschliches Erdenstück zu machen, wenn es jetzt so mißbraucht und heimlich herabgewürdigt werde. Er wolle bei Gelegenheit selber hinaufgehen und sich Recht verschaffen. — Dem zu Folge ging er eines frühen Morgens, als sich wieder Verdacht zeigte, es möchte an seiner Wiese Frevel begangen werden, durch die Eichen, die hinter seinem Hause einen so schönen Hag bildeten, hinauf, und da er aus den letzten Bäumen in's Freie herausgetreten war, sah er auf seiner Wiese vier schöne, dunkelrothbraune Rinder weiden und einen in Grau gekleideten Buben nicht weit davon stehen. Die Nässe that den Füßen des Obrists von jeher nicht gut, aber dennoch ging er mit den Lederstiefeln sachte in den sehr starken Frühthau, der auf den Gräsern der Wiese lag, hinein, um den Buben zu haschen, der mit dem Rücken gegen ihn stand. Er setzte die Füße in dem hohen Grase, in welchem Wasser und Spinnenfäden hingen, vorwärts, bis er nur mehr einen Büchsenschuß weit von dem Buben entfernt war. Da fiel ihm ein, derselbe möchte zu sehr erschrecken und etwa krank werden, wenn er ihn plötzlich ergriffe. Darum machte er ein kleines Geräusch, daß er es höre und davonlaufen könne. Der Hirtenknabe hatte scharf gehört, er wendete sein Angesicht bei dem Geräusche, und da er den ehrwürdigen Obrist bis auf die Kniee im Grase wandeln sah, warf er sich herum und ergriff die Flucht. Er rannte, wie ein leichtfüßiges Reh, durch die Wiese, schwang sich über den Graben, lief immer fort gegen die Siller hinüber, verschwand unter den Gesträuchen, die sich da gegen die Tiefe und die Felder hinabziehen, und der Obrist stand mit dem schönen Gewande im Grase. Er trieb nun die vier Rinder aus der Wiese hinaus, er trieb sie gegen das Gereute hinan, wo Weidegrund ist, und leitete sie zwischen den zerstreuten Haselbüschen, die dort stehen, auf die Weide, bis er überzeugt war, daß sie nun

nicht mehr auf die Wiese zurückkehren und auch Niemanden anderm auf ein Grundstück gehen könnten. Dort verließ er sie und ging nach Hause. Weil er den Rückweg auf einem staubigen Wege machte, und außer den Stiefeln auch manche Kleiderzipfel naß waren, kam er sehr beschmutzt nach Hause. Dem Knechte sagte er nichts über den Erfolg seines Feldzuges.

Die Sache breitete sich aber aus, und wenn jetzt ein Bube sich verleiten ließ, hinter dem Walde in die schöne Wiese mit einem Rinde hineinzukommen, so stand er immer so, daß er das Angesicht gegen den Eichenhang wendete, wo der Obrist herauszukommen drohte.

Wirklich kam der Obrist einmal eines sehr frühen Morgens aus den Eichen heraus, da eben ein Knabe zwei Kühe auf der Wiese hütete. Der Knabe sah den Obrist kommen, konnte die Kühe nicht schnell genug wegschaffen und ergriff, sie im Stiche lassend, die Flucht. Dießmal trieb der Obrist die Kühe nicht auf die Haselweide in's Gereut hinauf, sondern als Pfand in sein eigenes Haus, wo er sie in dem Stalle anhängen ließ. Gegen Mittag kam ein Weib, eine Witwe, aus dem Sillerwalde gebürtig, zu ihm in das Haghaus herauf und sagte, daß ihr die Kühe gehören, die er gepfändet habe, daß sie ihr einziges Gut seien, daß sie den Buben schon gestraft habe, weil er in fremdes Eigenthum gegangen sei, daß er es nicht mehr thun werde, und daß sie bitte, der Obrist möchte ihr die Kühe ausliefern lassen, weil sie und ihr Knabe davon leben. Der Obrist ließ ihr die Kühe, die gut gefüttert worden waren, herausgeben und gab ihr auch, wenn sie etwa als ein Weib mit dem Zuhausetreiben nicht zurecht kommen könnte, einen Knecht mit, der ihr helfen mußte. Weil aber später die Gerichte von dieser Sache Umgang nahmen und, obwohl der Obrist erklärte, daß er auf allen Schadenersatz verzichte und der Witwe Alles schenke, doch von derselben mit Auslassung des Schadenersatzes den

Wiesenfrevelbetrag, der von den Gesetzen auf solche Fälle gesetzt ist, unabwendbar verlangten, so blieb dem Obristen nichts übrig, als der Witwe die Summe zu schicken, daß sie dieselbe den Gerichten erlege.

Weil er auf diese Weise nicht immer in das Gras gehen, Rinder nach Hause treiben und den Leuten den Grundfrevelbetrag geben wollte, und weil er auch dem Altknechte, der sagte, man solle nur die Sache ihm überlassen, sie doch nicht überließ, weil er sie nicht recht machen könnte, so fing er im Winter, ehe die Erde fror, einen Zaun um die Wiese zu ziehen an, fuhr im nächsten Frühjahre damit fort, bis, ehe die Blümchen weiß und gelb die ganze Wiese überzogen, dieselbe von allen Seiten mit einem starken, stattlichen, hohen Gehege umgeben war. Er hatte die Pfähle aus Eichen gemacht und unten anbrennen lassen, daß sie doch eine gute Zahl von Jahren hielten. Die Spelten zu den Mittelstücken waren Tanne, schlank gespalten und gut in einander geflochten — eine Art, wie man bei uns bis dahin die Zäune nicht gemacht hatte, und wie sie ihm in andern Ländern, die er früher besucht hatte, vorgekommen waren. Zur Einfahrt der Wägen in die Wiese hatte er eine Holzgitterthür machen lassen, die mit einem eisernen Schlosse verschlossen war. Schlüssel dazu wurden sieben verfertigt, die an einem schnell in die Augen fallenden Pfosten der Scheune hingen, damit Niemand mit dem Aufsperren in Verlegenheit komme, wenn etwa Einer, der schon einen Schlüssel in der Tasche habe, in den Feldern damit herumgehe. Wie er überhaupt gerne baute, hatte er auch kurz darauf, als er den Zaun angefangen hatte, schon seine Freude daran, er nahm mehr Arbeitsleute, ging täglich mehrere Male hinaus, ordnete Alles an, sah zu, daß es recht gemacht werde, und legte nicht selten Hand an, um den Leuten zu zeigen, was sie nicht wußten. Ich stand öfter bei ihm auf der Wiese, wenn ich ihn zu be-

suchen hinaufkam; die verschiedenen Feuer rauchten, an denen die Pfähle angebrannt wurden, und wir sprachen von mannigfaltigen Dingen. Als der Zaun fertig war, ging er freudig herum, rieb nach seiner Art die Hände und sagte: „Jetzt wird Keiner mehr hereintreiben. Ich hatte sehr Unrecht mit der Wiese. Da sieht man gleich, wenn man nicht das rechte Mittel wählt; da ist man genöthigt, in die schiefen Folgen einzugehen, und wird in lächerliche Handlungen verwickelt. Nun ist Alles gut."

Auch die Wiese liebte er jetzt mehr, als früher, da er sich so lange mit ihr beschäftigt hatte, und sie sah in den folgenden Jahren noch schöner und noch grüner aus, als in allen vorangegangenen.

Seine Leute sagten, er werde durch solche Dinge sein Ansehen einbüßen, wenn er so schwach sei, wenn er sich mißbrauchen lasse, und wenn er nicht einmal ein Beispiel der Strenge aufstelle; aber er büßte es nicht ein und wurde vielmehr von Jedermann in der Gegend verehrt und geliebt. Seine Hausgenossen selber, wenn er lächelnd einen Fehler verwies und mit Gründen in denselben einging, nahmen sich in Acht, daß sie in Zukunft diesen Fehler nicht mehr machten. Freilich machten sie dafür einen andern. Er war aber auch zuweilen in Fällen, wo es sein mußte, unbeweglich und gab nicht nach, wenn man auch mehrere Jahre an ihm Versuche machte. So war es der Fall mit der Sillerbrücke. Kein Mensch kann eigentlich, wie es Niemand so weiß, wie ich, der ich zu meinen Kranken auf allen Wegen herum muß, an dem Sillerbruche, wo sie auch aus Nachlässigkeit den Waldsturz mit den so vielen Blöcken und Steinen in das Thal niedergehen ließen, über den reißenden Bach gelangen, der von dem oberen Walde herabgeht, Steine, Gerölle mitführt, Holz und Schlamm wälzt, da ich ihn nach Regen wild und gelb niederhadern sah, als wollte er Alles zerreißen und zerschleudern —

kein Mensch kann eigentlich hinübergelangen, wenn nicht in heißen Sommern die Steine meistens trocken liegen und das Waldwässerlein zahm und dunkel zwischen ihnen auf dem schwarzen Moossammt, den es selber macht, dahingeht — und dann sind auch noch solche Ausbrüche, Vertiefungen, Löcher, Knollen, daß kein Rad durchsteigen und sich herausheben kann. Die vom Gehäng, von Haslung, von Sillerau, von dem oberen Astung, der Meierbacher, die Erlehöfe, der Obrist und ich selber — wir Alle nehmen das Holz von dem obern Pufter, und wir nehmen es gerne, weil er unerschöpflich ist, weil dort die schönste Weißbuche steht, und in der Wildniß sich der Brennstoff recht kräftigt und stärkt — endlich kömmt es auch ein Sechstheil billiger. Aber wir müssen an dem Sillerbruche damit vorbeifahren und müssen über den Bach kommen. War es nicht in dem Sommer vor drei Jahren eine Qual, wo weithin jenseits die Hölzer geschichtet lagen, manches mühselig durchgeschleppt, manches an bequemern Orten sogar geworfen werden mußte? der Graf draußen, weil er zur Herstellung der Brücke, die vorlängst zu Grunde gegangen war, seinen Theil durch Herkommen beitragen mußte, bewies den Umwohnern zwei Jahre lang, daß eine Brücke an jener Stelle gar nicht nöthig sei, und die Leute glaubten es fast — sie durften ja dann das Wenige, was ihnen zum Baue auflag, auch nicht entrichten: aber der Obrist bewies ein Jahr entgegen, daß es ein schreiendes Uebel sei, was da bestehe, daß die Leute bei den mühevollen Plagen, mit denen sie größtentheils selber ihr Holz an jener Stelle weiterschaffen, ihre Zeit und ihre Gesundheit verlieren, und daß es eine Schande für die menschliche Vernunft ist zu sagen, es sei etwas zweckmäßig, was jedem Zwecke Hohn spricht — er fuhr unablässig zu dem Amte, wir, er und ich, standen zusammen, bis wir es zuletzt durchgesetzt hatten. Der Bau wurde aufgetragen, und die Schuldigkeiten waren nach und

nach endlich auch alle entrichtet. Da ging der Obrist her und gab von seinem Gelde so Viel, daß man von beiden Seiten Anläufe aufmauern und die Brücke hoch über dem Bache von Stein aufführen konnte. Er läßt jährlich nachschauen und ausbessern, wenn etwas beschädigt ist, und erklärt jährlich dazu, daß es seine Schuldigkeit nicht ist, damit es sich nicht verjähre und auf seinem Haghause als Dienstbarkeit sitzen bleibe.

Da ich von Prag zu Fuße fortging, weil ich meine Lernzeit, die ich der Heilwissenschaft widmen mußte, zu Ende gebracht hatte und ein Pergament in dem Ränzlein trug, das mich zum Doctor der hohen Kunst ernannte und mich der Zunft der Heilmänner einverleibte; als ich viele Tage lang sachte durch das schöne Land der Böhmen gegen Mittag ging, von wo mir die Bläue des Waldes immer deutlicher und näher entgegenschimmerte — als ich endlich diesen Wald und die Gegend meiner Heimath erreicht hatte, um mich dort bleibend anzusiedeln und den Menschen Gutes zu thun: da war ich der Einzige in dem Walde, der etwas Anderes gesehen hatte, als eben den Wald — die Andern waren da aufgewachsen und sahen, was sie alle ihre Jugendzeit gesehen hatten. Wer einmal Berge, auf denen die geselligen Bäume wachsen, dann lange dahinziehende Rücken, dann das bläuliche und dunkle Dämmern der Wände und das Funkeln der Luft darüber lieb gewonnen hat, der geht alle Male wieder gerne in das Gebirge und in die Wälder. Ich kam nicht in die Gegend meiner Heimath zurück, um mich da zu bereichern, sondern um in all diesen Thälern, wo die Bäche rinnen, und auf den Höhen, wo die Tannenzacken gegen die weiße Wolke ragen, zu wirken und Denen, die da leben, Wohlthaten zu erweisen. Ich war sehr jung. In dem Lande weit herum war kein eigentlicher Arzt, sondern manche Frau, die in verschiedenen Dingen erfahren war,

rieth Mittel und gab sie den Leuten — mancher Bürger oder Bauer war in den Ruf gekommen und half in verschiedenen Schäden — mancher Krämer kam mit einer Tragbahre und hatte Fläschchen mit Dingen und Säften, die die Leute kauften und in ihren Hausschrank stellten als Mittel für allerlei Fälle, die in den Jahren hinum vorkommen konnten. Mancher, der in eine tiefe und heftige Krankheit verfiel, starb auch in der Einöde der Wälder dahin, wo ihn ein Mann, der Erfahrung hatte, hätte retten können. Als ich zu der grauen Hütte meines Vaters kam, die nicht dort stand, wo mein jetziges Haus sich befindet, das ich zum Schutze gegen die Winde und das Wetter in die sanfte Niederung herabgestellt habe, sondern hoch oben auf dem Hügel, der jetzt hinter dem Garten, den ich anlege, emporsteigt, wie es alle die Waldhäuser gewöhnlich sind, die man auf den Hügel hinbaute, wo man zu reuten angefangen hatte, daß sich um sie herum Wiesen und Felder ausbreiten, und sie dann mit den vielen kleinen Fenstern, die in das Holz der Wand gesetzt sind, in dem Sonnenscheine des Waldes weithin leuchten — — als ich in der grauen Hütte angelangt war, auf deren flachem Dache, wie auf den andern, die vielen Steine liegen, sagte ich gleich: „Gott grüße Euch, Vater, seid willkommen, Schwestern, ich werde jetzt immer bei Euch bleiben, Ihr müsset mir da das Seitenkämmerlein ausräumen, dessen zwei helle Fenster auf den hohen, fernen Wald hinausschauen, da will ich die Sachen hineinthun, die in Kisten von Prag kommen, will die Fläschchen aufstellen, werde darin wohnen und die Leute, die krank werden, heilen."

Der Vater stand seitwärts und getraute sich nicht, weil er nur ein Kleinhäusler war, der ein Gespann Kühe und etwas Wiesen und Felder hatte, davon er lebte, den Sohn zu begrüßen, der ein Gelehrter geworden war und da heilen wollte, wo niemals ein Doctor oder ein Arzt gesehen worden

war. Der Sohn hatte aber einstweilen das Ränzchen abgeworfen, hatte das Barett und den Knotenstock auf die Bank gelegt und nahm den Vater an der Hand, legte den Arm um den groben Rock seiner Schulter und küßte ihn auf die Wange, aus der die Spitzen des weißen Bartes stachen, und an der das schlichte, weiße Haupthaar niederhing. Der Vater weinte, und der Sohn that es schier auch. Dann nahm er die Schwestern, eine nach der andern, und sagte: „Sei mir gegrüßt, Lucia, sei gegrüßt, Katharina, wir bleiben Alle beisammen und werden gut leben."

Dann ging es sogleich an das Ausräumen. Die Schwestern fingen an, die Schreine zu leeren, die dastanden, der Vater trug selber manches Frauenkleiderstück, das ihm in die Hände kam, hinaus, der Hirtenbube Thomas, der jetzt mein Pferdeknecht ist, und den der Vater damals hatte, daß er als Bube in der kleinen Wirthschaft helfe, kam auch gegen Abend nach Hause und half mit. Es wurde der große Schrein, der immer seit Menschengedenken in dem Gemache gestanden war und den größten Theil desselben eingenommen hatte, mit dem Beistande des Thomas, des Vaters, der Schwestern und mit meiner eigenen Hülfe hinausgebracht, der Tisch, der in dem größeren Zimmer stand, wurde hereingestellt, daß ich darauf schreiben könnte, der Vater wollte sich derweil, bis ein neuer verfertigt würde, mit einem anderen zum Essen behelfen, der bisher immer in dem Vorhause gestanden war und zusammenzufallen drohte — ein Kästchen, das in der großen Stube bisher gedient hatte, daß Nägel, Bohrer und Dergleichen darinlagen, wurde in das Gemach gestellt, damit ich meine Fläschchen mit den Arzneien, wenn sie ankämen, hineinthun könnte — Lucia hatte unterdessen auch ein Weib aus den unteren Häusern heraufgeholt, und man fing an, den Fußboden zu waschen und zu scheuern. — — Mitten unter diesem Getreibe wurde ich zu meinem ersten

Kranken gerufen. Der Knecht des Meilhauer lag schon mehrere Tage darnieder, und Alles, was ihm die Hausleute und die Bekannten riethen, hatte nicht helfen wollen. Man hatte gehört, daß ich heute Nachmittag gekommen sei, und schickte einen Boten herauf, daß ich kommen und helfen möchte. Ich machte mich auf und ging den Weg, der gar nicht kurz ist, durch den Wald, durch den Thaugrund, durch die Weidebrüche und die ebenen Felder hinunter. Es brannten schon die Lichter, als ich anlangte. Der Mann, der im Bette lag, hatte ein Fieber, das er durch starke Verkühlungen sich zugezogen hatte. Ich konnte nicht wirksam eingehen, weil ich meine Nothwendigkeiten, die mir dienen sollten, noch nicht hatte, aber ich that mit Wasser, mit Umschlägen, mit Wärme- und Kälteverhältnissen und mit Vorschrift für die Nahrung Alles, was ich thun konnte. Die Menschen standen alle herum und schauten mich an, weil sie noch nie einen Arzt gesehen hatten. Da der helle Sternenschein an dem Himmel stand, und ganz leichte Nebel um die Gründe woben, ging ich nach Hause. Ueber die frischen Höhen hin stand die feuchte Nachtluft des Waldes, die ich schon wieder entwöhnt war, weil in der Stadt eine trockene und staubige geherrscht hatte. Sonst war es aber warm genug; denn die Zeit ging noch kaum gegen Anfang des Herbstes.

Da ich wieder in unsere Hütte kam, braunte ebenfalls auf der Leuchte ein lustiges Feuer, welches die ganze große Stube taghell erleuchtete. Als ich eintrat, wurde eine Kerze angezündet. Katharina führte mich, da sie dieselbe trug, in mein Zimmer und zeigte mir dessen Einrichtung. Wo der große Kasten gestanden war, war jetzt recht viel Raum, und das Zimmer schien selber viel größer, als es sonst gewesen war. Auf der Stelle des Kastens stand jetzt ein Bett — schneeweiße Tücher waren über dasselbe gespannt, und es harrte auf mich, um in der Nacht meine ermüdeten Glieder aufzunehmen.

Der Tisch, den man mir gegeben, war ebenfalls schneeweiß gescheuert, und auf dem Fußboden knisterte der Sand, den man in der Feuchte einstweilen aufgestreut hatte. Die beiden Fenster waren offen, in dem großen Ofen brannte ein Feuer, damit das ganze Gemach lüfte und trockne. Ich dankte Katharina, sagte, es sei recht schön, und ging wieder in die größere Stube hinaus. Der Vater fragte mich, weil bei uns alle Leute sich kennen und Antheil an einander nehmen, wie es dem Knechte des Meilhauer gehe. Ich sagte, daß das Fieber entzündlich sei, daß ich jetzt noch nicht Viel sagen könne, daß ich morgen schon sehen werde, und daß ich hoffe, ihn bald herauszubringen.

„Thue Das, Sohn," antwortete der Vater, „thue Das."

Den gebrechlichen Tisch, der in dem Vorhause war, hatte man in die Stube hereingebracht, und er stand, mit weißen Tüchern aufgedeckt und mit Tellern und Eßbestecken beladen, da. Daß er nicht breche, hatte man an den einen Fuß, der der schlechteste war, einen Stab angebunden, der die Tafel stützte. Nun wurde das Abendmahl aufgetragen, und wir setzten uns Alle dazu. Es war sogar eine Flasche Wein da, die der Vater neulich, da er wohl meine Ankunft, aber nicht den Tag wußte, zur Feier derselben nach Hause gebracht hatte, da er auf dem Lande draußen gewesen war. Als das Mahl verzehrt, und der Wein getrunken war, begaben wir uns Alle zur Ruhe. Die Schwestern hatten rückwärts ein Kämmerlein, das gegen den Garten hinausging, und in dem die zwei Betten standen und ein Kasten, in den sie ihren Putz oder etwa andere Schätze thaten, die sie gelegentlich bekamen. Der Bube Thomas ging in das Heu, und der Vater legte sich in das Ehebette, das in der großen Stube stand, und aus dem ihm die Gattin schon längstens, daß ich mich ihrer kaum mehr entsinne, weggestorben war. Ich schloß meine zwei Fenster, schürte im Ofen die noch übrige Gluth aus einander, daß es nicht zu warm werde, und bat Gott, da ich mich zum ersten Male in mein Bett niederlegte, daß er mein hiesiges Wirken segnen wolle.

Am andern Morgen frühe ging ich zu dem Knechte des Meilhauer hinab. Als ich wieder zurückkam, waren an meinen Fenstern zwei sehr schöne, weiße Vorhänge, die gestern noch nicht gewesen waren, und die Katharina aus irgend einem schönen Linnen gemacht hatte. Ich freute mich darüber und dankte ihr sehr. Es warteten bereits wieder viele Leute, die in verschiedenen Dingen meinen Rath und meine Hülfe verlangten. Ich redete recht freundlich mit ihnen und nahm die kleine Gabe, die sie darboten, an. Ich hatte Jedes einzeln in mein Gemach kommen lassen, auf dessen Tische noch nicht einmal ein einziges Blatt Papier lag, sondern nur mein Stock und mein Barett. Der Vater hatte viele Freude und ging mit einem sonnenscheinhellen Gesichte in dem Hause herum. Bei den Schwestern schien es auch, als hätten sie schönere Gewänder an, als ich es sonst an ihnen zu sehen gewohnt war. Nachmittag bestellte ich bei dem Schreiner, der nicht weit von uns wohnte, einen Tisch, das Erste, was ich aus meinem Erwerbe anschaffen und aufbauen lassen wollte: dann ging ich zu jenen Kranken, die Vormittag nicht zu mir hatten kommen können, sondern nur die Bitte geschickt hatten, daß ich sie besuchen möchte.

So ging es nun fort. Nach einigen Tagen kamen die Kisten, die ich in Prag mit Dingen meines Berufes gefüllt und einem Fuhrmanne empfohlen hatte. Ich packte sie aus und richtete mein Zimmer damit ein. Es war recht schön; die Fläschchen standen in dem Kästchen und auch außer demselben auf dem Tische herum — die anderen Sachen kamen in Laden des Kastens oder des Tisches, bis der Arzneischrein fertig wäre, den ich mir wollte machen lassen, und zu dem ich schon die Zeichnungen angefangen hatte. Die Bücher wurden außen auf dem Kasten aufgestellt, und auf den Tisch wurde Papier zum Schreiben gethan und Tinte und Federn, daß ich mir aufzeichnen konnte, was ich jedem Kranken gegeben habe, und wie

ich bisher mit ihm verfahren sei, daß ich nicht irre und Unheil anrichte. Nachmittag schien die Sonne recht freundlich in das Gemach, ich zog die Vorhänge zu, wenn ich nach Hause kam, und dann war es dämmerig und lieb um alle Dinge, weil weiße Vorhänge das Licht nicht brechen, sondern bloß milder machen; nur daß doch hie und da ein Sonnenstrahl hereinbrach und einen Blitz auf den weißen Boden legte. Die Zimmerwände waren zwar nur von Holz, aber sie waren nach Innen sehr gut gefügt und an einigen Stellen mit Schnitzwerk versehen. Gegen hinten zu war eine Bank, die an der Wand und an dem Ofen hinlief, und Alles war recht reinlich und klar. Auch die äußere Stube und die andern Räume der Hütte hielten die Schwestern viel reiner, als das Alles sonst gewesen war. Das Holz um die Hütte herum, das schon im Sommer für das Bedürfniß des Winters nach und nach gesammelt wurde, war immer sehr genau geschlichtet, und die Gasse war alle Tage gekehrt. Lucia, die eine gute Köchin zu sein vermeinte, brachte bessere Gerichte auf den Tisch, zu denen ich auch bereits einen Theil beizutragen im Stande war.

Der Knecht des Meilhauerbauers ist in zwei Wochen gesund geworden, er ist an einem Sonntage zu mir heraufgekommen und hat mir von seinem Lohne ein wenig Geld geben wollen, ich habe es aber nicht angenommen, in Anbetracht, daß er ein Knecht ist.

Damals war es in der Gegend nicht so, wie es jetzt ist, obwohl nur wenige Jahre vergangen sind. Die Veränderungen sind dennoch bedeutend gewesen. Es mochte sich einst ein großer, undurchdringlicher Wald über alle die Berge und Thäler ausgebreitet haben, die jetzt meine Heimath sind. Nach und nach hat sich die eine und andere Stelle gelichtet, je nachdem entweder ein mächtiger Kriegsfürst oder anderer Herr große Stücke Eigenthum in dem Walde erhalten und Leute hingeschickt hat, daß sie an Stellen, die sehr bequem lagen, Holz fällen und

aufschlichten sollen, damit er aus seinem Besitze Nutzen ziehe — oder ein armer Mann um weniges Geld in der Wildniß sich einen Platz gekauft hat, den er reutete, auf dem er sich anbaute, und von dem er lebte, — oder ein Theerbrenner, ein Pechhändler die Erlaubniß erhielt, an abgelegenen Orten, die sich kaum durch Jagd oder sonst etwas nutzbar machen konnten, seine Beschäftigung zu treiben, wo er sich dann anbaute und verblieb, — oder einem Wildschützen, einem Wanderer, einem Vertriebenen ein Plätzchen gefiel, an dem er sich ansiedelte, und von dem aus er wirkte. Es soll auch einen Mann gegeben haben, der eine Wünschelruthe besaß, mit der er Metalle und Wasser in der Erde entdecken konnte; er ist aber sehr arm geblieben, und nachdem sie ihn draußen hatten steinigen wollen, ist er in die fernste Tiefe des Waldes entflohen. Von ihm soll sich der Anfang der oberen Brentenhäuser herschreiben. Alle Diese, die sich an vereinzelten Stellen des Waldes befanden, oder wenigstens Viele von ihnen hatten Nachkommen, die sich nicht weit von den Eltern ansässig machten, und so mag es gekommen sein, daß die verschiedenen Häuser, oder Orte, die an den einzelnen Hügeln des Waldes zerstreut liegen, entstanden sind. Es wird wohl ein Jeder, der sich eine Hütte baute, die tieferen Orte des Waldes, die feucht und dumpfig sind, gemieden und sich einen höhern, luftigen ausgesucht haben. Dort lichtete er den Wald um die Hütte, legte sich eine Wiese an, davon er ein paar Rinder nährte, ließ seine Ziegen und Lämmer in das Gesträuche des Waldes gehen und machte sich wohl auch ein Feld und ein Gärtchen, das er bearbeitete. Daher kam es, daß jetzt so gerne die Waldhäuser, schier jedes allein, auf einem Hügel liegen und von Hügel zu Hügel, von grünem Abhange zu Abhange auf einander hinübergrüßen. Sie sind alle aus Holz gebaut und haben flache Bretterdächer, auf denen die großen, grauen Steine liegen. Wenn man auf einem Berge steht, sieht man die

Fenster dieser Häuser glänzen, und wenn man tief in den Wald zurückgeht und auf einen Kamm steigt, von dem man die Häuser nicht mehr sehen kann, so steigen von verschiedenen Stellen aus der Dämmerfarbe des Waldes Rauchsäulen auf, die ihre Lage bezeichnen. So eine Hütte war auch die meines Vaters, sie lag ziemlich weit von dem Dunkel der Tannen, gute Wiesen gingen gegen sie her, und von ihr streckte sich ein grüner Hang hinab, der sehr feucht war, aber mit einem Grün prangte, das den Schein des Smaragdsteines erreichte. Hinter der Hütte war ein Garten, in welchem Gemüse wuchsen, und sogar einige Blumen gezogen wurden. Während ich in Prag war, hatte der Vater auch auf dem trockenen Grunde ein Feld bereitet, das der Bube Thomas mit Hülfe der Schwestern besorgte.

So war es genau noch, als ich nach der Beendigung meiner Wissenschaften in meine Heimath zurückkehrte. Von dem hinteren hohen Walde, der noch in der ursprünglichen Schönheit und Unentworrenheit prangte, ging ein angenehmer Waldwinkel herum, es blickte schon hie und da ein hellgrüner Fleck, und wenn Ernte war, ein goldener aus der finstern Farbe des Waldes hervor, die Flecke wurden immer mehr, je weiter man gegen das Land hinauskam, bis endlich, wo es ebener wurde, wallende Felder gingen, mancher Kirchthurm schimmerte und glänzte, und sich nur schmale Streifen vom Gehölze dahinzogen. In dem Waldwinkel, weil er sich sehr günstig bog und sich gegen die Sonne lehnte, war es im Sommer sehr warm, ja oft heißer, als man es sich denken kann, aber im Winter auch sehr kalt, es war hoher Schnee und ein Gestöber, wie man es sich ebenfalls nicht zu denken vermag. In jedem Thale und in jeder Krümme des Waldlandes zog und rauschte ein Bächlein, und floß zwischen den Gebüschen, die in dem Thalgrunde und in den Rinnen standen, die warme, feuchte Waldluft, bis draußen, wo die Getreide begannen, breite Bäche

flossen, ein Fluß wandelte, und eine trockne Luft über die Felder und die Häuser der Menschen ging. Die Waldbewohner nannten jenen fruchtbaren Strich nur immer das „Land draußen."

Da ich, um mein Amt auszuüben, nach Hause kam, hatte sich der Anbau der Felder schon viel näher und unterbrechender in die Wälder hereingezogen, allein in der Gegend, wo das Haus meines Vaters lag, breitete sich noch immer viel weiter das Dunkel und Dämmer des Waldes aus, als der Schimmer und der Glanz des Getreides.

Aber etwas Anderes hatte sich verbessert, dessen Nutzen ich sehr bald, als ich mich in der Gegend aufhielt, empfinden lernte. Es waren, da ich als Knabe fortzog, schier keine anderen Wege, als nur Fußwege, durch die Gehölze und auf den Höhen herum. Wo man fahren konnte, hatte sich der Weg nur durch Gewohnheit gebildet, indem man nämlich die Gründe, wo ein Wagen gehen konnte, benützte, und sich so die Gleise bildeten, auf denen dann in der Zukunft die Wägen sich folgten. Aber da der Boden der Gleise ungleich dicht war, entstanden Gruben und Vertiefungen, welche das Fahren zu einer schweren Arbeit machten, wenn man Holz oder etwas Anderes nach Hause zu schaffen hatte. Daß man sich auf einen Wagen setzen und sich auf demselben fortfahren lassen könne, bloß zu dem Behufe, daß man nicht gehen dürfe, davon hatten die Waldbewohner keinen Begriff. Es wäre auch beschwerlicher und viel langsamer gewesen, als das Gehen; sie setzten sich nur auf einen Wagen, wenn derselbe zufällig leer war, um etwas fuhr und hauptsächlich auf einem schmalen, von Gestrüpp begrenzten und morastigen Wege ging, daß man nicht an seiner Seite hergehen konnte. Dann saß Derjenige, der das Gespann lenkte, fast stehend auf dem obersten Rande der Leiter oder des Brettes, das den Wagen schloß, und ließ sich hin- und herwiegen, wenn die Räder in Gruben niedergingen, oder aus

denselben emporstiegen. Die Bewohner der Ebene aber hatten in der Zeit, durch das Beispiel und die Belehrungen eines Mannes angeregt, der unter ihnen große Besitzungen hatte, angefangen, ganz ordentliche Straßen zu bauen, wie man sie immer in den Ländern sieht, wo die Fuhrleute fahren, und die Waaren gehen. Sie bauten diese Straßen nicht etwa bloß von Ort zu Ort, sondern, da sie den Nutzen derselben einsehen lernten, selbst in die Felder, und wo überhaupt öfter ein beladener Wagen zu gehen hat. Die Schönheit dieses Dinges lenkte die Augen auf sich. Die Waldleute, da sie öfter hinauskamen und sahen, wie die Wägen auf den breiten, festen und fast gewölbten Fahrbahnen dahinrollten, als ob die Thiere ledig gingen, freuten sich darüber und bauten zwar im Gebirge keine Straßen, weil sie sagten, Das geht bei uns nicht, aber sie warfen doch in die Gruben ihrer Wege Steine, ebneten die Oberfläche, räumten manches Gestrüppe weg, daß neben den Gleisen ein Fußweg wurde, und konnten den Morast auf ihren Wegen nicht mehr leiden, oder daß sich irgend ein Bach eine Strecke des Weges zum Rinnsale erkor. Da sie bald sahen, welche große Beschwerde im Fahren sie dadurch beseitigten, und welche Mühsal nun aufgehört habe, da sie auch bald merkten, welche Ersparung an Zeit, Zugvieh und Wagengeschirr eingetreten war: blieben sie bei der einmal angefangenen Weise und besserten immer auch die kleinste schadhafte Stelle, die sich zeigte, sogleich wieder aus. Ich hatte eine große Freude, wenn ich so meines Weges zu einem Menschen ging, der sehnsüchtig nach mir verlangte, und mir ein Landmann begegnete, der einige Steine auf seinem leeren Wagen hatte, mit dem er von dem Felde nach Hause fuhr, welche Steine er auf dem Felde oder auf dem steinigten Raine desselben aufgeladen hatte, damit er sie in irgend eine Vertiefung werfe, die er auf dem Wege bemerkt hatte. Ich sah auch schon den langstieligen Hammer, den er mitführte, daß er die größeren, die sich nicht

fügen wollten, zerschlage und damit die kleineren Unebenheiten verquicke. Durch diese Reinlichkeit in ihren Wegen und durch den strengeren Sinn, der sich nunmehr dafür kundgab, wurden sie aber auch weitergeführt. Mancher fing an, sein Haus und dessen Umgebungen reiner zu halten, als sonst, hie und da entstand eine steinerne, weißgetünchte Wand statt der früheren hölzernen, an Sonntagen zeigten sich manche nettere und schmuckere Gewänder, und wenn die Zitter klang, so wurden zwar keine neuen Weisen, denn diese blieben in Jahrhunderten fort immer dieselben, aber die alten wurden lieblicher und freundlicher gespielt.

In diesem Zustande fand ich die Dinge, als ich in meiner Heimath ankam, um meine Thätigkeit zu beginnen. Es kamen immer mehr Leute, die von mir Rath und Hülfe verlangten. Ich sprach mit allen sehr freundlich, und wenn ich auf meinen vielen Gängen vor manchem Hause oder mancher Hütte vorbeikam, wo ich bekannt war, entweder noch von meiner Kinderzeit her, oder weil ich ihnen jetzt schon einen Dienst zu leisten im Stande gewesen war, ging ich hinein und redete mit ihnen entweder von ihren eigenen Angelegenheiten, oder von andern verschiedenen Dingen. Oftmal saß ich in der Abendsonne auf der Bank vor einem Hause und sprach, oder spielte mit den Kindern und ging dann, wenn der Himmel recht schön golden war, von den vielen Bäumen begrüßt und von dem langsamen Sausen der Föhrennadeln begleitet, durch den Kirmwald nach Hause. Die Gebirgsbewohner sind sehr verständig, und meistens sind sie auch heitere, umgangswürdige Leute. Ich war wohl noch sehr jung, fast bei Weitem zu jung für einen Arzt: aber sie hatten, als zu einem Landeskinde, Zutrauen zu mir und fragten mich zuweilen auch bei anderen Dingen, als bei Krankheiten, um Rath.

Ich gewann die Gegend allgemach immer lieber, und wie ich mich früher manchmal aus der Stadt in den Wald

gesehnt hatte, so war es auch jetzt wieder gut, wenn ich von Pirling, was doch nicht gar weit ist, oder von Gurfeld, von Rohren, von Tanberg, wohin ich öfter gerufen wurde, nach Hause fuhr, und das Grün der Tannen wieder von den Höhen herabgrüßte, manches Bächlein, das zwischen den Waldklemmen ging, mir rauschend entgegensprang, mancher Birkenstamm von den Bergen leuchtete, mancher dorrende Holzklotz am Wege lag, weil man hier nicht besonders darauf zu achten hat, und manche Baumversammlung, sich immer dichter folgend, an dem Wege stand, die wehenden Aeste oberhalb hinüberstreckend und unten an einem Stamme irgend ein Bildchen enthaltend. Wenn ich von den schönen, fast gerade laufenden Straßen der Ebene hereinkam, war es mir, wie ein gutes Heimathgefühl, und that mir beinahe wohl, wenn sie abbrachen, und unsere schmalen, krummen, hin- und hergehenden Wege anfingen, auf denen man langsamer fahren mußte.

Weil ich gleich in dem ersten Herbste zu sehr vielen Leuten gerufen wurde, die weit aus einander lagen, daß ich es mit Gehen nicht erzwingen konnte, und weil die Fuhrwerke in den Bergen nicht zu haben sind, oder selber auf den Feldern zu thun haben, oder zu meinem Zwecke nicht taugten, kaufte ich mir selber ein Pferd, ließ in Pirling ein Wägelchen machen und gedachte, mich in Zukunft dieser Dinge zu bedienen. Ich hatte noch im späten Herbste, da die Erde schon gefroren war, angefangen, an unsere Hütte noch einen schönen Stall aus guter doppelter Bretterverschalung bauen zu lassen, deren Zwischenraum ich zuerst mit Moos ausfüllte. Hinten wurde auch noch ein kleines Hüttchen aufgeführt, darin das Wägelchen stand, und noch ein schmaler Schlitten Platz hatte, den ich ebenfalls zu bauen im Begriffe war. Der Wirth am Rothberge hatte einen Goldfuchs. — Wie gerne war ich oft dort gesessen, wo der röthliche Stein aus der Erde hervorgeht, der Bach mit lebendigem Lärmen zwischen den Bergen heraus-

rauscht, und drüben das Haus mit den vielen Fenstern herüberschaut, wenn ich müde von dem vielen Herumgehen in den Krümmungen der Waldgräben herauskam, den Stock und das Barett neben mir an den Stein legte, um mich auf einen ersehnten Trunk abzukühlen und mir die stattliche und behagliche Wirthschaft zu betrachten. Die Bretterfäge kreischte hinten in dem Thale, der Bach sprudelte schneeweiß zwischen den schwarzen Waldsteinen hervor, der Platz vor dem Wirthshause war so geräumig, mehrere Bänke liefen an der Wand hin, und Leute gingen in dem Hause aus und ein, um Geschäfte zu thun. Wie oft lag der glänzendste Sonnenschein auf der Wirthsgasse, an der der schönste Fahrweg des Waldes vorbeiging, und beleuchtete die vielen Fenster, die auf den Weg hinausschauten. Wie oft aber stand auch die Sonne schon tief, machte die Holzverzierungen an dem Wirthshause, die Bänke und die Ranken, die an der Wand hinaufgingen, roth und legte sich schief gegen den Waldrücken hinüber, daß er einen langen Schatten auf den Rothberg warf, an dem sich die Waldhäuser, wie graue Punkte, hinunterzogen. Dann ging ich, wenn ich mir Alles betrachtet hatte, wenn die Hitze des Körpers vergangen war, und wenn die müden Füße ein wenig erquickt waren, über den Steg, trat auf die Gasse des Wirthshauses und trank mein Glas, das man mir herausgebracht hatte, denn gewöhnlich sah man mich auf meinem Stein schon sitzen und richtete Das, was ich brauchte, zurecht. Dann redete ich ein wenig mit Martin, dem Wirthe, wenn er nicht etwa zufällig abwesend war, oder mit einem Gaste, oder mit sonst Jemanden aus dem Hause. Wenn Sonntag war, und die Nachmittagsgäste die Gasse füllten, saß Josepha, die Tochter des Wirthes, gerne auf dem Wiesenhange hinten, wo ein kleines Hügelchen ist, auf dem ein Apfelbaum steht, und ein Hüttchen, Tischchen und Bänklein ist, und spielte die Zither. Sie spielte sehr gut. Gewöhnlich standen ein paar Mädchen aus der Nachbarschaft bei

ihr, und es trödelten ein paar Kinder zu ihren Füßen. Des Abends, manchmal auch in ganz finsterer Nacht, manchmal im Nachmittage, wenn es noch heiß war, ging ich dann an dem Buchenbestande durch das Thal des Haidgrabens zum Waldhange hinauf, wo unser Häuschen stand. — Wir redeten öfter, nämlich Martin und ich, daß es auf die Länge der Zeit nicht so dauern könne, wenn ich auf allen Wegen, die mich zu meinen Kranken führen, zu Fuße gehen sollte, daß die Mühsal endlich zu groß werde, ja, daß sie immer wachse, wenn meine Arbeit sich ausdehne, und Leute in allen Richtungen um Beistand verlangen. Es ist auch eine strenge Pflicht, daß man ihnen den Beistand leiste, und wenn man zu Fuße geht, kann man nicht so Viel des Tags verrichten, als etwa Noth thäte, und wenn die Hülfe schleunig geleistet werden solle, kann man leicht später kommen, als sie noch fruchtet. Er sagte öfter, ich solle mir ein Wägelchen und ein Pferd anschaffen und in den Wegen, wo es leicht gehe, fahren; es blieben noch genug Pfade übrig, die ich doch zuletzt zu Fuße wandeln oder erklimmen müsse. Ich antwortete ihm darauf, daß ich in unserer Hütte noch keinen Platz habe, um ein Pferd und ein Wägelchen unterbringen zu können, und daß ich daher noch eine Weile warten müsse. Aber mit der Zeit, setzte ich hinzu, wenn mich Gott segnet, und die Leute mir vertrauen, werde ich es schon thun, und es ist meine Schuldigkeit, daß ich es thue, damit ich in größerer Entfernung und schleuniger wirken könne.

„Ach, unser Doctor," sagte der Josikrämer, der einmal zufällig bei einem solchen Gespräche zugegen war, „geht schon noch eine Weile, er ist jung und gerüstet. Wenn ich mit meinem Packe auf allen Wegen bin, so sehe ich ihn auch, wie er durch den Wald oder in den Feldern geht und seinen Stock in den Sand stößt."

„Ja, das Gehen durch Wald und Feld ist schön," antwortete ich, „man kann nicht begreifen, wenn man in einer

Stadt ist, daß es dort Leute gibt, die immer in der Stube sitzen, oder durch ihren Beruf in einem Laden oder Gewölbe gehalten werden und nur des Abends unter ein paar schlechte Bäume gehen und sagen, daß sie sich da erholen und Luft genießen. Aber wenn man von der Hast getrieben wird, wie etwa ein Mittel, das man gab, gewirkt haben mag, wenn man nicht weiß, wie viel schlechter Der wird, der Einen rufen ließ, derweil man durch Wald und Feld geht, und wenn noch Einer wartet, der weit drüben, jenseits der entgegengesetzt liegenden Höhen wohnt, und wenn man nach Hause kömmt, Einen weglassen mußte, der doch auch vielleicht heute gehofft hatte, daß man komme, und wenn man denkt: hast Du auch Alles recht gemacht, Du mußt gleich in den Büchern nachsehen; dann ist das Gehen zuweilen doch sauer, und ein ermüdeter Körper ist auch nicht so verständig, als ein ausgeruhter und rüstiger. Aber es thut nichts, es thut nichts, es geht schon noch eine Weile, wie Ihr gesagt habt, ich werde nicht müde — und oft ist ja ein Stein, ein umgestürzter Baumstrunk, ein Blick über alle die blauen Wälder in Weite und Breite — und dann geht es schon wieder. Wißt Ihr, Josi, wie wir selber einmal bei einander gesessen sind, Ihr mit Eurem Packe, und wie Ihr mir erzählt habt? Auch ist ja der Drang nicht immer gleich stark. Vor zwei Wochen war die Gesundheit so gesegnet, daß ich eine Freude hatte, es blühte Alles rund herum, daß ich Zeit hatte, an Dingen, die ich machen lassen wollte, zu zeichnen, daß ich, wo sie schon etwas arbeiteten, dabeistehen und zuschauen konnte, ferner, daß ich an Gehen so Noth litt, daß ich mehrere Stunden lang spazieren ging, am öftersten hinauf in das Eichenhag, wißt Ihr, wo die gar so schönen Stämme stehen, ich glaube, die schönsten in unserer ganzen Gegend. — Am Rande des Hages wäre ein Platz zu einer Ansiedlung, der ausgezeichnetste Platz, wenn man die Fenster gegen die Felder hinabrichtete, wo jetzt der Meierbacher reuten läßt, und gegen

den Waldhang, wo unser Haus ist, und weiter weg gegen die Felder, die jenseits unseres Hauses am Mitterwege gegen die Dürrschnäbel und den Kirmwald hinaufgehen."

So sprach ich damals im Allgemeinen, und die Männer gaben mir ungefähr Recht.

Den Goldfuchs, welchen der Rothberger Wirth hatte, kannte ich sehr wohl. Ich war in der ersten Zeit einige Male mit ihm gefahren, und später, da sich meine Thätigkeit ausbreitete, und wenn mich größere Entfernungen verlangten, hatte ich den Buben Thomas hinabschicken müssen, daß der Vetter Martin den Fuchs in Bereitschaft hielte. Wir nannten ihn immer Vetter, weil er wohl ein Verwandter von uns war, aber in solcher Entfernung, daß dieselbe Niemand mehr angeben konnte. Mein Vater war immer erfreut, wenn ihn der Wirth Vetter nannte, und jetzt schien es mir, daß der Wirth es nicht ungern sehe, wenn ich ihn mit Vetter anredete.

Als der kleine Stall fertig war, den ich im Herbste zu bauen angefangen hatte, ging ich zu Vetter Martin hinab und redete mit ihm, ob er mir den Goldfuchs zu kaufen überlassen wolle. Da er gerade nichts dagegen hatte, und wir über den Preis einig geworden waren, wurde der Fuchs sammt allem Geschirre, das zu ihm gehörte, von einem Knechte sogleich in den Waldhang in den neuen Stall hinaufgeführt. In kurzer Frist darauf kam auch das Wägelchen aus Pirling in die Hütte, die dafür an unser Häuschen angebaut worden war, und so hatte ich nun Wagen und Pferd, mit denen ich jetzt selber und ganz allein in den Gebirgswegen herumfuhr, deren Verbesserung ich erst jetzt recht erkannte. Den Wagen richtete ich so ein, daß ich meine Bücher, meine Werkzeuge und selbst andere Dinge, die ich etwa brauchte, darin unterbringen konnte. Mitten darin saß ich und fuhr. Da der Schnee erschien und sich in den Wegen hielt, wurde der Schlitten hergerichtet. Wie oft, wenn ich in dem ersten Winter nach Hause kam, wenn ein

rechtes Gestöber war und den Schnee hoch, wie Häuser, in den Waldlehnen zusammenjagte, oder wenn eine große Kälte war, und die Sterne so scharf am Himmel standen, als wäre ihr Glanz selber fest zusammengefroren, stand schon der Bube Thomas, wenn er meine Schellen hörte, vor der Thür der Hütte und nahm mir das Pferd ab, den guten Fuchs, um es erst ein wenig um die Hütte herumzuführen und dann in den Stall zu thun. Die Schwester Katharina nahm mir, wenn ich in die Stube trat, in der der hellste Glanz von der lodernden Leuchte her herrschte, und die sanfteste Wärme von dem Ofen ging, den Pelz ab, in dem Eis oder Schnee hing, zündete Kerzen an und führte mich in mein Zimmer, in dessen Ofen auch die Tannenscheite krachten, oder ein nachgelegter Buchenstock langsam in wärmeverbreitende Gluth zerfiel. Ich hatte nämlich in den Ofen von Innen eine große Thür brechen lassen, und damit ich das Feuer sähe, das ich so liebe, dieselbe mit einem feinen Metallgitter zu schließen eingerichtet. Lucia kochte, und der Vater ging in dem knarrenden Schnee um die Hütte herum in die Wagenlaube und brachte die Sachen herein, die in den Schlitten gepackt gewesen waren. Ich that die Kleider ab, legte ein bequemes Hausgewand an und saß unter den Meinen.

Meine Wirksamkeit breitete sich immer mehr und mehr aus. Ich nahm die kleinen Gaben, welche die Leute geben konnten, an; von den Armen nahm ich gar nichts, außer es war irgend ein Kleines, von dem ich wußte, daß es ihnen nicht abgehe, und daß die Zurückweisung sie kränken würde. Von den Reichen forderte ich mehr: und wie unbemerkt die Dinge flossen, so war doch Gottes Segen dabei, und die Wohlhabenheit mehrte sich immer mehr.

Im Frühlinge konnte ich schon von Allerb ein gutes Stück Grund und Feld kaufen, das unter unserer Hütte lag, und wenn man von dem Hange hinabkömmt, recht schön eben

fortläuft. Weil es dort unten viel wärmer und von Winden gesicherter ist, weil der Boden nach oben sich hinbreitet, und lieblich hie und da manche Bäume stehen, wollte ich ein Haus dahin bauen, in welchem ich alle meine Lebenszeit zu wohnen beschloß. Ich hatte den ganzen Winter daran gezeichnet, um mein Vorhaben recht klar und reinlich darzustellen und es dem Baumeister begreiflich machen zu können. Ich konnte ebenfalls im Frühjahre den Bau schon ein wenig beginnen, in so ferne die Räume bestimmt, und Baubedürfnisse herbeigeschafft wurden. Ich wollte dem Vater und den Schwestern mehrere recht schöne Stübchen herrichten lassen.

Der Gregordubs hatte zwei Füllen, welche im Alter nur um wenige Tage verschieden waren, und welche so gleichmäßig schwarz waren, daß keines auch nicht ein einziges weißes Härchen besaß. Freilich war die Farbe in der noch etwas vorherrschenden Wolle noch nicht anders, als dunkel graubraun, aber sie zeigten, daß sie glänzend schwarze Pferde werden würden. Ich kaufte ihm die Füllen ab und wollte sie mir recht vorzüglich für meine Zukunft erziehen. Ich nahm außer dem Buben Thomas noch einen Gehülfen für ihn auf, und Beide mußten mir auf die Füllen sehen, aber die Ernährung und das sonstige Verfahren mit ihnen befahl ich selber an. Für den Sommer wurde noch ein Nothstall für sie erbaut, und für den Winter würde ich schon sehen, was zu thun sei.

Der Bau konnte im Sommer schon sehr gefördert werden. Ich wollte im Zusammenhange mit dem ganzen Plane doch zuerst eine Stube für mich vollständig fertig haben, daß ich noch im Winter darin wohnen könnte, dann einen Stall, worin zuerst die drei Pferde in Sicherheit wären, eine Hütte für Wagen und Schlitten und dann jene Räume, die zu diesen Dingen noch nothwendig wären.

Diese Einrichtung war im Herbste schon fertig.

Aber ehe der Winter einbrach, starb der Vater, und starben die zwei Schwestern. Ich hatte ihnen nicht helfen können, wie sehr ich gewollt. Die gute Katharina war die Letzte gewesen.

Die Hütte stand nun allein. Ich konnte sie nicht ansehen und die Schwelle nicht überschreiten.

Obwohl ich wußte, daß die Mauern noch feucht waren, und obwohl ich wußte, daß die feuchten Mauern schädlich sein können, ließ ich doch alle meine Sachen von der Hütte in die fertige Stube herabbringen, um da zu wohnen. Ich ließ die drei Pferde in den neugebauten Stall führen, der Knecht Thomas mußte mit herab, der andere blieb in der Hütte, um die Kühe zu versorgen, die noch da waren, und das Kalb, welches wir aufzuziehen angefangen hatten. Ich hätte sie verkaufen sollen, man redete mich darum an, aber ich konnte sie nicht wegthun. Ein Weib, welches uns kochen sollte, wurde aufgenommen und schlief in einem Kämmerlein neben der Rothküche. Bei Tage, wenn ich aus war, ließ ich in allen Oefen, die schon zu benützen waren, heizen und dazu die Thüren und Fenster öffnen. Des Nachts stellte ich überall, wo Jemand schlief, auch in den Stall, ein weites Gefäß, in welchem Pottasche war, die wir gerade vorher glühend gemacht und wieder abgekühlt hatten, damit sie die feuchten Dünste, die aus der Mauer kamen, einsaugen möchte.

Es ist ein trauriger Winter gewesen. Die Leute in der ganzen Gegend waren recht freundlich und gütig gegen mich, weil ich allein war — und wenn ich nach Hause kam, zündete ich die Kerzen an und saß in meiner Stube und schaute in die Bücher, oder schrieb ein, was heute nothwendig geworden war.

Im Frühjahre fand ich eine Quelle, von der ich dachte, daß sie heilsam sein müsse. Sie enthält Salze, ich versuchte

das Wasser und fand, daß Dinge darin seien, welche in den Quellen sind, die man als heilsam bekannt gemacht hatte.

Das Bauen wurde im Frühlinge auch wieder begonnen, da die Fröste die Erde verlassen hatten, und nicht zu befürchten war, daß wieder einige kommen könnten. Im Herbste war wieder viel Mehr fertig, als in dem vorigen, und das bereits früher Fertige konnte besser eingerichtet werden. Es war das Haus, wenn gleich Theile fehlten, welche in meiner Zeichnung auf dem Papiere standen, daß sie nach und nach dazugefügt werden sollten, doch für unkundige Augen so, als wäre es fertig. Wir führten die drei Kühe — denn das Kalb war unterdessen auch eine geworden — von der Hütte herab und nahmen Geräthe, die nothwendig oder im brauchbaren Zustande waren, mit. Der Knecht, der das Jahr oben gewohnt hatte, kam auch in das Haus herunter.

Da Dieses geschehen war, ließ ich die Hütte abbrechen. Von dem Schnitzwerke, das in meiner Kammer gewesen war, ließ ich Vieles in meinen Stuben, namentlich in meinem Schreibgemache anbringen; das Andere hob ich so auf. Auch manche weitere Dinge, welche mir gefielen, und welche dem Gedächtnisse meiner kindlichen Jahre merkwürdig waren, ließ ich nicht zerbrechen, sondern in mein Haus tragen und an verschiedenen Orten aufstellen. Da die Kälte des Herbstes kam, und die Wiesen von dem weißen, schönen Reife starrten, sah man die Hütte nicht mehr; das Auge ging über den Platz frei weg bis zu dem Walde, der weiter oben anfängt und den weißen Abhang mit seiner schwarzen Farbe schneidet. Nur wer näher gegangen wäre, würde an den Fußtritten, die von Denen herrührten, die die Hütte abgetragen hatten, dann an den Verletzungen des Rasens, die er durch das vielfältige Hinwerfen von Balken und Brettern erlitt, und endlich an dem schwarzen Erdflecke, der sich hinbreitete, die Stelle erkannt haben, wo die Hütte gestanden war. Ich hatte die Erde auf-

lockern lassen und warf Grassamen hinein, daß er im künftigen Frühlinge zum Vorschein komme. Die Steine, welche auf dem Dache gelegen waren, und diejenigen, welche den Feuerherd der Küche und der Oefen bildeten, ließ ich zu mir hinabbringen, um sie im nächsten Jahre in meine Gartenmauer einsetzen zu lassen, daß ich sie alle Zukunft vor Augen hätte.

So war also jetzt ein ganz anderer Stand der Dinge, als ich gedacht und so lieb gehofft hatte.

An demselben Herbste bekam ich auch Ursache, mit dem Wasser, welches ich gefunden hatte, zufrieden zu sein. Es kam im Monate Julius der Inbuchsbauer aus dem oberen Astung zu mir herunter; er hatte seinen Buben bei sich, der früher die Füllen des Gregordubs gehütet hatte, und bat mich, ich möchte dem Buben an zwei Tagen in der Woche etwas zu Mittag zu essen geben, die andern Tage hätte er schon bei guten Leuten gefunden, und der untere Beringer habe erlaubt, daß er in seinem Heu schlafen dürfe. Die Keum Anna sei recht schlecht gewesen, ihr Fuß habe sich verschlimmert und große Schmerzen gebracht. Da habe sie aus dem Heilwasser, welches im Grundbühel hervorfließe, getrunken und habe in demselben Wasser, das sie ihr beim Klum gewärmt hätten, den Fuß gebadet und sei jetzt ganz gesund. Deßwegen habe er auch gemeint, daß er den Gottlieb herabführen müsse, daß er herunten bleibe, von dem Wasser trinke und sich in demselben bade, ob es ihn etwa auch herstellen könne. Ich sah den Buben an, und es war schier kein menschlicher Anblick, welche häßliche Wunden an seinem Halse und an seinem Genicke hervorgebrochen waren. Ich kannte den Fall mit der Keum Anna sehr wohl und sagte, wie es ganz natürlich war, daß ich dem Buben schon die zwei Tage zu Mittage und aber auch zu Abend zu essen geben werde, und daß ich mich auch schon noch weiter um ihn umschauen wolle. Der Inbuchsbauer ist sehr arm. Er ist nur dem

Namen nach ein Bauer, der That nach ein armer Waldhäusler in der größten Wirrniß des oberen Astungs, ohne Weib und andere Angehörige. Als er sah, daß sein Bube heruntenbleiben konnte, ging er mit Trost nach Hause. Ich nahm den jungen Menschen in meine Stube, fragte ihn aus und untersuchte seinen Körper. Der Ekel ist ein seltsames Ding, und er darf nicht gelten und gilt auch nicht, wo wir einem Menschen helfen können, der auch eine Vernunft hat und seinen Schöpfer verehren kann. Ich wusch mir meine Hände, nahm andere Kleider und ging an der Siller hinunter spazieren. Durch die Bäume klangen recht heiter die Meißelschläge herein, mit denen die Pfosten zu meinen Thüren gehauen wurden. Der Bube nahm das Wasser, wie ich es ihm vorgeschrieben hatte. Nach einer Weile sagte ich: „Was wirst Du denn zu den verschiedenen Leuten essen gehen, und wer weiß, was sie Dir auch geben, das das Wasser und meine Arzeneien wieder zu Grunde richtet. Komme alle Tage zu mir und esse bei mir."

Der Bube dankte recht schön und kam alle Tage zu mir. Er bekam in einem Kämmerlein, das hinter der Küche lag, und das wir bestimmt hatten, wenn einmal noch ein weiblicher Dienstbote mehr in das Haus käme, daß er dort wohne, ein weiches Tischchen, das der Zimmermann zusammengenagelt hatte, einen weichen Stuhl und Dasjenige zu essen, was ich meinen Leuten vorgeschrieben hatte, daß er bekommen solle. Er besserte sich nun sehr. Gegen den Herbst sagte ich zu ihm: „Es möchte nun bald in dem Heu zu schlafen zu kalt werden, komme ganz zu mir, ich werde Dich schon unterbringen."

Wir hatten Räume genug, die nach und nach fertig geworden waren, und die wir nicht brauchten, weil wir unser so Wenig waren. Ich suchte eine Kammer aus, die schon im vorigen Jahre getüncht war. Sie lag, wenn man von dem Thore links über den Hof ging, allein, weil die Stube, die daneben entstehen sollte, die gegen den Garten hinausging,

und die ich vorhatte, mit schönen Tragebalken und anderer Schnitzerei zu verzieren, noch nicht fertig war, und Blöcke und Bretter und Erdhaufen in derselben herumlagen. Die Haushälterin, die alte Maria, richtete einen Strohsack zurechte, gab anderes Bettzeug, das wir nicht brauchten, dazu und brachte eine Lagerstätte zu Stande, die recht war. Das Gestelle war aus Brettern, die wir hatten, zusammengeschlagen worden. Seinen Stuhl und Tisch bekam er aus dem Kämmerlein, in dem er bis jetzt gegessen hatte, hinüber. In dieser Stube saß er nun, wenn er nicht in der Gegend, wie ich ihm vorgeschrieben hatte, herumging. Gegen Michaelis, wo es kalt wurde, sagte ich zu ihm, jetzt müsse er mit dem Gebrauche des Wassers aufhören, und auch sonst werden wir bis zum Frühjahre nichts anwenden. Er war, wie ich meinte, vollkommen hergestellt. Die Verletzungen am Halse und am Genicke waren geschlossen, ohne eine Spur zurückzulassen, und die Augen waren heiterer und glänzender, und die Wangen rötheten sich. Sein Vater war zweimal herunten gewesen. Spät im Herbste, da sie meine väterliche Hütte abtrugen, war er wieder da und wollte den Buben nach Hause nehmen. Ich aber sagte ihm, droben im Astung würde sein Sohn wieder Allerlei essen, was ihm schädlich sein könnte, er solle auch im Winter bei mir bleiben, wir wollen schon sorgen, er solle von den vielen Spänen und Splittern, die im Sommer hindurch von den Bäumen, die meine Zimmerleute bearbeitet hatten, abgefallen sind, sich so Viel sammeln und aufschlichten, als er wolle, damit er sich in dem grünen Oefelein, das in seiner Kammer stehe, einheizen könne. Der Vater nahm es an. Es ist unglaublich, wie sehr mir Beide dankten — und oft, wenn ich in späterer Zeit von meinen Geschäften nach Hause kehrte, sah ich den Buben, wie er sich die Späne an der Mauer seiner Stube und hauptsächlich dort aufrichtete, von woher im Winter der Wind und das Gestöber kommen würden. Ich gab ihm später auch

noch eine Truhe in seine Kammer, damit er sich die neuen Hemden und die Kleider, die ich ihm hatte machen lassen, aufbewahren könne.

Ich bekam jetzt wieder mehr Leute in mein Haus. Der Bube Thomas pflegte die Pferde, den Fuchs und die zwei jungen Thiere, die wirklich so schön und glänzend schwarz geworden waren, wie Agat, und die, weil sie nicht gerne in dem Stalle blieben, polterten, emporstiegen und Dinge herunterbissen. Die wenigen Stunden, die sie auch im Winter täglich herumgeführt wurden, reichten ihnen doch nicht hin, weil sie im Sommer schier die meiste Zeit im Freien zugebracht hatten. Außer seiner Beschäftigung mit den Pferden arbeitete Thomas noch Mancherlei in dem Hause herum. Dann war der Knecht, welcher im vorigen Jahre die Kühe gepflegt hatte. Er grub den ganzen Garten um, der erst hergerichtet wurde, er besorgte mein Holz, nagelte Manches an, wenn es irgendwo herunterbrach, und that auch noch andere schwere Arbeit. Die Kühe pflegte er ebenfalls fort. Dann war die Haushälterin Maria, welche die Speisen, die Wäsche, die Kleider, die Zimmerreinigung und Dergleichen besorgte, und endlich zwei Mägde und darunter eine, der ich im vorigen Jahre auch in einer Todeskrankheit geholfen hatte.

Wir mußten einen schweren Winter überstehen. So weit die ältesten Menschen zurückdenken, war nicht so viel Schnee. Vier Wochen waren wir einmal ganz eingehüllt in ein fortdauerndes graues Gestöber, das oft Wind hatte, oft ein ruhiges, aber dichtes Niederschütten von Flocken war. Die ganze Zeit sahen wir nicht aus. Wenn ich in meinem Zimmer saß, und die Kerzen brannten, hörte ich das unabläßige Rieseln an den Fenstern, und wenn es licht wurde, und die Tageshelle eintrat, sah ich durch meine Fenster nicht auf den Wald hin, der hinter der Hütte stand, die ich hatte abbrechen lassen, sondern es hing die graue, lichte, aber undurchdringliche Schleierwand herab;

in meinem Hofe und in der Nähe des Hauses sah ich nur auf die unmittelbarsten Dinge hinab, wenn etwa ein Balken emporstand, der eine Schneehaube hatte und unendlich kurz geworden war, oder wenn ein langer, weißer, wolliger Wall anzeigte, wo meine im Sommer ausgehauenen Bäume lagen, die ich zum weitern Baue verwenden wollte. Als Alles vorüber war, und wieder der blaue und klare Winterhimmel über der Menge von Weiß stand, hörten wir oft in der Todtenstille, die jetzt eintrat, wenn wir an den Hängen hinunterfuhren, in dem Hochwalde oben ein Krachen, wie die Bäume unter ihrer Last zerbrachen und umstürzten. Leute, welche von dem jenseitigen Lande über die Schneide herüberkamen, sagten, daß in den Berggründen, wo sonst die kleinen, klaren Wässer gehen, so viel Schnee liege, daß die Tannen von fünfzig Ellen und darüber nur mit den Wipfeln herausschauen. Wir konnten nur den leichteren Schlitten brauchen — ich hatte nämlich noch einen machen lassen — der etwas länger, aber schmäler war, als der andere. Er fiel wohl öfter um, aber konnte auch leichter durch die Schluchten, welche die Schneewehen bildeten, durchdringen. Ich konnte jetzt nicht mehr allein zur Besorgung meiner Geschäfte herumfahren, weil ich mir mit allen meinen Kräften in vielen Fällen allein nicht helfen konnte. Und es waren mehr Kranke, als es in allen sonstigen Zeiten gegeben hatte. Deßwegen fuhr jetzt der Thomas immer mit mir, daß wir uns gegenseitig beistünden, wenn der Weg nicht mehr zu finden war, wenn wir den Fuchs aus dem Schnee, in den er sich verfiel, austreten mußten, oder wenn Einer, da es irgendwo ganz unmöglich war durchzudringen, bei dem Pferde bleiben, und der Andere zurückgehen und Leute holen mußte, damit sie uns helfen. Es wurde nach dem großen Schneefalle auch so kalt, wie man es je kaum erlebt hatte. Auf einer Seite war es gut; denn der tiefe Schnee fror so fest, daß man über Stellen und über Schlünde gehen konnte, wo es sonst un-

möglich gewesen wäre; aber auf der andern Seite war es auch schlimm; denn die Menschen, welche viel gingen, ermüdet wurden und unwissend waren, setzten sich nieder, gaben der süßen Ruhe nach und wurden dann erfroren gefunden, wie sie noch saßen, wie sie sich niedergesetzt hatten. Vögel fielen von den Bäumen, und wenn man es sah und sogleich einen in die Hand nahm, war er fest, wie eine Kugel, die man werfen konnte. Wenn meine jungen Rappen ausgeführt wurden, und von einem Baume oder sonst wo eine Schneeflocke auf ihren Rücken fiel, so schmolz dieselbe nicht, wenn sie nach Hause kamen, wie lebendig und tüchtig und voll von Feuer die Thiere auch waren. Erst im Stalle verlor sich das Weiß und Grau von dem Rücken. Wenn sie ausgeführt wurden, sah ich manchmal den jungen Gottlieb mitgehen und hinter den Thieren herbleiben, wenn sie auf verschiedenen Wegen herumgeführt wurden, aber es thut nichts, die Kälte wird ihm nichts anhaben, und er ist ja in den guten Pelz gehüllt, den ich ihm aus meinem alten habe machen lassen. Ich ging oft in die Zimmer der Meinigen hinab und sah, ob Alles in der Ordnung sei, ob sie gehörig Holz zum Heizen haben, ob die Wohnung überall gut geborgen sei, daß nicht auf Einen, wenn er vielleicht im Bette sei, der Strom einer kalten Luft gehe, und er erkranke; ich sah auch nach der Speise; denn bei solcher Kälte ist es nicht einerlei, ob man Das oder Jenes esse. Dem Gottlieb, der nur mit Spänen heizte, ließ ich von den dichten Buchenstöcken hinüberlegen. Im Eichenhage oben soll ein Knall geschehen sein, der seines Gleichen gar nicht hat. Der Knecht des Beringer sagte, daß einer der schönsten Stämme durch die Kälte von unten bis oben gespalten worden sei, er habe ihn selber gesehen. Der Thomas und ich waren in Pelze und Dinge eingehüllt, daß wir zwei Bündeln, kaum aber Menschen gleich sahen. Dieser Winter, von dem wir dachten, daß er uns viel Wasser bringen würde, endigte endlich mit einer Begeben-

heit, die wunderbar war und uns leicht die äußerste Gefahr hätte bringen können, wenn sie nicht eben gerade so abgelaufen wäre, wie sie ablief. Nach dem vielen Schneefalle und während der Kälte war es immer schön, es war immer blauer Himmel, Morgens rauchte es beim Sonnenaufgange von Glanz und Schnee, und Nachts war der Himmel dunkel, wie sonst nie, und es standen viel mehr Sterne in ihm, als zu allen Zeiten. Dieß dauerte lange — aber einmal fiel gegen Mittag die Kälte so schnell ab, daß man die Luft bald warm nennen konnte, die reine Bläue des Himmels trübte sich, von der Mittagseite des Waldes kamen an dem Himmel Wolkenballen, gedunsen und fahlblau, in einem milchigen Nebel schwimmend, wie im Sommer, wenn ein Gewitter kommen soll — ein leichtes Windchen hatte sich schon früher gehoben, daß die Fichten seufzten, und Ströme Wassers von ihren Aesten niederflossen. Gegen Abend standen die Wälder, die bisher immer bereift und, wie in Zucker, eingemacht gewesen waren, bereits ganz schwarz in den Mengen des bleichen und wässerigen Schnee's da. Wir hatten bange Gefühle, und ich sagte dem Thomas, daß sie abwechselnd nachschauen, daß sie die hinteren Thore im Augenmerk halten sollen, und daß er mich wecke, wenn das Wasser zu viel werden sollte. Ich wurde nicht geweckt, und als ich des Morgens die Augen öffnete, war Alles anders, als ich es erwartet hatte. Das Windchen hatte aufgehört, es war so stille, daß sich von der Tanne, die ich keine Büchsenschußlänge von meinem Fenster an meinem Sommerbänkchen stehen sah, keine einzige Nadel rührte; die blauen und mitunter bleifarbigen Wolkenballen waren nicht mehr an dem Himmel, der dafür in einem stillen Grau unbeweglich stand, welches Grau an keinem Theile der großen Wölbung mehr oder weniger grau war, und an der dunkeln Oeffnung der offen stehenden Thür des Heubodens bemerkte ich, daß feiner, aber dichter Regen niederfalle; allein wie ich auf allen

Gegenständen das schillerige Glänzen sah, war es nicht das Lockern oder Sickern des Schnee's, der in dem Regen zerfällt, sondern das blasse Glänzen eines Ueberzuges, der sich über alle die Hügel des Schnee's gelegt hatte. Als ich mich angekleidet und meine Suppe gegessen hatte, ging ich in den Hof hinab, wo der Thomas den Schlitten zurecht richtete. Da bemerkte ich, daß bei uns herunten an der Oberfläche des Schnee's während der Nacht wieder Kälte eingefallen sei, während es oben in den höheren Theilen des Himmels warm geblieben war; denn der Regen floß fein und dicht hernieder, aber nicht in der Gestalt von Eiskörnern, sondern als reines, fließendes Wasser, das erst an der Oberfläche der Erde gefror und die Dinge mit einem dünnen Schmelze überzog, derlei man in das Innere der Geschirre zu thun pflegt, damit sich die Flüssigkeiten nicht in den Thon ziehen können. Im Hofe zerbrach der Ueberzug bei den Tritten noch in die feinsten Scherben, es mußte also erst vor Anbruch des Tages zu regnen angefangen haben. Ich that die Dinge, die ich mitnehmen wollte, in ihre Fächer, die in dem Schlitten angebracht waren, und sagte dem Thomas, er solle doch, ehe wir zum Fortfahren kämen, noch den Fuchs zu dem untern Schmied hinüberführen und nachschauen lassen, ob er scharf genug sei, weil wir heute im Eise fahren müßten. Es war uns so recht, wie es war, und viel lieber, als wenn der unermeßliche Schnee schnell und plötzlich in Wasser verwandelt worden wäre. Dann ging ich wieder in die Stube hinauf, die sie mir viel zu viel geheizt hatten, schrieb Einiges auf und dachte nach, wie ich mir heute die Ordnung einzurichten hätte. Da sah ich auch, wie der Thomas den Fuchs zum untern Schmied hinüberführte. Nach einer Weile, da wir fertig waren, richteten wir uns zum Fortfahren. Ich that den Regenmantel um und setzte meine breite Filzkappe auf, davon der Regen abrinnen konnte. So machte ich mich in dem Schlitten zurechte und zog das Leder sehr weit

herauf. Der Thomas hatte seinen gelben Mantel um die Schultern und saß vor mir in dem Schlitten. Wir fuhren zuerst durch den Thaugrund, und es war an dem Himmel und auf der Erde so stille und einfach grau, wie des Morgens, so daß wir, als wir einmal stille hielten, den Regen durch die Nadeln fallen hören konnten. Der Fuchs hatte die Schellen an dem Schlittengeschirre nicht recht ertragen können und sich öfter daran geschreckt, deßhalb that ich sie schon, als ich nur ein paar Male mit ihm gefahren war, weg. Sie sind auch ein närrisches Klingeln, und mir war es viel lieber, wenn ich so fuhr, manchen Schrei eines Vogels, manchen Waldton zu hören, oder mich meinen Gedanken zu überlassen, als daß ich immer das Tönen in den Ohren hatte, das für die Kinder ist. Heute war es freilich nicht so ruhig, wie manchmal das stumme Fahren des Schlittens im feinen Schnee war, wie im Sande, wo auch die Hufe des Pferdes nicht wahrgenommen werden konnten; denn das Zerbrechen des zarten Eises, wenn das Thier darauftrat, machte ein immerwährendes Geräusch, daher aber das Schweigen, als wir halten mußten, weil der Thomas in dem Riemzeug etwas zurecht zu richten hatte, desto auffallender war. Und der Regen, dessen Rieseln durch die Nadeln man hören konnte, störte die Stille kaum, ja, er vermehrte sie. Noch etwas Anderes hörten wir später, da wir wieder hielten, was fast lieblich für die Ohren war. Die kleinen Stücke Eises, die sich an die dünnsten Zweige und an das langhaarige Moos der Bäume angehängt hatten, brachen herab, und wir gewahrten hinter uns in dem Walde an verschiedenen Stellen, die bald dort und bald da waren, das zarte Klingen und ein zitterndes Brechen, das gleich wieder stille war. Dann kamen wir aus dem Walde hinaus und fuhren durch die Gegend hin, in der die Felder liegen. Der gelbe Mantel des Thomas glänzte, als wenn er mit Oel übertüncht worden wäre; von der rauhen Decke des Pferdes hingen Silberfranzen hernieder; wie ich

zufällig einmal nach meiner Filzkappe griff, weil ich sie unbequem auf dem Haupte empfand, war sie fest, und ich hatte sie, wie eine Kriegshaube, auf; und der Boden des Weges, der hier breiter und, weil mehr gefahren wurde, fester war, war schon so mit Eise belegt, weil das gestrige Wasser, das in den Gleisen gestanden war, auch gefroren war, daß die Hufe des Fuchses die Decke nicht mehr durchschlagen konnten, und wir unter hallenden Schlägen der Hufeisen und unter Schleudern unseres kleinen Schlittens, wenn die Fläche des Weges ein wenig schief war, fortfahren mußten.

Wir kamen zuerst zu dem Karbauer, der ein krankes Kind hatte. Von dem Hausdache hing rings um, gleichsam ein Orgelwerk bildend, die Verzierung starrender Zapfen, die lang waren, theils herabbrachen, theils an der Spitze ein Wassertröpfchen hielten, das sie wieder länger und wieder zum Herabbrechen geneigter machte. Als ich ausstieg, bemerkte ich, daß das Ueberdach meines Regenmantels, das ich gewöhnlich so über mich und den Schlitten breite, daß ich mich und die Arme darunter rühren könne, in der That ein Dach geworden war, das fest um mich stand und beim Aussteigen ein Klingelwerk fallender Zapfen in allen Theilen des Schlittens verursachte. Der Hut des Thomas war fest, sein Mantel krachte, da er abstieg, aus einander, und jede Stange, jedes Holz, jede Schnalle, jedes Theilchen des ganzen Schlittens, wie wir ihn jetzt so ansahen, war in Eis, wie in durchsichtigen, flüssigen Zucker, gehüllt, selbst in den Mähnen, wie tausend bleiche Perlen, hingen die gefrornen Tropfen des Wassers, und zuletzt war es um die Hufhaare des Fuchses, wie silberne Borden, geheftet.

Ich ging in das Haus. Der Mantel wurde auf den Schragen gehängt, und wie ich die Filzkappe auf den Tisch des Vorhauses legte, war sie, wie ein schimmerndes Becken, anzuschauen.

Als wir wieder fortfahren wollten, zerschlugen wir das Eis auf unsern Hüten, auf unsern Kleidern, an dem Leder und den Theilen des Schlittens, an dem Riemzeug des Geschirres und zerrieben es an den Haaren der Mähne und der Hufe des Fuchses. Die Leute des Karbauers halfen uns hiebei. Das Kind war schon schier ganz gesund. Unter dem Obstbaumwalde des Karhauses, den der Bauer sehr liebt und schätzt, und der hinter dem Hause anhebt, lagen unzählige kleine schwarze Zweige auf dem weißen Schnee, und jeder schwarze Zweig war mit einer durchsichtigen Rinde von Eis umhüllt und zeigte neben dem Glanze des Eises die kleine frischgelbe Wunde des Herabbruchs. Die braunen Knösplein der Zweige, die im künftigen Frühlinge Blüthen- und Blätterbüschlein werden sollten, blickten durch das Eis hindurch. Wir setzten uns in den Schlitten. Der Regen, die graue Stille und die Einöde des Himmels dauerten fort.

Da wir in der Dubs hinüberfuhren, an der oberen Stelle, wo links das Gehänge ist, und an der Schneide der lange Wald hingeht, sahen wir den Wald nicht mehr schwarz, sondern er war gleichsam bereift, wie im Winter, wenn der Schnee in die Nadeln gestreut ist, und lange Kälte herrscht; aber der Reif war heute nicht so weiß, wie Zucker, dergleichen er sonst ähnlich zu sein pflegt, sondern es war das dumpfe Glänzen und das gleichmäßige Schimmern an allen Orten, wenn es bei trübem Himmel überall naß ist; aber heute war es nicht von der Nässe, sondern von dem unendlichen Eise, das in den Aesten hing. Wir konnten, wenn wir etwas aufwärts und daher langsamer fuhren, das Knistern der brechenden Zweige sogar bis zu uns herab hören, und der Wald erschien, als sei er lebendig geworden. Das blasse Leuchten des Eises auf allen Hügeln des Schnee's war rings um uns herum, das Grau des Himmels war beinahe sehr licht, und der Regen dauerte stille fort, gleichmäßig fein und gleichmäßig dicht.

Wir hatten in den letzten Häusern der Dubs etwas zu thun, ich machte die Gänge, da die Orte nicht weit aus einander lagen, zu Fuße, und der Fuchs wurde in den Stall gethan, nachdem er wieder von dem Eise, das an ihm rasselte, befreit worden war. Der Schlitten und die Kleider des Thomas mußten ebenfalls ausgelöset werden; die meinigen aber, nämlich der Mantel und die Filzkappe, wurden nur von Dem, was bei oberflächlichem Klopfen und Rütteln herabging, erleichtert, das Andere aber daran gelassen, da ich doch wieder damit in dem Regen herumgehen mußte und neue Lasten auf mich lud. Ich hatte mehr Kranke, als sie sonst in dieser Jahreszeit zu sein pflegen. Sie waren aber alle ziemlich in der Nähe beisammen, und ich ging von dem Einen zu dem Andern. An den Zäunen, an den Strunken von Obstbäumen und an den Rändern der Dächer hing unsägliches Eis. An mehreren Planken waren die Zwischenräume verquollen, als wäre das Ganze in eine Menge eines zähen Stoffes eingehüllt worden, der dann erstarrte. Mancher Busch sah aus, wie viele in einander gewundene Kerzen, oder wie lichte, wässerig glänzende Korallen.

Ich hatte dieses Ding nie so gesehen, wie heute.

Die Leute schlugen manche der bis in's Unglaubliche herabgewachsenen Zapfen von den Dächern, weil sie sonst, wenn sie gar groß geworden waren, im Herabbrechen Stücke der Schindeln oder Rinnen mit sich auf die Erde nahmen. Da ich in der Dubs herumging, wo mehrere Häuser um den schönen Platz herumstehen, den sie bilden, sah ich, wie zwei Mägde das Wasser, welches im Tragen hin- und hergeschwemmt haben würde, in einem Schlitten nach Hause zogen. Zu dem Brunnen, der in der Mitte des Platzes steht, und um dessen Holzgeschlacht herum schon im Winter der Schnee einen Berg gebildet hatte, mußten sie sich mit der Axt Stufen hineinhauen. Sonst gingen die Leute gar nicht aus den Häusern, und wo man doch Einen

sah, duckte er oben mit dem Haupte vor dem Regen in sein Gewand, und unten griff er mit den Füßen vorsichtig vorwärts, um in der unsäglichen Glätte nicht zu fallen.

Wir mußten wieder fort. Wir fuhren mit dem Fuchs, den wir wieder hatten scharf machen lassen, durch die ebenen Felder hinüber gegen das Eckstück, welches die Siller am höher stehenden Walde einfaßt, und wo mehrere Holzhäuser stehen. Wir hörten, da wir über die Felder fuhren, einen dumpfen Fall; wußten aber nicht recht, was es war. Auf dem Raine sahen wir einen Weidenbaum gleißend stehen, und seine zähen, silbernen Aeste hingen herab, wie mit einem Kamme niedergekämmt. Den Waldring, dem wir entgegenfuhren, sahen wir bereift, aber er warf glänzende Funken und stand, wie geglättete Metallstellen, von dem lichten, ruhigen, matten Grau des Himmels ab.

Von den Holzhäusern mußten wir wieder zurück über die Felder, aber schief auf dem Wege gegen das Eidun. Die Hufe unseres Pferdes hallten auf der Decke, wie starke Steine, die gegen Metallschilde geworfen werden. Wir aßen bei dem Wirthe etwas, weil wir zu spät nach Hause gekommen sein würden, dann, nachdem wir den Schlitten, das Pferd und unsere Kleider wieder frei gemacht hatten, fuhren wir wieder ab, auf dem Wege, der nach meinem Hause führte. Ich hatte nur noch in den letzteren Eidunhäusern etwas zu thun, und dann konnten wir auf dem Wege hinüberfahren, wo im Sommer die Eidunwiesen sind, im Winter aber alle Die fahren und gehen, die im Waldhange und oberen Hage Geschäfte haben. Von da konnten wir gegen den Fahrweg einlenken, der durch den Thaugrund und nach Hause führt. Da wir uns auf den Wiesen befanden, über deren Ebene wir jetzt, freilich klafterhoch erhoben, fuhren, hörten wir wieder denselben dumpfen Fall, wie heute schon einmal, aber wir erkannten ihn wieder nicht und wußten auch nicht einmal ganz genau, woher wir ihn gehört hatten. Wir waren sehr froh, einmal nach Hause

zu kommen; denn der Regen und das Feuchte, das in unserm ganzen Körper steckte, that uns recht unwohl, auch war die Glätte unangenehm, die allenthalben unnatürlich über Flur und Feld gebreitet war und den Fuß, wenn man ausstieg, zwang, recht vorsichtig auf die Erde zu greifen, woher man, wenn man auch nicht gar viel und gar weit ging, unglaublich ermüdet wurde.

Da wir endlich gegen den Thaugrund kamen, und der Wald, der von der Höhe herüberzieht, anfing, gegen unsern Weg herüberzulangen, hörten wir plötzlich in dem Schwarzholze, das auf dem schön emporragenden Felsen steht, ein Geräusch, das sehr seltsam war, und das Keiner von uns je vernommen hatte — es war, als ob viele Tausende oder gar Millionen von Glasstangen durch einander rasselten und in diesem Gewirre fort in die Entfernung zögen. Das Schwarzholz war doch zu weit zu unserer Rechten entfernt, als daß wir den Schall recht klar hätten erkennen können, und in der Stille, die in dem Himmel und auf der Gegend war, ist er uns recht sonderbar erschienen. Wir fuhren noch eine Strecke fort, ehe wir den Fuchs aufhalten konnten, der im Nachhauserennen begriffen war und auch schon trachten mochte, aus diesem Tage in den Stall zu kommen. Wir hielten endlich und hörten in den Lüften gleichsam ein unbestimmtes Rauschen, sonst aber nichts. Das Rauschen hatte jedoch keine Aehnlichkeit mit dem fernen Getöse, das wir eben durch die Hufschläge unsers Pferdes hindurch gehört hatten. Wir fuhren wieder fort und näherten uns dem Walde des Thaugrundes immer mehr und sahen endlich schon die dunkle Oeffnung, wo der Weg in das Gehölze hineingeht. Wenn es auch noch früh am Nachmittage war, wenn auch der graue Himmel so licht schien, daß es war, als müßte man den Schimmer der Sonne durchsinken sehen, so war es doch ein Winternachmittag, und es war so trübe, daß sich schon die weißen Gefilde vor uns zu entfärben begannen, und in dem

Holze Dämmerung zu herrschen schien. Es mußte aber doch nur scheinbar sein, indem der Glanz des Schnee's gegen das Dunkel der hinter einander stehenden Stämme abstach.

Als wir an die Stelle kamen, wo wir unter die Wölbung des Waldes hineinfahren sollten, blieb der Thomas stehen. Wir sahen vor uns eine sehr schlanke Fichte, zu einem Reife gekrümmt, stehen und einen Bogen über unsere Straße bildend, wie man sie einziehenden Kaisern zu machen pflegt. Es war unsäglich, welche Pracht und Last des Eises von den Bäumen hing. Wie Leuchter, von denen unzählige umgekehrte Kerzen in unerhörten Größen ragten, standen die Nadelbäume. Die Kerzen schimmerten alle von Silber, die Leuchter waren selber silbern und standen nicht überall gerade, sondern manche waren nach verschiedenen Richtungen geneigt. Das Rauschen, welches wir früher in den Lüften gehört hatten, war uns jetzt bekannt; es war nicht in den Lüften; jetzt war es bei uns. In der ganzen Tiefe des Waldes herrschte es ununterbrochen fort, wie die Zweige und Aeste krachten und auf die Erde fielen. Es war um so fürchterlicher, da Alles unbeweglich stand; von dem ganzen Geglitzer und Geglänze rührte sich kein Zweig und keine Nadel, außer wenn man nach einer Weile wieder auf einen gebogenen Baum sah, daß er von den ziehenden Zapfen niederer stand. Wir harreten und schauten hin — man weiß nicht, war es Bewunderung, oder war es Furcht, in das Ding hineinzufahren. Unser Pferd mochte die Empfindungen in einer Aehnlichkeit theilen, denn das arme Thier schob, die Füße sachte anziehend, den Schlitten in mehreren Rucken etwas zurück.

Wie wir noch dastanden und schauten — wir hatten noch kein Wort geredet — hörten wir wieder den Fall, den wir heute schon zweimal vernommen hatten. Jetzt war er uns aber völlig bekannt. Ein helles Krachen, gleichsam wie ein Schrei, ging vorher, dann folgte ein kurzes Wehen, Sausen oder Streifen und dann der dumpfe, dröhnende Fall, mit dem ein

mächtiger Stamm auf der Erde lag. Der Knall ging, wie ein Brausen, durch den Wald und durch die Dichte der dämpfenden Zweige; es war auch noch ein Klingeln und Geschimmer, als ob unendliches Glas durch einander geschoben und gerüttelt würde — dann war es wieder, wie vorher, die Stämme standen und ragten durch einander, nichts regte sich, und das still stehende Rauschen dauerte fort. Es war merkwürdig, wenn ganz in unserer Nähe ein Ast oder Zweig oder ein Stück Eis fiel; man sah nicht, woher es kam, man sah nur schnell das Herniederblitzen, hörte etwa das Aufschlagen, hatte nicht das Emporschnellen des verlassenen und erleichterten Zweiges gesehen, und das Starren, wie früher, dauerte fort.

Es wurde uns begreiflich, daß wir in den Wald nicht hineinfahren konnten. Es mochte irgendwo schon über den Weg ein Baum mit all seinem Geäste liegen, über den wir nicht hinüber könnten, und der nicht zu umgehen war, weil die Bäume dicht stehen, ihre Nadeln vermischen, und der Schnee bis in das Geäste und Geflechte des Niedersatzes ragte. Wenn wir dann umkehrten und auf dem Wege, auf dem wir gekommen waren, zurück wollten, und da sich etwa auch unterdessen ein Baum herübergelegt hätte, so wären wir mitten darinnen gewesen. Der Regen dauerte unablässig fort, wir selber waren schon wieder eingehüllt, daß wir uns nicht regen konnten, ohne die Decke zu zerbrechen, der Schlitten war schwerfällig und verglaset, und der Fuchs trug seine Lasten — wenn irgend etwas in den Bäumen um eine Unze an Gewicht gewann, so mochte es fallen, ja, die Stämme selber mochten brechen, die Spitzen der Zapfen, wie Keile, mochten niederfahren, wir sahen ohnedem auf unserm Wege, der vor uns lag, viele zerstreut, und während wir standen, waren in der Ferne wieder dumpfe Schläge zu vernehmen gewesen. Wie wir umschauten, woher wir gekommen, war auf den ganzen Feldern und in der Gegend kein Mensch und kein lebendiges Wesen zu sehen. Nur ich

mit dem Thomas und mit dem Fuchse waren allein in der freien Natur.

Ich sagte dem Thomas, daß wir umkehren müßten. Wir stiegen aus, schüttelten unsere Kleider ab, so gut es möglich war, und befreiten die Haare des Fuchses von dem anhangenden Eise, von dem es uns vorkam, als wachse es jetzt viel schneller an, als am Vormittage, war es nun, daß wir damals die Erscheinung beobachteten, und im Hinschauen darauf ihr Fortgang uns langsamer vorkam, als Nachmittag, wo wir andere Dinge zu thun hatten und nach einer Weile erst sahen, wie das Eis sich wieder gehäuft hatte — oder war es kälter, und der Regen dichter geworden. Wir wußten es nicht. Der Fuchs und der Schlitten wurde sodann von dem Thomas umgekehrt, und wir fuhren, so schnell wir konnten, gegen die uns zunächst gerichteten Eidunhäuser zurück. Es war damals am oberen Ende, wo der Bühl sacht beginnt, noch das Wirthshaus — der Burmann hat es heuer gekauft und treibt bloß Feldwirthschaft — dorthin fuhren wir über den Schnee, der jetzt trug, ohne Weg, in der geradesten Richtung, die wir einschlagen konnten. Ich bat den Wirth, daß er mir eine Stelle in seinem Stalle für meinen Fuchs zurecht räumen möchte. Er that es, obwohl er ein Rind hinüber auf einen Platz seines Stalles hängen mußte, wo sonst nur Stroh und einstweil Futter lag, das man an dem Tage gebrauchen wollte. Den Schlitten thaten wir in die Wagenlaube. Als wir Das untergebracht und uns wieder von der angewachsenen Last befreit hatten, nahm ich Einiges aus dem Schlitten, was ich brauchte, und sagte, ich werde nun zu Fuße den Weg nach Hause antreten; denn ich müsse in der Nacht in meinem Hause sein, weil Manches zu bereiten ist, das ich morgen bedürfe, und weil ich morgen einen andern Weg einzuschlagen hätte, da ich die Kranken in dem oberen Lande besuchen müßte, die mich heute nicht gesehen hatten. — Den Thaugrund könne ich umgehen, ich wolle durch

das Gebühl, dann durch die Wiesen des Meierbacher links hinauf, sodann durch die kleinen Erlenbüsche, die gefahrlos sind, hinüber gegen die Hagweiden und von dort gegen mein Haus hinunter, das in dem Thale steht.

Als ich Das so gesagt hatte, wollte mein Knecht Thomas nicht zugeben, daß ich allein gehe; denn der Weg, den ich beschrieben hatte, wäre hüglig und ging an Höhen von Wiesen hinauf, wo gewiß überhängende Schneelehnen sind, und wo in dem glatten Eise das Klimmen und Steigen von großer Gefahr sein möchte. Er sagte, er wolle mit mir gehen, daß wir einander an den Meierbacher Wiesen emporhelfen, daß wir einander beistehen und uns durch das Geerle hinüberziehen möchten. Unsere Fahrangelegenheit könnten wir bei dem Wirthe da lassen, er würde ihm schon sagen, wie der Fuchs zu füttern und zu pflegen sei. Morgen, wenn sich das Wetter geändert hätte, würde er um den Fuchs herübergehen, und zu meiner Fahrt, wenn ich zeitlich fort wollte, könnte ich die Pferde des Rothbergerwirthes nehmen, um die ich den Gottlieb oder Jemanden hinabschicken möge, wenn ja sonst Gott einen Tag sende, an dem ein Mensch unter den freien Himmel herauszugehen sich wage.

Ich sah das Alles ein, was mein Knecht Thomas sagte, und da ich mich auch nicht ganz genau erinnerte — man schaut Das nicht so genau an — ob denn wirklich überall da, wo ich zu gehen vorhatte, keine Bäume stünden, oder ob ich nicht einen viel weiteren Umweg zu machen, oder gar wieder zurückzugehen hätte, wenn ich nicht vordringen könnte; so gestattete ich ihm, daß er mitgehe, damit wir unser Zwei sind und die Sache mit mehr Kräften beherrschten.

Ich habe in meinem Schlitten immer Steigeisen eingepackt, weil ich oft aussteigen und über manche Hügel hinauf, die in unserem Lande sind und steile Hänge haben, zu Kranken gehen muß, wo ich, wenn Glatteis herrscht, gar nicht oder mit Gefahr und Mühe auf den Wegen, die Niemand pflegt, oder

die verschneit und vereiset sind, hinaufkommen könnte. Weil es aber auch leicht möglich ist, daß etwas bricht, so führe ich immer zwei Paare mit, daß ich in keine Ungelegenheit komme. Heute hatte ich sie nicht gebraucht, weil ich immer an ebenen Stellen zu gehen hatte, und weil ich die Füße nicht an immer dauernde Unterstützung gewöhnen will. Ich suchte die Steigeisen aus dem Schlitten heraus und gab dem Thomas ein Paar. Dann steckte ich aus den Fächern des Schlittens die Dinge und Herrichtungen zu mir, die ich morgen brauchen sollte. An dem Gestelle des Schlittens oberhalb der Kufe, dem Korbe entlang, sind Bergstöcke angeschnallt, die eine sehr starke Eisenspitze haben und weiter aufwärts einen eisernen Haken, um sich damit einzuhaken und anzuhängen. Am obersten Ende des Holzes sind sie mit einem Knaufe versehen, daß sie nicht so leicht durch die Hand gleiten. Weil ich aus Vorsicht auch immer zwei solche Stöcke bei mir habe, so gab ich dem Thomas einen, nachdem er sie abgeschnallt hatte, und einen behielt ich mir. So gingen wir dann, ohne uns noch aufzuhalten, sogleich fort, weil an solchen Wintertagen die Nacht schnell einbricht und dann sehr finster ist. Der Thomas hatte darum auch die Blendlaterne aus dem Schlitten genommen und hatte sich mit Feuerzeug versehen.

Auf dem offenen Felde, ehe wir wieder in die Nähe des Thaugrundes kamen, gingen wir ohne Steigeisen bloß mit Hülfe der Stöcke fort, was sehr beschwerlich war. Als wir in die Nähe des Waldes kamen, und uns das fürchterliche Rauschen wieder empfing, beugten wir links ab gegen die Wiesen des Meierbacher hin, die eine Lichtung durch den Wald bilden, und die uns den Weg darstellen sollten, auf dem wir nach Hause gelangen könnten. Wir erreichten die Wiesen, Das will sagen, wir erkannten, daß wir uns auf dem Schnee über ihrer Grenze befanden, weil die Rinde nun sanft abwärtszugehen begann, wo unten der Bach sein sollte, über dem aber zwei

Klafter hoher Schnee, oder noch höherer, stand. Wir wagten, da der Grund nicht zerrissen ist, und die Decke mit ihrem Glänzen ein gleichmäßiges Abgehen zeigte, das Hinabfahren mit unseren Bergstöcken. Es gelang gut. Wir hätten wohl mittelst der Steigeisen lange gebraucht hinabzukommen, aber so gelangten wir in einem Augenblicke hinunter, daß die Luft an unseren Angesichtern und durch unsere Haare saus'te. Wirklich glaubten wir, da wir wieder aufgestanden waren, es habe sich ein kleines Windchen gehoben, aber es war nur unsere Bewegung gewesen, und rings um war es so ruhig, wie den ganzen Tag. Wir legten nun in dem Grunde unsere Steigeisen an, um über die Höhe und den bedeutenden Bühel emporzukommen, in denen sich die Wiese hinüber gegen die Erlengebüsche legt, auf die wir hinausgelangen wollten. Es ist gut, daß ich aus Vorsicht die Spitzen der Steigeisen immer zuschleifen und schärfen lasse; denn wir gingen über den Bühel, der, wie eine ungeheure, gläserne Spiegelwalze, vor uns lag, so gerade hinauf, als würden wir mit jedem Tritte an die Glätte angeheftet. Als wir oben waren und an dem Rande des Geerles standen, wo man ziemlich weit herumsieht, meinten wir, es dämmere bereits; denn der Eisglanz hatte da hinab, wo wir heraufgekommen waren, eine Farbe, wie Zinn, und wo die Schneewehen sich überwölbten und Rinnen und Löcher bildeten, saß es, wie grauliche Schatten, darinnen; aber die Ursache, daß wir so trüb sahen, mußte der Tag sein, der durch die weißliche, feste Decke des Himmels dieses seltsame, dämmerige Licht warf. Wir sahen auf mehrere Wälder, die jenseits dieser Höhe herumziehen: sie waren grau und schwarz gegen den Himmel und den Schnee, und die Lebendigkeit in ihnen, das gedämpfte Rauschen, war fast hörbar — aber deutlich zu vernehmen war mancher Fall und dann das Brausen, das darauf durch die Glieder der Bergzüge ging.

Wir hielten uns nicht lange an diesem Platze auf, sondern suchten in die Büsche der Erlen einzudringen und durch sie hindurchzukommen. Die Steigeisen hatten wir weggethan und trugen sie über unsern Rücken herabhängend. Es war schwer, durch die Zweige, die dicht aus dem Schnee nach allen Richtungen ragten, zu kommen. Sie hielten uns die starren Ausläufe, wie unzählige stählerne Stangen und Spieße, entgegen, die in unsere Gewänder und Füße bohrten und uns verletzt haben würden. Aber wir gebrauchten unsere Bergstöcke dazu, daß wir mit ihnen vor uns in das Gezweige schlugen und Eis und Holz so weit zerschlugen und weich machten, daß wir mit Arbeit und gegenseitiger Hülfe durchgelangen konnten. Es dauerte aber lange.

Da wir endlich heraus waren und an den Hagweiden standen, wo wir hinunter in das Thal sahen, in dem mein Haus ist, dämmerte es wirklich, aber wir waren schon nahe genug und besorgten nichts mehr. Durch die allgemeine dicke, weißgraue Luft sahen wir mein Haus, und ein gerader bläulicher Rauch stieg aus demselben empor, wahrscheinlich von dem Feuer kommend, an dem Maria, die Haushälterin, unser Mahl in Bereitschaft richtete. Wir legten hier wieder die Steigeisen an und gingen langsam hinunter, bis wir auf ebenem Boden waren, wo wir sie wieder wegthaten.

Vor den Thüren der Häuser, die in der Nähe des meinigen sind, standen Gruppen von Menschen und schauten den Himmel an.

„Ach, Herr Doctor," riefen sie, „ach, Herr Doctor, wo kommt Ihr denn an diesem fürchterlichen Tage her?"

„Ich komme von der Dubs und von den Eidunhäusern," sagte ich, „mein Pferd und den Schlitten ließ ich zurück und bin über die Meierbacher Wiesen und die Hagweiden gekommen, weil ich nicht mehr durch den Wald konnte."

Ich blieb ein wenig bei den Leuten stehen. Wirklich war der Tag ein furchtbarer. Das Rauschen der Wälder war von

rings um bereits bis hierher zu hören, dazwischen tönte der Fall von Bäumen und folgte immer dichter auf einander; ja, sogar von dem hohen obern Walde her, wo man gar nicht wegen der Dicke des Nebels hinsehen konnte, konnte man das Krachen und Stürzen vernehmen. Der Himmel war immer weißlich, wie den ganzen Tag, ja, sein Schimmer schien jetzt gegen Abend noch lichter zu werden; die Luft stand gänzlich unbewegt, und der feine Regen fiel gerade herunter.

„Gott genade dem Menschen, der jetzt im Freien ist, oder gar im Walde," sagte Einer aus den Umstehenden.

„Er wird sich wohl gerettet haben," sagte ein Anderer; „denn heute bleibt Niemand auf einem Wege."

Ich und der Thomas trugen starke Lasten, die schier nicht mehr zu erhalten waren, deßwegen nahmen wir Abschied von den Leuten und gingen unserm Hause zu. Jeder Baum hatte einen schwarzen Fleck um sich, weil eine Menge Zweige herabgerissen war, als hätte sie ein starker Hagelschlag getroffen. Mein hölzernes Gitter, mit dem ich den Hof von dem Garten, der noch nicht fertig war, abschließe, stand silbern da, wie vor dem Altare einer Kirche; ein Pflaumenbaum daneben, der noch von dem alten Allerb herrührte, war geknickt. Die Fichte, bei welcher mein Sommerbänklein steht, hatten sie dadurch vor Schaden zu verwahren gesucht, daß sie mit Stangen, so weit sie reichen konnten, das Eis herabschlugen — und wie der Wipfel sich gar schier zu neigen schien, ist der andere Knecht, Kajetan, hinaufgestiegen, hat vorsichtig oberhalb sich herabgeschlagen und hat dann an die obersten Aeste zwei Wiesbaumseile gebunden, die er herabhängen ließ, und an denen er von Zeit zu Zeit rüttelte. Sie wußten, daß mir der Baum lieb war, und er ist auch sehr schön und mit seinen grünen Zweigen so bebuscht, daß sich eine ungeheure Last von Eis darangehängt und ihn zerspellt, oder seine Aeste zerrissen hätte. Ich ging in meine Stube, die gut gewärmt war, legte alle Dinge, die ich aus dem Schlitten zu

mir gesteckt hatte, auf den Tisch und that dann die Kleider weg, von denen sie unten das Eis herabschlugen und sie dann in die Küchenstube aufhängen mußten; denn sie waren sehr feucht.

Als ich mich anders angekleidet hatte, erfuhr ich, daß der Gottlieb zu dem Walde des Thaugrundes hinabgegangen und noch immer nicht zurückgekehrt sei, weil er wisse, daß ich durch den Thaugrund mit meinem Schlitten daherkommen müsse. Ich sagte dem Kajetan, daß er ihn holen solle, daß er sich noch Jemand mitnehme, wenn er Einen finden könne, der ihn begleite, daß sie eine Laterne und Eisen an die Füße und Stöcke in die Hand nehmen sollen. Sie brachten ihn später daher und er war schier mit Panzerringen versehen, weil er nicht überall das Eis von sich hatte abwehren können.

Ich aß ein Weniges von meinem aufgehobenen Mahle. Die Dämmerung war schon weit vorgerückt, und die Nacht bereits hereingebrochen. Ich konnte jetzt das verworrene Getöse sogar in meine Stube hereinhören, und meine Leute gingen voll Angst unten in dem Hause herum.

Nach einer Weile kam der Thomas, der ebenfalls gegessen und andere Kleider angethan hatte, zu mir herein und sagte, daß sich die Leute der Nachbarhäuser versammeln und in großer Bestürzung seien. Ich that einen starken Rock um und ging mittelst eines Stockes über das Eis zu den Häusern hinüber. Es war bereits ganz finster geworden, nur das Eis auf der Erde gab einen zweifelhaften Schein und ein Schneelicht von sich. Den Regen konnte man an dem Angesichte spüren, um das es feucht war, und ich spürte ihn auch an der Hand, mit welcher ich den Bergstock einsetzte. Das Getöse hatte sich in der Finsterniß vermehrt, es war rings herum an Orten, wo jetzt kein Auge hindringen konnte, wie das Rauschen entfernter Wasserfälle — das Brechen wurde auch immer deutlicher, als ob ein starkes Heer, oder eine geschreilose Schlacht im Anzuge wäre. Ich sah die Leute, als

ich näher gegen die Häuser kam, stehen, aber ich sah die schwarzen Gruppen derselben von den Häusern entfernt mitten im Schnee, nicht etwa vor den Thüren, oder an der Wand.

„Ach, Doctor, helft, ach, Doctor, helft," riefen Einige, da sie mich kommen sahen und mich an meinem Gang erkannten.

„Ich kann Euch nicht helfen, Gott ist überall groß und wunderbar, er wird helfen und retten," sagte ich, indem ich zu ihnen hinzutrat.

Wir standen eine Weile bei einander und horchten auf die Töne. Später vernahm ich aus ihren Gesprächen, daß sie sich fürchteten, daß bei der Nacht die Häuser eingedrückt werden könnten. Ich sagte ihnen, daß sich in den Bäumen, insbesondere bei uns, wo die Nadelbäume so vorherrschend sind, in jedem Zweige, zwischen den kleinsten Reisern und Nadeln das unsäglich herunterrinnende Wasser sammle, in dem seltsamen Froste, der herrsche, gefriere und durch stetes, nachhaltendes Wachsen an den Aesten ziehe, Nadeln, Reiser, Zweige, Aeste mit herabnehme und endlich Bäume biege und breche; aber von dem Dache, auf welchem die glatte Schneedecke liege, rinne das Wasser fast alles ab, um so mehr, da die Rinde des Eises glatt sei und das Rinnen befördere. Sie möchten nur durch Haken Stücke des Eises herabreißen, und da würden sie sehen, zu welch geringer Dicke die Rinde auf der schiefen Fläche anzuwachsen im Stande gewesen sei. An den Bäumen ziehen unendlich viele Hände gleichsam bei unendlich vielen Haaren und Armen hernieder; bei den Häusern schiebe Alles gegen den Rand, wo es in Zapfen niederhänge, die ohnmächtig sind, oder losbrechen, oder herabgeschlagen werden könnten. Ich tröstete sie hiedurch, und sie begriffen die Sache, die sie nur verwirrt hatte, weil nie Dergleichen, oder nicht in solcher Gewalt und Stärke erlebt worden war.

Ich ging dann wieder nach Hause. Ich selber war nicht so ruhig, ich zitterte innerlich; denn was sollte Das werden,

wenn der Regen noch immer so fortdauerte, und das Donnern der armen Gewächse in so rascher Folge zunahm; wie es jetzt, wo schier Alles am Aeußersten war, geschah. Die Lasten hatten sich zusammengelegt; ein Loth, ein Quentchen, ein Tropfen konnte den hundertjährigen Baum stürzen. Ich zündete in meiner Stube Lichter an und wollte nicht schlafen. Der Bube Gottlieb hatte durch das lange Stehen und Warten an dem Thaugrunde ein leichtes Fieber bekommen. Ich hatte ihn untersucht und schickte ihm etwas hinunter.

Nach einer Stunde kam der Thomas und sagte, daß die Leute zusammengekommen seien und beten; das Getöse sei furchtbar. Ich erwiederte ihm, es müsse sich bald ändern, und er entfernte sich wieder.

Ich ging in dem Zimmer, in das der Lärmen, wie tosende Meereswogen, drang, auf und nieder, und da ich mich später auf das lederne Sitzbette, das da stand, ein wenig niedergelegt hatte, schlief ich aus Müdigkeit doch ein.

Als ich wieder erwachte, hörte ich ein Sausen oberhalb meinem Dache, das ich mir nicht gleich zu erklären vermochte. Als ich aber aufstand, mich ermannte, an das Fenster trat und einen Flügel öffnete, erkannte ich, daß es Wind sei, ja, daß ein Sturm durch die Lüfte dahingehe. Ich wollte mich überzeugen, ob es noch regne, und ob der Wind ein kalter oder warmer sei. Ich nahm einen Mantel um, und da ich durch das vordere Zimmer ging, sah ich seitwärts Licht durch die Thür des Gemaches herausfallen, in welchem Thomas schläft. Er ist nämlich in meiner Nähe, damit ich ihn mit der Glocke rufen könne, wenn ich etwas brauche, oder falls mir etwas zustieße. Ich ging in das Gemach hinein und sah, daß er an dem Tische sitze. Er hatte sich gar nicht niedergelegt, weil er sich, wie er mir gestand, zu sehr fürchtete. Ich sagte ihm, daß ich hinuntergehe, um das Wetter zu prüfen. Er stand gleich auf, nahm seine Lampe und ging hinter mir

die Treppe hinab. Als wir unten im Vorhause angekommen waren, stellte ich mein Licht in die Nische der Stiege, und er seine Lampe dazu. Dann sperrte ich die Thür auf, die in den Hof hinausführt, und als wir aus den kalten Gängen hinaustraten, schlug uns draußen eine warme, weiche Luft entgegen. Der ungewöhnliche Stand der Dinge, der den ganzen Tag gedauert hatte, hatte sich gelöset. Die Wärme, welche von der Mittagseite herkam und bis jetzt nur in den oberen Theilen geherrscht hatte, war nun auch, wie es meist geschieht, in die untern herabgesunken, und der Luftzug, der gewiß oben schon gewesen war, hatte sich herabgedrückt und war in völligen Sturm übergegangen. Auch am Himmel war es, so viel ich sehen konnte, anders geworden. Die einzelne graue Farbe war unterbrochen; denn ich sah dunkle und schwarze Stücke hie und da zerstreut. Der Regen war nicht mehr so dicht, schlug aber in weiter zerstreuten und stärkeren Tropfen an unser Gesicht. Als ich so stand, näherten sich mir einige Menschen, die in der Nähe meines Hauses gewesen sein mußten. Mein Hof ist nämlich nicht so, wie es gewöhnlich zu sein pflegt, und damals war er noch weniger verwahrt, als jetzt. Das Mauerwerk meines Hauses ist nämlich von zwei Seiten in's Rechteck gestellt, und Das sind die zwei Seiten des Hofes. Die dritte war damals mit einer Planke versehen, hinter der der Garten werden sollte, in den man durch ein hölzernes Gitter hineinging. Die vierte war die Einfahrt, damals auch Planke, nicht einmal gut gefügt und mit einem hölzernen Gitterthore versehen, das meistens offen stand. In der Mitte des Hofes sollte ein Brunnen werden, der aber damals noch gar nicht angefangen war. Es kam daher leicht an, daß Menschen zu mir in meinem Hofe herzutreten konnten. Sie waren im Freien gestanden und hatten in großer Angst den Zustand der Dinge betrachten wollen. Als sie das Licht in den Fenstern meiner Stube verschwinden sahen und gleich darauf bemerkten, daß es an den Fenstern des Stiegen-

hauses heruntergehe, dachten sie, daß ich in den Hof kommen würde, und gingen näher herzu. Sie fürchteten erst rechte Verheerungen und unbekannte Schrecken, da nun der Sturm auch noch dazugekommen sei. Ich sagte ihnen aber, daß Dieß gut ist, und daß nun das Aergste bereits hinter uns liege. Es war zu erwarten, daß die Kälte, die nur unten, nicht aber oben war, bald verschwinden würde. Es könne nun, da der Wind so warm sei, kein neues Eis mehr entstehen, ja, das alte müsse weniger werden. Der Wind, wie sie meinten und fürchteten, könne auch nicht mehr Bäume stürzen, als in der Windstille gefallen sind; denn, als er sich hob, sei er gewiß nicht so stark gewesen, daß er zu der Wucht, mit der mancher Stamm schon beladen gewesen war, so Viel hinzugegeben hätte, daß der Stamm gebrochen wäre, wohl aber sei er gewiß schon stark genug gewesen, um das Wasser, das locker in den Nadeln geschwebt hatte, und die Eisstücke, die nur mit einem schwachen Halt befestigt gewesen waren, herabzuschütteln. Der nächste, stärkere Stoß habe schon einen erleichterten Baum gefunden und habe ihn noch mehr erleichtert. So sei die Windstille, in der sich Alles heimlich sammeln und aufladen konnte, das Furchtbare, und der Sturm, der das Zusammengeladene erschütterte, die Erlösung gewesen. Und wenn auch mancher Baum durch den Wind zum Falle gebracht wurde, so wurden doch gewiß weit mehrere durch ihn gerettet, und der schon im Aeußersten stehende Stamm wäre auch in der Windstille, nur um eine kleine Zeit später, gefallen. Und nicht bloß herabgeschüttelt habe der Wind das Eis, sondern er habe es auch durch seinen warmen Hauch zuerst in den zarteren Geweben, dann in den stärkeren zerfressen und habe das dadurch entstandene und auch das vom Himmel gefallene Wasser nicht in den Zweigen gelassen, wie es eine bloß warme, aber stille Luft gethan hätte. Und in der That, obwohl wir durch das Sausen des Sturmes hindurch das frühere Rauschen der Wälder nicht hören konnten, so waren doch die

dumpfen Fälle, die wir allerdings noch vernahmen, viel seltener geworden.

Nach einer Weile, in welcher der Wind immer heftiger, und wie wir meinten, auch immer wärmer geworden war, wünschten wir uns eine gute Nacht und gingen nach Hause. Ich begab mich auf meine Stube, entkleidete mich, legte mich in das Bett und schlief recht fest bis an den Morgen, da schon der helle Tag an dem Himmel stand.

Als ich erwacht war, stand ich auf, legte die Kleider an, die ich am Morgen gerne habe, und ging an die Fenster. Der Sturm hatte sich noch gesteigert. Ein weißer Schaum jagte an dem Himmel dahin. Der blaue Rauch, der aus der Hütte des Klum herausging, zerflatterte, wie ein zerrissener Schleier. Wo sich ein Stück einer schwarzen Wolke, hinter einem Walde hervorragend, sehen ließ, wälzte es sich am Himmel hin und war gleich wieder nicht sichtbar. Es schien, als sollte jeder Dunst verjagt werden, und sogleich das reine Blau zum Vorschein kommen; allein es quoll der weiße Qualm immer wieder heraus, als würde er in der Tiefe des Himmels erzeugt; und braunliche und graue und röthliche Stücke jagten in ihm dahin. Die Dächer der Nachbarhütten schimmerten naß; in den Mulden des Eises, das über dem Schnee lag, stand Wasser und wurde gekräuselt und in seinen Tropfen in die Lüfte zerspritzt; das andere nasse Eis glänzte schimmernd, als wäre die Weiße des Himmels daraufgeworfen; die Wälder ragten finsterer und die schwarze Farbe des Sturmes gewinnend gegen den Himmel, und wo ein näherer Baum seine Aeste im Winde wiegte, stand oft augenblicklich ein langer Blitz da und verschwand, und selbst über die ferneren Wände der Wälder lief es noch zu Zeiten, wie verlorenes Geschimmer und Geglänze. In meinem Hofe war es naß, und die einzelnen, aber großen Tropfen schlugen gegen die andere Wand meines Hauses und gegen ihre Fenster; denn die meinigen waren

dem Winde nicht zugekehrt und schauten gegen Sonnenaufgang. Bei der Fichte, an der mein Sommerbänklein steht, das aber jetzt wegen der großen Ueberhüllung des Schnee's nicht zu erblicken war, sah ich, wie sie Leitern anlegten, und der Kajetan hinaufkletterte, um die zwei Wiesbaumseile loszulösen.

Die Gefahr, in welcher wir schwebten, war nun eine andere und größere, als gestern, wo nur für die Wälder und Gärten ein großer Schaden zu fürchten gewesen war. Wenn das Wasser von dem außerordentlich vielen Schnee, der in dem Winter gefallen war, auf einmal losgebunden wird, so kann es unsere Felder, unsere Wiesen und unsere Häuser zerstören. Der Wind war noch wärmer, als in der vergangenen Nacht; denn ich öffnete die Fenster des Ganges, um ihn zu empfinden. Wenn einmal die dichte Eisdecke, die sich gestern, wie zum Schutze, auf die Erde gelegt hatte, durchfressen ist, dann wird der Schnee, das lockere Gewirre von lauter dünnen Eisnadeln, schnell in Tropfen zerfallen, die wilden Ungeheuer der Waldbäche werden aus den Thälern herausstürzen und donnernd die Felder, die Wiesen, die Flächen mit Wasser füllen; von allen Bergen werden schäumende Bänder niedergehen; das beweglich gewordene Wasser wird, wo Felsen und jähe Abhänge emporragen, die Lawinen, welche Steine, Schnee und Bäume ballen, die Bäche dämmen und vor sich ein Meer von Wasser erzeugen.

Ich legte meine Kleider an, aß schnell mein Frühmahl und bereitete mich zu dem heutigen Tagewerke. Ich ging zu dem Knaben Gottlieb hinab, um nachzuschauen; aber er war ganz gesund und sah sehr gut aus. Ich sendete zu dem Vetter Martin, dem Wirth am Rothberge, hinunter, daß er mir heute ein Fuhrwerk leihe, denn durch den Thaugrund war der Weg durch gestürzte Bäume verlegt und konnte so bald nicht befreit werden, obwohl nun keine Gefahr mehr unter

den Bäumen herrschte. Von dem Rothberge herauf war aber Alles frei geblieben; denn die Buchen mit ihren zähen Aesten hatten die belasteten Zweige zwar bis auf die Erde hängen lassen, waren aber doch dem Zerbrechen widerstanden. Auf dem Wege, auf welchem wir gestern gekommen waren, konnte der Thomas nicht in das Eidun und zu dem Fuchse hinübergelangen, weil das Eis nicht mehr trug; und ein tiefes, gefährliches Versinken in den wässerigen Schnee hätte erfolgen müssen. Er sagte, er wolle es gegen Mittag versuchen, bei den gestürzten Bäumen vorbeizuklettern und so in das Eidun zu kommen. Von den Rothberghäusern war zeitlich früh schon ein Bote heraufgekommen, der mir Nachricht von einem Kranken zu bringen hatte, und Dieser hatte mir auch gesagt, daß es durch den Haidgraben und an dem Buchengehäng von dem Rothberge herauf frei geblieben war.

Während ich auf den Knecht wartete, den mir der Wirth am Rothberge mit einem Fuhrwerke senden sollte, untersuchte ich die Eisrinde des Schnee's. Sie war noch nicht zerstört, aber an vielen Stellen in der Nähe meines Hauses so dünn, daß ich sie mit meiner Hand zerbrechen konnte. In muldenförmigen Gräben rann das Wasser auf der glatten Unterlage bereits sehr emsig dahin. Der Regen hatte ganz aufgehört, höchstens daß noch mancher einzelne Tropfen von dem Winde geschleudert wurde. Der Wind aber dauerte fort, er glättete das Eis, auf dem er das dünne Wasser dahinjagte, zu dem feinsten Schliffe und löfete durch seine Weichheit unablässig alles Starre und Wassergebende auf.

Der Knecht des Wirthes am Rothberge kam, ich nahm mein Gewand gegen den Wind zusammen und setzte mich in den Schlitten. Ich habe an diesem Tage viele Dinge gesehen. Statt daß es gestern auf den Höhen und in den Wäldern gerauscht hatte, rauschte es heute in allen Thälern, statt daß es gestern an den Haaren des Fuchses niedergezogen hatte,

flatterten sie an dem heutigen Pferde in allen Winden. Wenn wir um eine Schneewehe herumbiegen wollten, sprang uns aus ihr ein Guß Wasser entgegen, es raschelte in allen Gräben, und in den kleinsten, unbedeutendsten Rinnen rieselte und brodelte es. Die Siller, sonst das schöne, freundliche Wasser, brauf'te aus dem Walde heraus, hatte die fremdartig milchig schäumenden Wogen des Schneewassers und stach gegen die dunkle Höhle des Waldes ab, aus der sie hervorkam, und in der noch die gestürzten Bäume über einander und über das Wasser lagen, wie sie gestern von dem Eise gefällt worden waren. Wir konnten nicht durch den Wald fahren und mußten durch die Hagweiden den Feldweg einschlagen, der heuer zufällig befahren war, weil die Bewohner von Haslung ihr Holz von dem Sillerbruche wegen des vielen Schnee's nicht durch den Wald, sondern auf diesem Umwege nach Hause bringen mußten. Wir fuhren durch den geweichten Schnee, wir fuhren durch Wasser, daß der Schlitten beinahe schwamm, und einmal mußte das Thier von dem Knechte mit größter Vorsicht geführt werden, und ich mußte bis auf die Brust durch das Schneewasser gehen.

Gegen Abend wurde es kühler, und der Wind hatte sich beinahe gelegt.

Als ich mich zu Hause in andere Kleider gehüllt hatte und um den Thomas fragte, kam er herauf zu mir und sagte, daß er mit dem Fuchse noch glücklich nach Hause gekommen sei. Er habe die gestürzten Bäume überklettert, man sei mit Sägen mit ihm gegangen, um wenigstens die größeren Stücke von dem Wege zu bringen, und da er zurückgekommen war, sei es schon ziemlich frei gewesen. Ueber die kleineren Stämme und über die Aeste habe er den Schlitten hinübergeleitet. Aber der Bach, der im Thaugrunde fließt, hätte ihm bald Hindernisse gemacht. Es ist zwar nicht der Bach da, aber an der Stelle, wo unter dem Schnee der Bach fließen

sollte, oder eigentlich gefroren sein mag, rann vieles Wasser in einer breiten Rinne hin. Als er den Fuchs hineinleitete, wäre derselbe im Schnee versunken, der in dem Grunde des Wassers ist, daher er ihn wieder zurückzog und selber durch Hineinwaten so lange versuchte, bis er den festen Boden des heurigen Schlittenweges fand, auf welchem er dann den Fuchs und den Schlitten durchgeführt habe. Später wäre es nicht mehr möglich gewesen; denn jetzt stehe ein ganzer See von Wasser in den Niederungen des Thaugrundes.

Aehnliche Nachrichten kamen aus verschiedenen Theilen meiner Nachbarschaft; von der Ferne konnte ich keine bekommen, weil sich Niemand getraute, unter diesen Umständen einen weiteren Weg zu gehen. Selbst zwei Boten, die mir von entfernten Kranken Nachricht bringen sollten, sind ausgeblieben.

So brach die Nacht herein und hüllte uns die Kenntniß aller Dinge zu, außer dem Winde, den wir über die weiße, wassergetränkte, gefahrdrohende Gegend hinsausen hörten.

Am andern Tage war blauer Himmel, nur daß einzelne Wölklein nicht schnelle, sondern gemach durch das gereinigte Blau dahinsegelten. Der Wind hatte fast gänzlich aufgehört und zog auch nicht mehr aus Mittag, sondern ganz schwach aus Untergang. Auch war es kälter geworden, zwar nicht so kalt, daß es gefroren hätte, doch so, daß sich kein neues Wasser mehr erzeugte. Ich konnte auf meinen Wegen fast überall durchdringen, außer an zwei Stellen, wo das Wasser in einer solchen Tiefe von aufgelöstem und durchweichtem Schnee dahinrollte, daß es nicht möglich war, durchzugehen oder zu fahren. An einem andern Platze, wo es zwar ruhig, aber breit und tief in der Absenkung des Thales stand, banden sie Bäume zusammen und zogen mich gleichsam auf einem Floße zu einem gefährlichen Kranken hinüber. Ich hätte die andern zwar auch gerne gesehen, aber es war doch nicht

so nothwendig, und morgen hoffte ich schon zu ihnen gelangen zu können.

Am nächsten Tage war es wieder schön. Es war in der Nacht so kalt gewesen, daß sich die stehenden Wässer mit einer Eisdecke überzogen hatten. Diese schmolz am Tage nicht weg, wohl aber zerbrach sie, indem die Wässer in die unterhalb befindliche Grundlage des Schnee's schnell einsanken und versiegender wurden. Es war doch gestern gut gewesen, daß ich zu dem Kumberger Franz auf dem Floße hinübergefahren bin; denn das Mittel, welches ich ihm dagelassen hatte, hatte so gut gewirkt, daß er heute viel besser war und fast die Gefahr schon überstanden hatte. Auch zu den andern Zweien konnte ich schon gelangen. Man konnte zwar nicht fahren, weil es unter dem Wasser zu ungleich war, aber mit einer Stange und meinem Bergstocke, den ich daranband, konnte ich durchgehen. Die nassen Kleider wurden, nachdem ich die zweiten, die ich mitführte, im Gollwirthshause angelegt hatte, in den Schlitten gepackt.

Am nächsten Tage konnte ich auch schon wieder durch den Thaugrund in das Eidun und in die Dubs hinübergelangen.

Es kamen nun lauter schöne Tage. Eine stetige, schwache Luft ging aus Sonnenaufgang. Nachts fror es immer, und bei Tage thauete es wieder. Die Wässer, welche sich in jenem Sturme gesammelt hatten, waren nach und nach so versiegt und versunken, daß man keine Spur von ihnen entdecken konnte, und daß man auf allen Wegen, die sonst im Winter gangbar sind, wieder zu gehen und anfangs mit Schlitten und später mit Wägen zu fahren vermochte. Eben so hatte sich die unermeßliche Menge Schnee, die wir so gefürchtet hatten, so allmälig verloren, daß wir nicht wußten, wo er hingekommen ist, als hie und da offene Stellen zum Vor-

scheine kamen, und endlich nur mehr in Tiefen und Schluchten und in den höheren Wäldern die weißen Flecke lagen.

In den ersten Tagen nach jenem Ereignisse mit dem Eise, als die Leute sich allgemach wieder auf entferntere Wege wagten, konnte man die Zerstörungen erst recht ermessen. An manchen Orten, wo die Bäume dicht standen, und wegen Mangel an Luftzug und Licht die Stämme dünner, schlanker und schwächer waren, dann an Gebirgshängen, wo sie mageren Boden hatten, oder durch Einwirkung herrschender Winde schon früher schief standen, war die Verwüstung furchtbar. Oft lagen die Stämme, wie gemähte Halme, durch einander, und von Denen, die stehen geblieben waren, hatten die fallenden Aeste herabgeschlagen, sie gespalten, oder die Rinde von ihnen gestreift und geschunden. Am meisten hatte das Nadelholz gelitten, weil es zuerst schon, namentlich, wo es dicht steht, schlankere, zerbrechlichere Schafte hat, dann weil die Zweige auch im Winter dicht bebuscht sind und dem Eise um viel mehr Anhaltsstellen gewähren, als die der anderen Bäume. Am wenigsten wurde die Buche mitgenommen, dann die Weide und Birke. Die Letztere hatte nur die feinsten herabhängenden Zweige verloren, die, wie Streu, herumlagen; — wo ein Stamm dünne genug war, hatte er sich zu einem Reife gebogen, derlei Reifen man dann im Frühlinge viele herumstehen sehen konnte; ja, noch im Sommer und selbst nach mehreren Jahren waren manche zu sehen. Allein, wie groß auch die Zerstörung war, wie bedeutend auch der Schaden war, der in den Wäldern angerichtet wurde, so war Dieses in unserer Gegend weniger empfindlich, als es in andern gewesen wäre; denn da wir Holz genug hatten, ja, da eher ein Ueberfluß, als ein Mangel daran herrschte, so konnten wir Das, was wirklich zu Grunde gegangen war, leicht verschmerzen, auch mochten wir zu dem nächsten Bedürfnisse nehmen, was gefallen war, wenn man nämlich dazu-

gelangen konnte, und es nicht in Schluchten lag, oder an unzugänglichen Felsen hing. Größer aber und eindringlicher noch mochte der Schaden an Obstbäumen sein, wo die Aeste von ihnen gebrochen waren, und wo sie selber gespalten und geknickt wurden; denn Obstbäume sind ohnedem in der Gegend seltener, als sonst wo, und sie brauchen auch mehr Pflege und Sorgfalt und gedeihen langsamer, als es selbst nur wenige Stunden von uns der Fall ist, in der ebeneren Lage draußen, in Tunberg, in Rohren, in Gurfeld und selbst in Pirling, das näher an uns ist und an unseren Waldverhältnissen schon Theil nimmt.

Von den Gruppen von Bäumen, die in meiner Wiese und in der Nachbarschaft herumstehen, und die ich so liebe, haben mehrere gelitten. Einige sind geknickt, haben ihre Aeste verloren, und drei Eschen sind ganz und gar umgeworfen worden.

Im Thurwalde, der vielleicht der höchste ist, den man vom Hage und vom Hange sehen kann, ist eine Lawine herabgegangen und hat das Holz genommen, daß man jetzt noch den Streifen mit freiem Auge erblicken kann.

Als einige Zeit vergangen war, und die Wege an den Orten wieder frei wurden, hörte man auch von den Unglücksfällen, die sich ereignet hatten, und von wunderbaren Rettungen, die vorgekommen waren. Ein Jäger auf der jenseitigen Linie, der sich nicht hatte abhalten lassen, an dem Tage des Eises in sein Revier hinaufzugehen, wurde von einer Menge stürzender Zapfen erschlagen, die sich am oberen Rande einer Felswand losgelöst't und die weiter unten befindlichen mitgenommen hatten. Man fand ihn mitten unter diesen Eissäulen liegen, da man sich am andern Tag trotz des Sturmes und der Schneeweiche den Weg hinauf zu ihm gebahnt hatte; denn der Jägerjung wußte, wohin sein Herr gegangen war, er nahm die Hunde mit, und diese zeigten durch ihr An-

schlagen die Stelle, wo er lag. Zwei Bauern, welche von dem Rothberge, wo sie übernachtet hatten, durch die Waldhäuser in die Rid hinübergehen wollten, wurden von fallenden Bäumen erschlagen. Im untern Astung ertrank ein Knabe, der nur zum Nachbar gehen wollte. Er versank in dem weichen Schnee, welcher in der Höhlung des Grundes stand, und konnte nicht mehr herauskommen. Wahrscheinlich wollte er, wie man erzählte, nur ein klein wenig von dem Wege abweichen, weil derselbe schief und mit glattem Eise belegt war, und gerieth dadurch in den Schnee, der über einer weiten Grube lag, und unter den am ganzen Tage das Wasser hineingerieselt war und ihn trügerisch unterhöhlt hatte. Ein Knecht aus den Waldhäusern des Rothbergerhanges, der im Walde war und das beginnende Rauschen und Niederfallen der Zweige nicht beachtet hatte, konnte sich, als er nicht mehr zu entrinnen wußte, nur dadurch retten, daß er sich in die Höhlung, welche zwei im Kreuze auf einander gestürzte Bäume unter sich machten, hineinlegte, wodurch er vor weiteren auf die Stelle stürzenden Bäumen gesichert war und von fallendem Eise nichts zu fürchten hatte, da es auf dem Rund der großen Stämme zerschellte, oder abgeschleudert wurde. Allein Das wußte er nicht, wenn ein neuer, starker Stamm auf die zwei schon daliegenden fiele, ob sie nicht aus ihrer ersten Lage weichen, tiefer niedersinken und ihn dann zerdrücken würden. In dieser Lage brachte er einen halben Tag und die ganze Nacht zu, indem er nasse Kleider und nichts bei sich hatte, womit er sich erquicken und den Hunger stillen konnte. Erst mit Anbruch des Tages, wo der Wind sauf'te, und er von fallendem Eise und Holze nichts mehr vernehmen konnte, wagte er sich hervor und ging, theilweise die Eisrinde schon durchbrechend und tief in den Schnee einsinkend, zum nächsten Wege, von dem er nicht weit ab war, und gelangte auf demselben nach Hause.

Auch den Josikrämer hielt man für verunglückt. Er war im Haslung am Morgen des Eistages fortgegangen, um durch den Dusterwald in die Klaus hinüberzugehen. Allein in der Klaus ist er nicht angekommen, auch ist er in keinem der umliegenden Orte, nachdem er vom Haslung bereits drei Tage weg war, erschienen. Man meinte, in dem hohen Dusterwalde, dessen Gangweg ohnedem sehr gefährlich ist, wird er um das Leben gekommen sein. Er war aber von den letzten Höhen, die von Haslung aus noch sichtbar sind, hinabgegangen, wo das Thal gegen die wilden Wände und die vielen Felsen des Dusterwaldes hinüberläuft und sich dort an der Wildniß emporzieht, dann ist er schräg gegen die Wand gestiegen, die mit dem vielen Gesteine und den dünne stehenden Bäumen gegen Mittag schaut, und wo unten im Sommer der Bach rauscht, der aber jetzt überfroren und mit einer unergründlichen Menge von Schnee bedeckt war. Weil der Weg längs des Hanges immer fortgeht, und über ihn von der Höhe bald Steine rollen, bald Schnee in die Tiefe abgleitet, so hatte der Krämer seine Steigeisen angelegt; denn wenn sich auch auf der Steile nicht viel Schnee halten kann, vor dem Versinken also keine große Gefahr war, so kannte er doch den Regen, der da niederfiel und gefror, sehr gut und fürchtete, an mancher Schiefe des Weges auszugleiten und in den Abgrund zu fallen. Da er, ehe es Mittag wurde, bei dem Kreuzbilde vorbeiging, das vor Zeiten der fromme Söllibauer aus dem Gehänge hatte setzen lassen, hörte er bereits das Rasseln und das immer stärkere Fallen des Eises. Da er weiterging, die Sache immer ärger wurde und zuletzt Bedenklichkeit gewann, kroch er in eine trockene Steinhöhle, die nicht weit von dem Wege war, die er wußte, und in der er sich schon manchmal vor einem Regen verborgen hatte, um auch heute das Gefahrdrohendste vorübergehen zu lassen. Weil er solche eisbildende Regen kannte, daß ihnen gewöhn-

lich weiches Wetter zu folgen pflegt, und weil er mit Brod und anderen Lebensmitteln versehen war, indem er gar oft sein Mittagsmahl in irgend einem Walde hielt, so machte er sich aus dem Dinge nicht Viel daraus. Als er am andern Morgen erwachte, ging ein Wasserfall über seine Steinhöhle. Der Wind, welcher von Mittag kam, hatte sich an der Wand, die ihm entgegenschaute, recht fangen können, und da die Bäume wegen dem Gefelse dünner standen, so konnte er sich auch recht auf den Schnee hineinlegen und ihn mit seinem Hauche schnell und fürchterlich auflösen. Der Krämer sah, wenn er seitwärts seines Wassers am Eingange der Höhle hinüberblickte, daß allenthalben an den Gehängen weiße, schäumende, springende Bänder niederflatterten. Hören konnte er nichts wegen dem Tosen des eigenen Wassers, das Alles übertäubte. Auch sah er unten manchen Schneestaub aufschlagen von den unaufhörlich an allen Orten niedergehenden Lawinen; denn am oberen Rande der Wand geht schief eine Mulde empor, in welcher im Winter ein unendlicher Schnee zu liegen pflegt, der erstens aus dem Himmel selbst darauffällt und dann von der noch höher liegenden schiefen, glatten Wand darauf herabrollt. Aus diesem Schnee entwickelte sich nun unsägliches Wasser, das alles über den Hang, an dem der Weg des Krämers dahinging, niederrann und zu der Tiefe zielte, in der sonst der Wildbach fließt, jetzt aber ein unbekannt tiefes Gebräu von Schnee und Wasser stand. An den Bäumen zerstäubte manches Stück Schnee, das oben auf dem nassen Boden sachte vorgerückt war und sich losgelöst hatte. Der Krämer blieb außer dem ersten Tage noch die zwei folgenden in der Höhle. Er hatte, um sich gegen die Kälte wehren zu können, die ihn bei seiner langen Ruhe überfiel, aus seinem Packe ein Stück grobes Tuch herausfuchen und sich daraus ein Lager und eine Decke machen müssen. In der Klaus ist er aber dann auch nicht ange-

kommen, sondern man sah ihn am vierten Tage nach dem Eissturze Nachmittags mit seinem Packe an dem Hage vorübergehen. Er ging nach Gurfeld hinaus, um sich sein Tuch, das er gebraucht hatte, wieder zurichten zu lassen.

Spät im Sommer fand ich einmal auch die zusammengedorrten Ueberreste eines Rehes, das von einem Baume erschlagen worden war.

Ich werde die Herrlichkeit und Größe jenes Schauspieles niemals vergessen. Ich konnte es vielleicht nur allein ganz ermessen, weil ich immer im Freien war und es sah, während die Andern in den Häusern waren und, wenn sie auch durch einen Zufall hineingeriethen, sich bloß davor fürchteten.

Ich werde es auch schon darum nicht vergessen, weil sich im Frühlinge darauf etwas angefangen hat, was mir auf ewig in dem Herzen bleiben wird. — — Ach, Du guter, Du heiliger Gott! Das werde ich gewiß nie, nie, nie vergessen können!

Es verging der Schnee so gemach, daß Alles offen und grüner wurde, als sonst, und daß in den tiefsten Tiefen schon die Bäche zu einer Zeit wieder rauschten, wo wir sonst noch manche weiße Inseln auf den Feldern sahen. Es wurde bald warm, und die Wässer des Schnee's, die wir so gefürchtet hatten, waren nicht vorhanden. Sie waren entweder in die Erde eingesickert, oder rannen jetzt in den schönen, plätschernden Bächen durch alle Thäler dahin. Die Bäume belaubten sich sehr bald, und wunderbar war es, daß es schien, als hätte ihnen die Verwundung des Winters eher Nutzen, als Schaden gebracht. Sie trieben fröhliche junge Schossen, und wo einer recht verletzt war, und seine Aeste gebrochen ragten, und wo mehrere beisammen standen, die sehr kahl geschlagen waren, kam eine Menge feiner Zweige, und es verdichtete sich immer mehr das grüne Netz, aus dem die besten, fettesten Blätter hervorsproßten. Auch die Obstbäume blieben nicht

zurück. Aus den stehen gebliebenen Zweigen kamen die dichten Büschel großer Blüthen hervor; ja, wo die feineren Zweige fehlten, saßen in den Augen der dicken, selbst der Stämme, Büschel von Blüthen, waren sehr groß und hielten sich fest, da sie doch sonst in anderen Jahren, wenn sie auch kamen, klein blieben und wieder abfielen.

Als der erste Schnee wegging, und der spätere, den mancher Apriltag noch niederwerfen wollte, sich nicht mehr halten konnte, als die Erde schon gelockert und gegraben werden konnte, kam der Obrist in unsere Gegend. Er hatte sich schier das ganze obere Hag eigenthümlich gekauft und begann, an dem Eichenhage die Grundfesten eines Hauses aufwerfen zu lassen. Es war beinahe genau die Stelle, von der ich schon früher zuweilen gedacht hatte, daß hier eine Wohnung sehr gut stehen und recht lieblich auf die Wälder herumblicken könnte. Ich kannte den Obrist nicht. Ich wußte nur — und ich hatte es bei dem Wirthe im Rothberge gehört — daß ein fremder, reicher Mann in Unterhandlung um das obere Hag sei, und daß er sich ansäßig machen wolle. Später sagte man, daß der Handel geschlossen sei, und man nannte auch die Summe. Ich hielt nicht Viel darauf, weil ich solche Gerüchte kannte, daß sie bei wahren Veranlassungen gewöhnlich sehr gerne über die Wahrheit hinausgehen, und ich hatte auch keine Zeit, mich an der wahren Stelle um den Sachverhalt zu erkundigen, weil jener Winter gerade viel mehr Kranke brachte, als jeder andere. Im Frühlinge hieß es, daß schon gebaut werde, daß Wägen mit Steinen fahren, daß man im Sillerwalde das Bauholz behaue, welches der Zimmermann in Sillerau schon am vorigen Herbste hatte fällen lassen, und daß man bereits die Grundfesten grabe. Ich ging eines Nachmittages, da ich Zeit hatte, hinauf, weil es von meinem Hause nicht weit ist, und weil ich ohnedem gerne dort hinübergehe, wenn ich zum Spazieren eine kleine

Zeit habe. Es war wahr, ich fand eine Menge Menschen mit Ausgrabungen an dem Platze beschäftigt, wo man das Haus bauen wollte. Die meisten kannten mich und lüfteten den Hut, oder grüßten auf andere Weise. Viele von ihnen hatten bei mir gearbeitet, als ich in dem nämlichen Zustande mit meinem neuen Hause war. Hier aber wurde mit viel mehr Händen und mit viel mehr Mitteln zugleich angefangen, als wollte man in sehr kurzer Zeit fertig werden. Ich sah auch schon eine Menge Baustoff herbeigeschafft, und in einer hölzernen Hütte wurde vielfach an den künftigen Thür- und Fensterstöcken gemeißelt. Sogar der Garten, der neben dem künftigen Hause sein sollte, wurde schon seitwärts des Eichenhages abgesteckt. Ich sah den Baueigenthümer nirgends, und als ich fragte, antwortete man mir, er sei jetzt selten gegenwärtig, er sei nur einmal gekommen, habe Alles besichtigt und habe dann den weitern Verlauf des Werkes dem Baumeister aufgetragen. Wenn es aber wärmer werde, dann werde er ganz hieherkommen, werde in einem hölzernen Hause wohnen, das er sich neben dem Eichenhage errichten lasse, und werde im Herbste schon ein paar Stuben des neuen Hauses beziehen, die zuerst fertig sein und bis dahin gehörig austrocknen werden.

Ich sah mir die Sache, wie sie hier begonnen wurde, sorgfältig an, und der Plan, wie ihn mir der Werkführer aus einander setzte, gefiel mir sehr wohl.

Ich fragte gelegentlich auch um den Bauherrn und erfuhr, daß es ein alter Obrist sei. Weiter wußten die Leute selber nichts von ihm.

Dann ging ich wieder in meine Wohnung hinunter.

Ich baute selber in diesem Frühjahre wieder weiter. Da wir bereits genug Steine im Vorrathe zusammengeführt hatten, wurde die Gartenmauer angefangen. Die lieben, schönen Obstbäumchen, die ich hatte bringen lassen, schlugen in dem

allgemeinen warmen, feuchten Frühlinge sehr gut an; die Blätter waren auf ihre Art fast zu groß und zu dunkel, und die Zweige waren strotzig und breiteten sich in kurzer Zeit sehr breit um die Stämmchen aus. Auch die Gemüsebeete, die ersten, die ich hatte, dehnten sich schön grün in den Strahlen der Sonne hin. Die Blumen, die Rosensträuche nämlich, die Flieder und andere — Alles, Alles begann sich zu rühren. Wegen der Tulpen, wegen der Zucht der Hyacinthen durch Samen und wegen der Nelken und anderer mußte ich mich erst mit dem Kaufherrn in Gurfeld bereden; denn Alles konnte nicht auf einmal sein. Die Stuben im oberen Stocke sollten diesen Sommer alle hergerichtet, mit Oefen versehen und fertig sein, daß ich darangehen könnte, sie mit Geräthen zu schmücken. Ich wollte alle Stuben des Stockwerkes zu meiner Wohnung bestimmen, Das will sagen: die Eckstube, zu der man aus der rothen Gartenthür, zu der ich immer den Schlüssel führe, hinauf kann, sollte mein Schlafgemach sein, wie sie es jetzt schon ist, nur mußten alle Geräthe noch anders werden. Außer dem Bette mußten allerlei Gerüste zu Schreibereien und Büchern darin sein, damit ich gleich meine Geschäfte in Ruhe versehen könne. Daran soll das wahre Schreibgemach und auch Wohngemach stoßen. Es werden wohl noch viele Jahre vergehen, ehe ich mir werde das Schreibgerüste schnitzen lassen können, auf das ich sinne, an dem ich schon mehrere Jahre zeichnete und es änderte, und zu dem jetzt immer noch nicht angefangen worden ist. Aber es wird kommen, und die Kästen werde ich mir selber zeichnen und machen lassen. Dann sollen die anderen Zimmer hergerichtet und geordnet werden, daß man von einem in das andere gehen könne. Die achteckige Kammer, die ich am Anschlusse der zwei Seiten des Hauses eigens habe machen lassen, ist wie eine Kapelle und könnte, wenn man wollte, zu einer dienen. Wo man speisen soll, wenn ich allein bin,

oder wenn Leute bei mir als Gäste sind, diese Stube soll zur Erde sein, links, wo die vorzüglichste Treppe von dem Hofe hinaufführt, und wo rechts der Gang ist, in dem man zur Küche und zur Speisekammer gelangen kann. An der andern Thür, die weiter hinten in dem Hofe ist, und von welcher auch eine Stiege in das Haus hinaufführt, neben dem Thomas vorbei, der nahe an meinem Gemache schläft — an dieser Thür soll hinterwärts der Kammer, wo jetzt Gottlieb ist, gegen den Garten hin eine Stube gemacht werden, in der ich Getäfel und alle Schnitzerei anbringen lassen werde, die ich liebe. Vielleicht, dachte ich, wenn Gott mein Wirken segnet, lasse ich mir mehrere Zimmer täfeln, weil es so schön ist. Neben dem Kajetan und an der Scheuer und Wagenlaube sollte erweitert werden, weil ich wieder einen Acker an mich gekauft hatte.

Ach! Alles im ganzen ersten Stockwerke sollte desselben Sommers fertig sein, und jetzt, da ich Dieses schreibe, und schon der dritte Sommer ist, sind kaum die weißen Fenstervorhänge da, welche mir Maria, die alte Haushälterin, heraufbrachte, und welche ich, weil sie mich sehr darum bat, gutwillig annahm.

Wann werden die Dinge fertig sein, an denen ich so viele Freude hatte, — ich muß es sagen, bei denen mir das Herz vor Freude hüpfte?!

Der schönste Frühling kam, Alles drängte, blühte und schauerte von Fülle. Alle Hügel waren grün, die Felder wogten; auch die neuen, die man erst heuer an dem Mitterwege hinauf, wohin die Fenster des Hauses des Obrists recht schön werden schauen können, angelegt hatte, wallten in der schönen, blaugrauen Farbe des Kornes. Die schöne Fichte an meinem Sommerbänkchen war bedeckt mit den kleinen, gelben, wohlriechenden Blüthenzäpfchen; alles Laubholz schwankte in den neuen, lichteren, grüneren Kronen; selbst die ferneren Nadel-

wälder standen nicht so schwarz da, sondern gewannen durch die neuen Ansätze, die sie im Beginne der wärmeren Jahreszeit treiben, das sanftere Dämmern und das weichere Ferngrün, in dem sie im Frühlinge stehen; und wenn man in ihnen ging, so war überall ein frisches Harzduften, und sie rührten sich gleichsam in allen Zweigen und Aesten von dem Schreien und Singen und Lärmen der Vögel. Wir hatten unsere jungen Rappen herausgethan und übten sie schon theilweise im Fahren, aber nur sehr wenig, daß sie nur lernten, daß sie sich zusammengewöhnten, sich im Sommer und Winter über einübten und im künftigen Jahre abwechselnd gebraucht werden konnten. Der leichte Wagen, den ich für sie bestellt hatte, und in dem ich alle die Fächer und Einrichtungen, wie ich sie brauche, selber angegeben hatte, sollte noch im Anfange des Sommers fertig werden, und es war in der Wagenlaube schon der Platz bestimmt, auf dem er stehen sollte. Wir hatten viele Leute, die im Hause arbeiteten, daß es in der Vollendung weiterschreite; Alles regte sich, wenn ich nach Hause kam und zusah. Und wenn dann das Abendbrod vorüber war, und sich Alle entfernten, schaute ich oft, wie schön, wie freudig und wie schmerzlich, in die helle, rothe Gluth der Abendwolken, wie sie hinter dem schwarzgezackten Rande des entfernten Waldes hinauszogen, ehe ich dann ein Licht anzündete, die Vorhänge herabthat und auf dem Papiere anzeigte, was ich heute erfahren habe, und was ich morgen unternehmen sollte.

In dem Knaben Gottlieb hatte ich mich nicht getäuscht. Wie gleich meine Meinung gewesen war, daß er wieder gesund werden würde, so hat es sich bestätigt. Er war eigentlich von der Natur aus gesund, und nur durch schlechte Nahrungsmittel war er so herabgekommen gewesen. Er sah jetzt aus, wie eine Rose, war heiter, und wenn er so bleibt, dachte ich, werde ich ihn im Sommer das Heilwasser gar nicht mehr trinken lassen. Ich bin ihm daraufgekommen, daß er sich

immer sehr gerne etwas bei den Füllen zu thun machte; er liebte die Thiere, Das mag daher kommen, weil er sie früher nebst anderen bei Gregordubs gehütet hatte. Er hätte gerne die Rappen überhaupt auf sich genommen, aber Das taugte nicht für ihn. Ich nahm einen Mann, der täglich zu uns kommen mußte, daß er ihn unterrichte, und ich ließ ihm von meinen Kleidern einen neuen Anzug machen. Ich gebe ihn schon nicht mehr weg. Die Pferde habe ich alle und im Ganzen dem Thomas anvertraut, weil er den Fuchs bisher so geliebt und ihn so geschickt behandelt hat.

In jenen Tagen kam die Nachricht, daß der Obrist mit seiner Tochter in seiner neuen Heimath angelangt ist. Sie haben sich eine hölzerne Hütte recht bequem gebaut. Dieselbe hat drei Zimmer, eine schöne Küche und eine große Stube für die Mägde. Ein Diener, der mit dem Obrist gekommen ist, hat einen Verschlag neben der Stube seines Herrn, in dem er schläft. So wollen sie sich behelfen, bis einige Zimmer des neuen Hauses zu bewohnen sind, in welche sie dann einziehen werden. Diese Dinge habe ich gehört und habe nicht weiter darauf geachtet. Ich hatte wohl früher schon die Hütte selber aufschlagen gesehen und hatte bemerkt, daß der Bau des Hauses aus der Erde hervorgerückt sei; aber da ich länger nicht zu der Stelle hinaufgekommen war, wußte ich nicht, wie weit die Sache jetzt sei, und kam auch ferner nicht hinauf.

An einem Sonntage in der Kirche sah ich sie zum ersten Male, den Vater und die Tochter. Ich fahre gerne, wenn ich Zeit habe, zum Hauptgottesdienste hinaus, sonst muß ich mit dem Frühgottesdienste vorlieb nehmen, den ich im Sommer, wo ich zeitlich ausfahre, oft schon weit von meinem Hause entfernt, in einer Ortskirche anhöre. Der sehr alte Pfarrer von Sillerau, der eben, als ich aus meinem Wagen stieg, von dem Pfarrhause in die Kirche hinüberging, sagte zu

mir: „Seid Ihr mit Eurem neuen Nachbar herübergefahren, Doctor?“

„Nein,“ antwortete ich, „ich kenne ihn noch gar nicht.“

„So ist er allein herausgekommen,“ sagte der Pfarrer; „denn da steht ja schon sein Wagen, er kömmt jeden Sonntag, und da ich Euch heute auch hier sehe, meinte ich, Ihr seid gleich hinter einander herausgefahren.“

„Ich habe freilich diese Sonntage her nicht kommen können,“ antwortete ich, „weil es zu viele Hülfsbedürftige gab, und ich war genöthigt, mein göttliches Wort bald in dieser Kirche zu suchen, bald in jener; in der Dubs, im Haslung, und einmal war ich gar schon in Pirling draußen.“

„So ist es, so ist es,“ sagte der alte Pfarrer, „Ihr habt Viel zu thun und müsset an manchen Orten helfen. Der Kirchen gibt es ja auch andere. So sind die Kranken wieder mehr geworden?“

„Nein,“ antwortete ich, „sie sind um viele weniger, als in der vorigen Woche; der Frühling hilft mir, und in dieser guten Luft werden alle gesund, daß ich eine große Freude habe. Darum konnte ich ja heute mit Ruhe zu Euch herausfahren.“

„Das ist schön, Das ist schön. Nun, so werdet Ihr Euren neuen Nachbar in der Kirche sehen. Er ist ein sehr vorzüglicher Mann und gar nicht stolz, wenn auch alle Leute sagen, daß er sehr reich und vornehm sei. — Ich wünsche Euch einen sehr gesegneten Morgen, Doctor.“

Mit diesen Worten verbeugte sich der Pfarrer und ging, das schneeweiße Haupt ein wenig vorgebeugt, über den schönen Rasenplatz, der vor der Kirche ist, dem kleinen Pförtlein zu, das in die Sakristei führt.

Ich hatte ihm sehr ehrfurchtsvoll gedankt und blieb noch ein wenig, um den Wagen des Obrists anzuschauen. Es waren braune Pferde vorgespannt, nicht mehr gar jung, aber

schön gehalten und sehr frisch. Der Wagen war wohl gebaut und gut. Der Knecht sagte mir, daß er später ausspannen und in die Kirche gehen werde, wie es mein Thomas auch immer thut. Die Pferde stehen in dem trocknen und reinen Stalle des Wirthes gut genug. Die vielen und mancherlei Wägelchen der Bauern, die von der Ferne zur Kirche gefahren kommen, bleiben angespannt auf der Gasse, die Thiere werden angebunden, und einige Leute des Wirthes sind auch schon angewiesen, auf sie die Aufsicht zu führen.

In der Kirche sah ich den Obrist. Ich erkannte ihn sogleich vor den Andern. Er saß mit seiner Tochter vorne in dem Querstuhle. Mein Sitz ist in der Mittelreihe neben den Bewohnern des Hanges. Ich habe ihn mir erst recht spät nach dem Tode meines Vaters bestellen können. Der Obrist hatte einen schwarzen Rock von Sammet an, darauf sein weißer Bart, den er gestutzt trug, mit sanftem Scheine niederfiel. Sein Haupthaar sah ich mit Freude an: es war länger, als man es gewöhnlich trägt, war glänzend weiß und fiel, sehr reinlich gekämmt, gegen den Nacken zurück. Daraus sah das Angesicht mit den vielen feinen Falten und den weißen Augenwimpern heraus. Seine Tochter war auch in Sammet, aber in dunkelgrünen, gekleidet. Ihre braunen Haare waren über der Stirne abgetheilt. Ich kann die bestaubten Perücken, die man aufsetzt, nicht gerne anschauen, darum gefiel es mir, daß Beide so gekleidet waren.

Als ich aus der Kirche kam, mich in meinen Wagen gesetzt hatte und nach Hause fuhr, sah ich sie, da ich einmal umschaute, hinter mir in einiger Entfernung nachfahren. Allein, da mein Thomas auf die Vortrefflichkeit unseres Fuchses stolz ist und wahrscheinlich wußte, daß die Braunen hinter uns liefen, holten sie uns nicht ein. Wo der Weg dann abwärts lenkt gegen Thal ob Pirling, fuhren sie seitwärts hinüber gegen das Hag, wo ihr Haus steht. Die

Braunen liefen gut, wie wir es sehen konnten, sie hielten die schöne Richtung, und es flog unter ihnen der Staub des Feldweges auf.

Man hat den Ort, wo mein Haus steht, immer den Hang oder auch Waldhang genannt. Dieß war noch so, als mein Vater seine Hütte bewohnte, auch noch so, als ich nach Prag ging: aber wie die Häuser mehrere wurden und Zahlen erhielten, nannten sie uns Thal ob Pirling. Dieses erscheint darum so, weil wir, obwohl wir in einem Thale sind, viel höher liegen, als Pirling, zu dem unsere Wässer hinabfließen. Ich kann mich an Eines nicht gewöhnen und sage und schreibe, wie das Volk, bald das Eine bald das Andere: Hang oder Thal ob Pirling.

Da die Kranken immer weniger wurden, gleichsam, als wollte der Frühling Alles gut machen, was der Winter, namentlich sein Ende, Uebles gethan hatte, das so viele Krankheiten, wenn auch wenig Tod gesendet hatte — so gewann ich Zeit, nicht bloß bei der Arbeit in meinem Hause nachzuschauen, sondern auch manchmal in der Gegend herumzugehen, wie ja das Gehen meine Gewohnheit ist, und wie ich, wenn die Kranken weniger sind, in den Wäldern herumgehen muß, Pflanzen anschauen und nach Hause nehmen, oder unter einem Baume sitzen, etwas lesen, oder etwas auf ein Papier aufschreiben, oder gar nur auf die Thäler und Waldrücken hinausschauen, die so schön sind, und auf denen das liebe Blau liegt, und aus deren Schooße manchmal ein dünner, lichter, freundlicher Rauchfaden aufsteigt. So kam ich einmal durch das Eichenhag, das ich sehr liebe, hervor und wollte den Bau des Hauses ein wenig anschauen. Da ich im Grase stand, kam der Obrist über ein Bret zu mir herüber, lüftete sein Barett, grüßte mich und sagte: „Ihr seid der junge Arzt, von dem in der ganzen Gegend so viel Gutes gesagt wird."

„Ich bin der Arzt," sagte ich, „jung bin ich auch, und wenn die Gegend Gutes sagt, so vergißt sie, zuerst Dem zu danken, von dem alles Gelingen kömmt; ich kann nichts thun, als das Gelernte anzuwenden. Wenn ich Dank verdiene, so könnte es eher sein, weil ich auch zuweilen außer meinem ärztlichen Berufe mich bestrebe, den Leuten einiges Gute zu thun."

„Weil ich Euch hier bei meinem angefangenen Werke sehe," fuhr der Obrist fort, „so erlaubt, daß ich Euch eine Bitte vortrage. Ich will hier, in dieser ursprünglichen Gegend, den Rest meines Lebens zubringen. Darum möchte ich mit einigen Nachbarn, mit denen ich in Beziehungen gerathen werde, und die ich nach ihrem Rufe schon im Voraus schätzen muß, in liebe Bekanntschaft und freundlichen Umgang kommen. Erlaubt mir daher, daß ich Euch in diesen Tagen in Eurem Hause einen Besuch abstatte, der mir, als dem Ankommenden und Fremden, geziemt, und der als Anfang guter Nachbarschaft gelten möge. Meine Tochter müsset Ihr entschuldigen. Ich werde sie nicht mitbringen; denn da Ihr unvermählt seid, möchte es sich nicht schicken, daß ich sie Euch in's Haus führe. Sagt mir, wenn ich Euch in Euren Arbeiten am wenigsten beirre?"

„Ich werde es mir zur Ehre rechnen, Euren Besuch zu empfangen," antwortete ich, „und weil Ihr so gut seid, Euch nach meiner Zeit richten zu wollen, so wählet die Nachmittagszeit um zwei Uhr, drei Uhr, oder vier Uhr; Vormittags bin ich nie zu Hause, weil ich zu Denen muß, die auf mich harren."

„Ich werde zu dieser Zeit kommen," antwortete er. „Ihr baut ja auch," fuhr er fort, „da Ihr also an dieser Sache Antheil nehmt, so besehet ein wenig diese Anlage, Ihr werdet schon daraus zum Theile entnehmen können, wie das Ganze werden wird. Ich möchte für mich und die Meinigen

für diesen Herbst schon ein Plätzchen fertig haben, darin ich den Winter nothdürftig zubringen könnte. Denn seht, ich habe den Entschluß, daß ich nicht wieder fortgehen und mein angefangenes Werk allein stehen lassen mag. Im nächsten Sommer wird dann weitergearbeitet. Unter Dach und Fach aber möchte ich bis Mitte dieses Sommers sein."

Er begleitete mich, da ich nach diesen Worten in den Bau hineinging, selber in denselben und setzte mir, da wir darin herumgingen, den allgemeinen Plan aus einander. Da wir noch Verschiedenes, aber hauptsächlich über das Bauen gesprochen hatten, beurlaubte ich mich und nahm meinen Weg nach Hause. Er begleitete mich bis an die Grenze seines Besitzthumes, die durch abgesteckte, weit aus einander stehende Pfähle angezeigt war.

Das war also der Anfang dieser Bekanntschaft.

Ich erkannte im Hinabgehen zum Hange gleich, daß er viel geschickter, in einander greifender und auch viel schneller baue, als ich. Er mußte in dem Dinge bedeutend mehr Erfahrung besitzen.

Als ich zu Hause angelangt war, besuchte ich noch meine Leute; diese grüßten mich freundlich und arbeiteten lustig fort, während die warme Luft durch die leeren Räume meiner Zimmer strich, und schöne weiße Frühlingswolken über den Wald her bei den Fenstern hereinschauten. Kajetan trieb die Rinder bei dem Gitterthore herein, die Mägde trugen Wasser, weil der Brunnen, der mitten in meinem Hofe sein sollte, immer noch nicht angefangen war, und den Thomas hörte ich aus dem Stalle, wo er mit den Pferden beschäftigt war, bis in meine Stube herauf singen.

Nach zwei Tagen kam der Obrist zu mir zum Besuche. Er war vom Hage herabgegangen. Er hatte wieder einen dunkeln Rock, dazu die weißen Haare gut standen; auf dem Haupte hatte er aber kein Barett, sondern einen Hut, wie

sie bei den Soldaten in der Armee gebräuchlich waren, und in der Hand trug er ein Rohr mit einem schönen Knopfe.

Ich führte ihn in meine Stube hinauf; denn ich hatte ihn kommen gesehen und war ihm entgegengegangen. Wir setzten uns nieder und redeten eine Weile. Er fragte mich um meine Wirksamkeit, und ich setzte ihm dieselbe aus einander. Dann sprachen wir über die Leute, wie sie so in dem Walde vorkommen, und wie sie fügsam, oder unfügsam sind. Wir sprachen von den Pflichten der Kirche und Schule und von denen der Bürger und Unterthanen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß er sein Besitzthum so erkauft habe, daß es ganz frei ist, ohne Hörigkeit und Lasten, die er schuldig sei. Als er aufstand, zeigte ich ihm mein Haus, wie er mir das seinige gezeigt hatte, und sagte ihm, was ich für Pläne hatte. Er lobte Alles und sagte doch hie und da etwas, aus dem ich lernen konnte. Ich zeigte ihm auch meine jungen Pferde, die ihm sehr gefallen hatten. Er mußte viel mit Pferden umgegangen sein. Die Rinderzucht des Kajetan lobte er auch und bat mich, wenn ich überhaupt Kälber aus diesem Schlage weggebe, daß ich ihm einige zukommen lassen möchte, er würde sich aus dieser Zucht einen Anfang zu der seinigen wählen. Ich versprach es ihm gerne.

Da er fortging, begleitete ich ihn ebenfalls, wie er mich begleitet hatte. Ich ging mit ihm bis über die Stelle hinauf, wo die Hütte meines Vaters gestanden war. Dort sagte ich ihm, daß hier die Grenze meiner Besitzung sei, und daß ich mich hier beurlauben werde. Als wir Abschied nahmen, als er mir die Hand reichte, als wir so beisammenstanden, er, der alte Mann, und ich, der ganz junge — als ich ihm dann, da er fort war, ein wenig nachschaute und darauf wieder gegen mein Haus hinabging, dachte ich: es ist gut, daß dieser Mann gekommen sei, daß ich mit ihm reden könne, daß ich mit ihm umgehe und von ihm etwas lerne.

Nach zwei Tagen, ebenfalls Nachmittag, wo ich wieder ganz frei war, erwiederte ich seinen Besuch. Ich habe nämlich nicht dafürgehalten, daß mein zufälliges Zusammentreffen mit ihm bei seinem Baue für einen Besuch zu rechnen sei. Ein alter Diener, den ich fragte, führte mich in das hölzerne Haus hinein. Der Hauptgang des Hauses, der an der Küche vorüberführte, hatte zwei Thüren gegenüber, die eine rechts, die andere links. Der Diener führte mich durch die Thüre rechts zu dem Obristen hinein. Er saß auf einem niederen Holzstuhle und fütterte selber die zwei schönen Wolfshunde, die ich dazumal zum ersten Male sah, und die mich jetzt so lieben. Die Hunde knurrten auf mich, weßhalb er einige Worte zu ihnen sagte, auf die sie sich sogleich, wie im Verständnisse, beruhigten. Das Zimmer war sehr leicht, nur aus genagelten Brettern aufgeführt, einige Koffer standen da, Papiere und Bücher lagen herum, und die wenigen Geräthe waren aus weichem Holze zusammengeschlagen.

Der Obrist stand auf, als er mich hereingehen sah, legte die Dinge, die er in der Hand hatte, weg und sagte: „Seid gegrüßt, Doctor, ich muß die eingebildeten Narren manchmal selber füttern, sie meinen, was sie nicht Gutes bekommen, wenn ich ihnen etwas hineinschneide. Wir sind ein wenig weit spazieren gewesen. Wir waren durch das ganze Eichenhag hindurch und gar oben auf den Weiden. Da habe ich selber erst spät mein Mittagmahl gehalten und dann meinen zwei Begleitern das ihrige gegeben. Ich wollte Euch zum Sitzen einladen, wenn hier etwas wäre, darauf man mit gutem Fuge sitzen könnte."

Ich legte mein Barett ab und saß auf einen hölzernen Stuhl neben dem tannenen Tische nieder, an dem er stand. Der Obrist gab den zudringenden Hunden noch schnell den Rest, den er bei meinem Eintritte weggelegt hatte, rückte sich dann einen zweiten Stuhl an den Tisch und setzte sich zu mir nieder.

Wir sprachen wieder von verschiedenen Dingen, wie es bei einem solchen Besuche der Fall zu sein pflegt. Dann sagte er, er wolle mir seinen Bau zeigen, wie ich ihm den meinigen gezeigt hätte. Wir gingen in das Haus, sahen herunten Alles an und stiegen dann auf die Gerüste und betrachteten den bisherigen Fortgang. Er führte mich auch in die Hütte, wo die Steinmetzarbeiten gemacht wurden, und zu dem Platze, wo man mit Kalkbrennen und mit Löschen desselben beschäftiget war. Ich sah, wenn der Mann in diesem Sommer mit dem Hause fertig werden wolle, daß Dieß auf die Weise kaum gehe, wie es bisher betrieben worden war. Und in den Herbst und Winter hinein konnte er ja doch nicht in den Bretterstuben wohnen bleiben, wenn die Gemächer, die er im neuen Hause beziehen wollte, nicht gehörig ausgetrocknet wären. Ich trug ihm daher an, ich wolle ihm für diesen Sommer alle meine Leute, welche bei der Förderung meines Hauses arbeiteten, überlassen, da er sonst doch keine andern bekäme. Bei mir wäre es einerlei, ob ich sie habe, oder nicht. In meinen Stuben, die einmal zu unserer Unterkunft eingerichtet wären, könnten wir fortwohnen, sie bedürfen keiner weitern Vorrichtung, und die andern Gemächer könnten heuer so gut leer bleiben und unvorgerichtet, wie sie es im vorigen Jahre gewesen sind. Im nächsten Sommer würde ich sie dann schon machen lassen, und er und ich, wir könnten uns dann in die Leute theilen, wie wir es für zweckmäßig fänden.

Der Obrist sah ein, daß dieser Vorschlag gut sei, und nahm ihn sehr gerne an.

Da er mir noch die ganze Bretterhütte gezeigt hatte, wie sie eingerichtet sei, freilich schlecht und nur zu dem augenblicklichen und sommerlichen Bedürfnisse auslangend, da wir auch in dem Behältnisse gewesen waren, in dem derweilen die Braunen standen, und der Wagen aufbewahrt wurde, gingen wir wieder in sein Gemach, wo ich ihn zuerst mit den Hunden

angetroffen hatte. Als wir uns in dem Gange befanden, aus dem man durch die Thür rechts in sein Gemach kömmt, öffnete er die Thür links, die gegenüber war, und rief hinein: „Margarita, komme dann auf einen Augenblick zu mir herüber."

Nach einem kleinen Weilchen, da wir wieder an dem tannenen Tische saßen, ging sie bei der Thür herein. Sie war heute in ganz weißen Kleidern, und diese Kleider hüllten sich recht gut um ihren Körper. Da sie näher trat, war sie in dem ganzen Angesichte sehr erröthet. Der Obrist stand auf, ich auch sogleich, er nahm sie bei der Hand, stellte sie vor mich und sagte: „Margarita, Das ist der Arzt, der unten im Hange wohnt. Er ist ein sehr rechtschaffener Mann. Wenn wir ihn auch noch nicht näher kennen, so spricht doch der allgemeine Ruf nur lauter Gutes von ihm. Du wirst in ihm, wie ich mir zu hoffen getraue, in Zukunft unsern guten Nachbar und unsern Freund verehren."

Dann sagte er, indem er sich zu mir wendete: „Diese ist meine Tochter Margarita, sie hat nur mich allein und wohnt jetzt mit mir in dieser Bretterhütte und wird dann mit mir in dem Hause wohnen, wenn es einmal fertig geworden ist."

Sie hat zu diesen Worten nichts gesagt, sondern nur die Augen niedergeschlagen und sich verneigt.

„Du kannst nun schon wieder hinübergehen in Dein Zimmerchen, mein Kind," sagte er.

Worauf sie sich noch einmal verneigte und fortging.

Wir blieben noch eine Weile bei einander sitzen, und dann nahm ich Abschied und ging nach Hause.

Am andern Tage sagte ich meinen Arbeitern, was ich für ein Abkommen mit dem Obrist getroffen habe, und daß sie nun fürder bei ihm arbeiten werden, der ihnen in Anbetracht der Nöthigkeit des Dinges einen etwas größeren

Lohn geben wolle, als ich, wenn sie in den neuen Vertrag willigen wollten. Wir hätten es, nämlich er und ich, so ausgemacht. Sie willigten Alle ein und zogen dieses Tages mit ihren Werkzeugen und Vorrichtungen von mir fort und standen am nächsten Tage bei ihm ein.

Nachdem wir diese zwei Anfangsbesuche gemacht hatten, wobei wir Beide in unsern schönsten Kleidern waren, ging die Sache schon in einem leichteren Geleise. Die Krankheiten des Winters hatten sich so glücklich gehoben, und der Gesundheitszustand des schönen Sommers war so vorzüglich geworden, daß ich viele Zeit frei hatte und zu meinem Belieben verwenden konnte. Das Bauen hatte für mich eine solche Annehmlichkeit gewonnen, und meine Zimmer und mein Haus erschienen mir so leer, seit ich die Leute zu dem Obrist hatte hinaufgehen lassen, daß ich öfter selber in das Hag hinaufging, um dem Bauen zuschauen zu können. Die Sache ging jetzt wirklich sichtbar rascher, seit er die mehreren Hände gewonnen hatte, als früher, obwohl es da auch, wie ich schon gesagt habe, viel schneller von Statten ging, als einstens bei mir. Der Obrist kam auch häufig zu mir, und wir sahen sehr bald schon nicht mehr darauf, wer dem Andern einen Besuch aus Höflichkeit schuldig sei, oder nicht, sondern wie es Einen anmuthete, daß er zu dem Andern gehen sollte, nahm er sein Barett und ging. Es ist eine wahre Freude für mich geworden, die Gespräche dieses Mannes anhören zu können, und es that mir auch wohl, von Dem, was ich dachte, was ich erforschte, und was ich für die Zukunft vorhatte, zu ihm reden zu können. Ich war jetzt gewöhnlich vor meinem Mittagsmahle schon mit meinen Tagesgeschäften fertig und ging Nachmittags, wenn die Sommersonne, wie ein glänzendes Schild, zu den Abendwäldern sachte hinüberging, gerne zu ihm hinauf, um die Zeit bis zu dem lauen Abende mit ihm zubringen zu können, worauf ich wieder heimging, um

mich bei meinen Forschungen und bei meinen Vorbereitungen für den folgenden Tag zu beschäftigen. Wenn ich eines Tages länger aufgehalten war und vielleicht nach dem Essen etwas Mehreres anzuordnen hatte, als gewöhnlich, weil da die Boten warteten, die ich mit Mitteln zu den verschiedenen entfernten Kranken schicken mußte, von denen sie gekommen waren: so kam er schon herunter und sagte, er wolle sehen, ob ich krank sei, oder ob ich so Viel zu thun hätte, daß ich nicht zu ihm hinaufkommen könnte. Wenn er dann sah, daß ich nur so Viel zu schaffen gehabt hatte, daß ich nicht zu ihm kam, war es ihm schon recht.

Seine Tochter Margarita war sehr schön. Ich habe einmal Eine in Prag gekannt, Christine, die Tochter eines Kaufherrn, die sehr schön gewesen ist, aber Margarita war viel schöner.

Das Einzige, was in meinen Sachen dieses Sommers gefördert wurde, war der Wagen, welchen ich für die zwei jungen Pferde bestellt hatte, und welcher ankam. Wir versuchten die Thiere darin, und der Obrist war herunten und gab uns in vielen Kleinigkeiten hiebei seinen Rath, der uns außerordentlich zum Vortheile war. Er nahm einmal sogar selber die schlanken Rappen in die Leitriemen zusammen und fuhr mit ihnen so geschickt den Weg entlang, als wären sie seine Wolfshunde, die ihm sehr folgen. Der Wagen war schön, leicht und war in seinen Einrichtungen und in seiner Gestalt zu meiner Zufriedenheit ausgefallen. Der Obrist zeigte dem Thomas mehrere Anstalten, wie er die jungen Pferde behandeln solle, damit sie im besten Gedeihen fortlebten.

Mehrere Tage nach der Sonnenwende wurde das Dach auf das Haus des Obrist gesetzt. Es war der Richter der oberen Häuser, worunter das Hag gehört, zugegen, es war der alte Pfarrer von Sillerau mit dem Wagen des Obrists

abgeholt worden, es war der Gutsherr von Tunberg mit seiner Frau und seinen Töchtern hereingekommen, es war der Vetter, der Wirth vom Rothberge, zugegen, und es waren mehrere Bauern und Nachbarn, die in den Waldhäusern herum wohnen, eingeladen worden. Als die letzte Sparre aufgerichtet worden war, an welcher der Fichtenwipfel befestiget war, an dem die bunten Bänder wallten, vorzüglich roth- und blauseiden — ich wußte damals noch nicht, warum diese Farben — als man unten die erste Latte angenagelt hatte, dann sogleich an ihr die nächst obere, und als es mit den vielen Händen, die beschäftigt waren, im Taktschlage rasch aufwärts ging, bis endlich die oberste und letzte am First befestigt war, und die drei Daraufschläge als Zeichen, daß es nun vollendet sei, nach den rollenden Axtschlägen noch einzeln erschollen waren: da erhob sich ein Zimmergeselle neben dem Fichtenwipfel in seinem Sonntagsstaate, von dessen Hute zwei lange, rothe und blaue seidene Bänderenden herunterhingen, am Rande des Brettes stehend, das man über die obersten Querbalken der Sparren gelegt hatte, und sagte den Zimmermannsspruch auf uns herunter, die wir im Grase standen und hinaufschauten. Als er mit dem Spruche fertig war, nahm er eine Krystallflasche, die hinter ihm auf dem Brette gestanden war, schenkte sich aus der Flasche einen Wein, der in derselben enthalten war, in ein Glas, das er in der Hand hielt, und trank den Wein, auf uns heruntergrüßend, aus. Dann warf er das leere Glas hoch in einem Bogen in das Eichenhag hinüber, daß es in den Aesten zerschellte. Hierauf reichte er die Flasche dem zunächst hinter ihm auf dem Brette Stehenden, welcher sich auch in ein Glas schenkte, austrank und das leere Glas in das Eichenhag warf. Und so thaten alle hinter einander auf dem Brette stehenden Gewerksgesellen, bis es auf den letzten kam. Dieser nahm die Flasche, die bei ihm leer geworden war, zu sich, Alle gingen sie auf den

Querbalken seitwärts, kletterten an den Latten zum Rande des Daches herunter, kamen auf die Gerüste und gingen aus der letzten Stufe zu uns auf den Anger heraus. Die leere Flasche wurde dem Bauherrn übergeben, weil in sie Dinge verschiedener Art gethan, sie dann verschmolzen und in den Grundstein vergraben werden sollte, wenn man sein Fest feiern würde. Als Dieses geschehen war, wurde auf mehreren Tischen, die aus rohen Brettern in verschiedenen Gestalten zusammengeschlagen worden waren, ein Imbiß aufgesetzt. Alle, welche aus der Gegend helfen gekommen waren, standen an einem Tische. Es ist nämlich die Sitte, wenn an einem neuen Hause gelattet wird, daß Alle aus der Gegend, denen es gefällig ist, zusammenkommen und helfen. Es ist da eine Auszeichnung, wenn man mit den Aexten, mit deren umgekehrten Häuptern die Lattennägel eingetrieben werden, einen schnell rollenden Taktschlag machen konnte, und wenn man sich dann in der Nachbarschaft zu rühmen vermochte, daß man ein Dach von so und so viel Geviertklaftern in so und so kurzer Zeit eingelattet habe. Am zweiten Tische stand der Zimmermeister mit seinen Gewerken und that auch einen Spruch, als Alle ihre Gläser gefüllt hatten und sie eben an den Mund setzen wollten. Am dritten Tische standen wir, die Geladenen, nebst dem Obrist, und an die andern Tische konnte gehen, wer da immer aus der Umgegend kam, namentlich die Armen, und sich Wein zum Trinken einschenken und einen Bissen vom Tische zum Essen nehmen wollte. Als der Spruch des Zimmermeisters aus war, und als man die ersten Trinkhöflichkeiten herumgebracht hatte, durften wir auch zu dem Tische der Gewerke gehen, es durften die Andern herüberkommen, und Alle unter einander gehen und mit einander sprechen. Als der Imbiß aus war, und als man insbesondere den ärmeren gekommenen Gästen Zeit gelassen hatte, Alles, was auf ihren Tischen war, zu verzehren, ging man aus ein-

ander, und von den Werkleuten wurden die Tische eben so schnell aus einander geschlagen, als sie gestern auf dem grünen Rasen, wo früher keine Spur gewesen war, entstanden waren.

Am darauffolgenden Tage begann man die Deckung des Daches, und es wurden die Stuben, die der Obrist im Winter zu bewohnen gedachte, und welche bereits eingedielt waren, im Innern vorgenommen, daß sie herausgeputzt würden, daß man die Kamine verziere, die Fenster setze, und wenn die Mauern gehörig ausgetrocknet wären, sie mit einer sanften Farbe übertünche.

Der Sommer war aber auch so überaus günstig, wie selten einer über unsere schönen Wälder herabgekommen ist. Es war oft eine Reihe von Tagen hinter einander, einer schöner, als der andere, und wenn auch Wolken erschienen, so dienten sie bloß zur Verzierung des Himmels, indem sie am Tage in Silber und Edelsteinen schimmerten und Abends in rothbrennenden Bändern und Schleiern über die Bäume, über die Berge und über die Saaten hinausstanden. Und weil der viele Winterschnee so langsam geschmolzen ist, so war trotz der langen Regenlosigkeit keine Dürre, sondern die tiefe, innere Feuchtigkeit der Erde machte ein Grün auf unsern Wäldern und Feldern, daß Einem das Herz lachte, und die Quellen und Bäche der Thäler hüpften und sprangen ohne Abgang des Wassers, als würden sie heimlich immer wieder von Geistern oder Engeln genährt.

Als das Haus des Obrists eingedeckt war, als alle Dielen und Fußböden gelegt waren, als man von Außen die Mauern herab beputzt und die Fenster eingesetzt hatte, sah es, noch ehe die heißen Tage des Erntemonats vorübergegangen waren, von Außen aus, als ob es schon vollkommen fertig wäre. Die Gerüste und alle die Balken und rohen Werkzeuge des Baues waren entfernt, und das Haus blickte, von dem dunklen Eichenhage sich abhebend, so schön auf die

Waldstreifen und auf die Mitterwegfelder hinaus, wie ich es vorhergesehen hatte, daß es sein würde. Es ward fortan nur mehr im Innern fortgebaut und gereinigt und verziert. Selbst der Garten ward sofort umgegraben und mit einem Gitter eingehegt, weil der Obrist noch im Herbste allerlei Knollen, Pflanzen und Bäume setzen wollte, daß er sich in dem nächsten Frühlinge darüber freuen könnte. Er schien zu eilen, weil er sich alt fühlte und doch die wenigen Stunden seines Abends in seinem fertigen und herausgeputzten Hause zubringen wollte.

Als die goldgelben Wagen des Kornes und der Gerste in die Scheuern gingen, kamen eines Tages auch andere Wagen, die mit Truhen und Verschlägen bepackt waren. Sie enthielten Sachen des Obrists, mit denen er in die fertigen Gemächer seines Hauses einziehen wollte. Als die Dinge abgepackt, herausgenommen und nach ein paar Tagen gestellt waren, führte er mich in die Zimmer hinein. Das Haus des Obrists hat kein Stockwerk, wie das meinige, sondern die Wohnungen sind an der Erde und nur um einige Stufen gehoben, weil unter ihnen Vorrathskammern, Obstlagen und andere derlei kühle Behältnisse angebracht waren, deren kleine, vergitterte Fenster nur wenig oberhalb des Sandes des Gartenweges herausschauten. Das Innere des Hauses enthält einen Gang, dessen eine Seite durch sehr große Glasfenster geschlossen ist, außer denen ein gläsernes Haus ist, in welchem Gewächse stehen. Die andere Seite enthält die Thüren zu den Wohnungen; eine zu zwei Zimmern des Obrists, eine andere zu denen Margarita's. Zwischen beiden ist das Bücherzimmer; man kann aber durch dasselbe von dem Obrist zu Margarita kommen. Das eine Ende des Ganges, gleich neben Margarita's Thür, ist durch ein großes Zimmer geschlossen, das viele und große Fenster hat, weil das Zimmer ebenfalls bestimmt ist, im Winter Blumen und Gewächse zu enthalten.

Das andere Ende führt in drei Zimmer, die noch nicht fertig sind. Zu beiden Enden des Ganges stehen sehr schief hinüber auf einer Seite die Gemächer der Diener, die Küche und Anderes, auf der anderen der Pferdestall und das Wagenbehältniß. Die Scheuer ist weiter zurück gegen das Eichenhag, und neben ihr werden Ställe für andere Thiere gebaut. Als mir der Obrist seine zwei Zimmer gezeigt hatte, führte er mich auch zu Margarita hinüber. Hier verkündete sich die Reinlichkeit schon von Außen; auf der breiten Schwelle, die zwischen dem Thürfutter der sehr dicken Mauer ist, lag eine feine gelbe Matte aus Rohr, die genau in den Raum paßte und diente, daß man sich die Sohlen abwische. Der Obrist klopfte an, und es tönte ein Herein. Wir gingen hinein und fanden sie mitten in dem ersten Zimmer stehen und wahrscheinlich im Begriffe zu sehen, wie all die Sachen stünden, und ob nichts abgeändert werden müsse. Eine Dienerin ging eben von ihr und hatte verschiedene Dinge auf dem Arme. Das Zimmer war ganz rein gefegt, es war kein Stäubchen, und die Dinge standen in der vollkommenen Ordnung. Die braunen Haare Margarita's legten sich so schön an das Haupt, und die braunen Augen blickten so klar, wie das Zimmer. Das Mädchen ist so gesund, daß man nicht denken kann, wie es eine Krankheit beginnen sollte, hier Eingang zu finden. Sie zeigte uns die Sachen, wie sie gestellt seien, und fragte uns, ob es so bleiben könnte. Als wir Beide sagten, daß es sehr gut sei, antwortete sie, daß sie die Dinge alle Tage anschauen werde, und da müsse sich schon zeigen, ob man es ändern solle. Wir gingen auch in das zweite Zimmer. Da stand hinter hohen, geschlossenen Vorhängen ihr Bettlein. Auf einem kleinen Tischlein war ein Crucifix von sehr guter Arbeit. Gegenüber war ein Kasten, in dem nette Bücher standen, und daneben war ein Tischlein, wo sie lesen konnte und ihre kleinen Aufsätze schreiben. Der Obrist führte mich

durch das Bücherzimmer in seine Wohnung zurück. Es waren aber noch keine Bücher in dem Zimmer, sondern die Wände standen ganz leer.

In diesem Sommer trockneten die Mauerwerke so schnell, daß man es kaum glauben sollte; deßohngeachtet schliefen der Obrist und Margarita immer in der hölzernen Hütte und waren nur am Tage, wo alle Fenster offen standen, in ihrer Wohnung. Alles, sagte der Obrist, sollte so trocken sein, als es nur immer möglich ist, und dann würden sie erst im späten Herbste, wenn es in der Bretterhütte bereits zu kalt würde, ganz und gar in ihre Wohnung hinübergehen. Auf gleiche Weise hielt er es mit den Dienstbotenzimmern und dem Stalle, die auch schon fertig und zu beziehen waren.

Als die Arbeit an dem Hause und deßhalb auch die Aufsicht immer weniger wurde, gingen wir an den Nachmittagen, weil die Hitze sich milderte, und die sanfteren Tage des Herbstes heranrückten, sehr viel in der Gegend herum. Wir gingen täglich spazieren. Ich führte den Obrist an manche Stellen der Wälder, wo der Eistag des Winters große Zerstörungen angerichtet hatte, und die dorrenden Bäume noch über einander lagen; denn ich kannte viele Stellen sehr gut und fand sie, wenn ich auf meinen Gängen die Wälder in verschiedenen Richtungen durchschnitt, oder oft ohne allen Weg über einen Bühel, oder eine Waldschneide gerade herüberging. Wir waren auch in der Höhle im Dusterwalde gewesen, in welcher der Josikrämer drei Tage und Nächte des Winters hatte zubringen müssen. Margarita war meistens mit uns. Wir gingen öfter durch das ganze Eichenhag hinaus, wir gingen über die Weidebrüche, in die entfernteren Ortschaften, auf einen Berggipfel, so zwar, daß schon manchmal die Sterne flimmerten, und oberhalb uns das leise, nächtliche Laub raschelte, wenn wir auf einem Waldwege zurück nach dem Hause des Obrists gingen.

Zuweilen besuchten sie mich auch in meinem Hause. Als Margarita zum ersten Male herunten gewesen war, zeigte ich ihr meine schwarzen Pferde, ich zeigte ihr auch meinen Hühnerhof, wo die Geflügel zwischen einer großen Einzäunung herumgehen können, und ich zeigte ihr dann den Vorrath der Scheuer und die schönen Kühe, welche Kajetan und die Magd pflegen und zu meiner Zufriedenheit so rein halten. Als sie die Kälber sah, sagte sie, wenn ich schon dem Vater eines geben wolle, wie es im Vornehmen sei, so sollte ich ihm doch dieses geben. Sie hatte eines ausgesucht mit sehr schönem weißen Kopfe, mit weißer Fahne und dunkelbraunen Lenden. Sie gehen nicht häufig mit einer solchen Zeichnung in unsern Waldweiden herum. Ich sagte ihr, daß ich wohl selber gedacht habe, dieses würde ich hinauffenden, und sobald der Stall im Hage oben im bewohnlichen Zustande wäre, so würde das Kalb geschickt werden und mit ihm ein anderes, das fast eben so aussähe, nur in dem Augenblicke nicht hier sei, damit ein Anfang gemacht würde zu schönen, glänzenden, zuthulichen Rindern.

Als der Winter hereinbrach, war er so milde, wie ich mich nicht erinnere, je einen solchen in unserem Lande erlebt zu haben. Der Obrist und Margarita zogen im späten Herbste, da sonst lange schon Reife und Fröste auf unseren Wiesen gewesen waren, heuer aber noch immer eine milde Spätsonne herunterlächelte, in ihre Wohnung. Sie wendeten auf meinen Rath ebenfalls das Mittel der ausgeglühten Pottasche an; aber dieselbe zeigte, wenn sie eine Zeit in der Wohnung gestanden war, so wenig Zuwachs an Wasser, daß die äußeren Dicken der Mauern gewiß als vollkommen trocken angesehen werden konnten. Der Obrist ließ im Winter immer in seinen noch nicht fertigen Räumen ein wenig fortarbeiten.

Weil sich mit dem Eintritte der nasseren und trüberen Jahreszeit, wie immer, die Uebel der Menschen vermehrten,

so minderte sich meine freie Zeit, und ich konnte weniger in der Gesellschaft meiner Nachbarn sein. Einmal, da ich in der tiefen Nacht von dem Wege der Weiden herabging, weil ich in dem Gehänge gewesen war, und da ich links von mir in dem dichten, herabrieselnden Winterregen das Eichenhag nur undeutlich, wie einen schwarzen Dunst, sehen konnte, daneben aber deutlich und klar ein Licht glänzte, glaubte ich, es sei das von dem Zimmer des Obrists, wo er etwa mit Margarita sitze und lese, oder sonst etwas Aehnliches thue. Deßhalb beschloß ich, auf das Licht zuzugehen und ein wenig bei dem Obrist zu bleiben. Allein ich kam, da ich doch auf bekanntem Boden ging, in die Wiesen des Meierbacher und dann gar in ein Gesumpfe, das nach meiner Meinung eigentlich nicht da sein sollte. Als ich mit jedem neuen Schritte immer mehr hineingekommen wäre, kehrte ich um, damit ich den festen Boden wieder gewinne, den ich verlassen hatte. Ich begriff nun, daß ich von einem Irrlichte getäuscht worden war, und daß ich mich gar nicht da befinden müsse, wo ich glaubte. Solche Lichter entstanden manchmal in der Senkung, wie sie früher war, ehe sie der Obrist hatte reuten lassen, und sie wurden zu verschiedenen Zeiten gesehen. Sie wanderten da gleichsam bald an diesen Ort bald an jenen, oder sie entstanden vom Ursprunge an bald hier bald da. Plötzlich wenn man auf eins recht hinschaute, war es gar nicht da, dann ging es an dem Gehege hinunter, wie eine Laterne, kam aber am Ende des Geheges nicht heraus und konnte überhaupt nicht gesehen werden. Auf einmal stand es weit unten an den Eschen, als wartete es. Ich kenne derlei Lichter sehr wohl, weil ich oft in der Nacht herumgehen muß, wie die hiesigen Menschen nicht thun, sondern in ihren Häusern bleiben — in mancher feuchten Nacht des ersten Winters, des späten Herbstes, des schädlichen Märzen, oder nach Mitternacht im Sommer, wenn die weißen, sanften Streifen sich an

den Wiesen ziehen. Als ich auf den Platz zurückgekommen war, an dem ich von meinem Wege weg auf die Wiese gegangen war, war es gleichwohl nicht derselbe Platz — es standen wohl die drei Föhren da, die früher dagestanden waren, aber es war nicht, als ob es dieselben drei Föhren wären, auch konnte ich mich nicht entsinnen, daß ich meines Weges genau geachtet hätte, da ich auf eine Kranke dachte, die mir sehr an dem Herzen lag. Ich hatte von meinem Großvater gelernt, dem es auch wieder ein alter Schwede sagte, der nach dem Kriege als erster Ansiedler in das Haslung gekommen war, daß man, wenn Einem ein bekannter Weg anfange, wirrig und entfremdet zu sein, sogleich umkehren und zurückgehen solle, bis Alles wieder ein Ansehen gewinne, das man vollständig kenne; dann soll man ein wenig stehen bleiben und dann den gewünschten Weg auf's Neue einschlagen. Ich ging also von den drei Föhren an noch weiter zurück. Die dunklen Büsche, die sich in dem Regen duckten und an einander kauerten, gingen an mir vorüber, dann standen zerstreute Fichten, welche in schmalem Buschwerke von unten bis oben bewachsen sind, und ein schwarzer Zaun ging neben mir. Ich kannte Alles nicht. Als ich an die Stelle zurückgekommen war, wo sich das Geleise von dem Wege trennen und gegen den Sillerwald hinübergehen sollte, war das Geleise gar nicht da. Ich ging also noch weiter zurück, und zu meiner Verwunderung führte es aufwärts. Plötzlich stand ich ganz oben auf der Schneide des Abhanges, und plötzlich erkannte ich, daß ich mich ja noch gar nicht unterhalb des Eichenhages befinde, wo man auf das Haus des Obrists hinübersehen könne, sondern daß ich noch weit oberhalb desselben war, und zwar auf der Schneide des Gehänges der Weidebrüche, ich erkannte auch, daß das Irrlicht in der Senkung gestanden war, und daß ich in das Sumpfwasser derselben hineingegangen sei. Das Irrlicht war

aber während meines ganzen Rückweges, auf dem ich mich öfter umgeschaut hatte, nicht mehr sichtbar gewesen, sondern überall lag die gleichförmige schwarze Finsterniß. Als ich noch auf dem Abhange stand und herumschaute, erzeugte sich ein etwas lichter Streifen an dem Himmel, und ich sah, daß Das nicht das Hag gewesen sei, was ich dafür gehalten habe, sondern daß eine Herbstwolke an dem entfernten Dürrwalde gehangen und ihn, wie einen näheren Waldklumpen, gezaubert hatte. Als ich noch immer schaute, stand plötzlich mein Irrlicht wieder weit von mir entfernt drüben — es stand in derselben Richtung, aber auf einem andern Grunde, nicht auf der Stelle, wo ich es früher gesehen hatte. Ich starrte recht deutlich in das Licht hinein. Und wie die lange, schlanke, weiße, ruhige Flamme drüben stand, oder auch, wie ein feuriger Engel, der ein weißes Kleid anhat, und wie der hohe, finstere Wald dahinter stand, und wie die Nacht so leise fortregnete und immer schwieg und finster war, und wie sich überall rings herum Niemand befand, als ich allein: war es fast schön anzusehen, wie es war. Weil ich nun das bekannte Ansehen der Gegend hatte, das mein Großvater und der Schwede verlangen, trat ich meinen gewünschten Weg wieder an. Ich ging den Pfad, der neben dem schwarzen Zaune lag, hinunter — jetzt kannte ich ihn recht wohl — die dunklen Büsche, die sich früher verstellt hatten, waren mir auch sehr bekannt, und ich hatte sie früher oft gesehen. Ich ging des Weges nach einander dahin. Und wie ich neben den Schlehenbüschen war, die, wie ein schwarzer, kriechender Zug, fortwanderten, und wie die Erlen, die von meinem Wege links standen, durch das Licht gingen, ich aber an das Fieber der Maria Hartens dachte, das mir stets in dem Sinne und in dem Herzen war: duckte das Lichtlein einmal ganz leicht nieder und war verschwunden. Es kam auch gar nicht wieder zum Vorscheine. Ich ging des Weges vollends hinab, und wie sich

das wirkliche Eichenhag, das ich nun sah, um mich hinüberschob, kamen erst die wahren Lichter von dem Hause des Obristen zur Erscheinung — sie standen in einer Reihe recht klar, recht vernehmlich und recht freundlich da. Ich ging aber nicht mehr hinüber, weil ich auch sehr beschmutzt war, sondern ich ging sofort in mein Haus hinunter und las in derselben Nacht noch recht lange in vielen meiner Bücher wegen der armen Maria.

So hatte ich oft verschiedene Zufälle auf meinen Wanderungen.

Als der Winter weiter vorrückte, und der Schnee schon eingefallen war, ging ich öfter, wenn ich erst spät nach Hause kam, wie es bei der Jahreszeit fast täglich der Fall war, noch im Abende, oder in der Dunkelheit der Nacht in das Haghaus hinauf. Der Obrist hatte in das Bücherzimmer eine sehr große Heize machen lassen, darin man die Scheite, welche hineingethan wurden, durch ein feines Gitter hindurch lodern sehen konnte. Auch hat er Geräthe von denen, welche angekommen waren, hineingestellt, daß man auf ihnen herumsitzen und den Schein des Feuers auf dem Fußboden anschauen konnte. Wenn dann die große Lampe kam, die, auf den Tisch gestellt, das ganze Gemach mit Licht erfüllte, sahen wir Schriften an, wovon der Obrist manche aus verschiedenen alten und merkwürdigen Zeiten hat, oder Bücher, in denen etwas gelesen wurde, oder wir saßen bloß vergnügt in der so freundlichen Stube und redeten von den verschiedensten Dingen der Welt. Und wenn ich dann nach Hause ging, und ein Gestöber war, oder die weiche Schneefläche vor mir lag, die in der trübsten Nacht einen feinen Schimmer gab, begleiteten mich gerne die zwei Wolfshunde, sie gingen oft bis an den Hügel mit, auf welchem die Eschen stehen, und liefen dann zurück, daß es im Schnee stäubte, und ich, wie ich nach meinem Hause hinunterging, noch manchen einzelnen Laut von ihrem Jauchzen vernehmen konnte.

Im Winter kamen auch Verschläge an, in denen Bilder waren, welche der Obrist in verschiedenen Zeiten seines früheren Lebens erworben hatte. Wenn ich dann an einem schönen, klaren Wintertage hinaufkam, zeigte er mir sie, lehrte sie mich kennen und ihre Vollkommenheiten empfinden. Einige sehr schöne hing Margarita in ihren Zimmern auf, die anderen wurden in den Zimmern des Obrists an verschiedenen Stellen, die er recht sorgfältig auswählte und prüfte, aufgemacht. Ich habe nie so schöne Dinge gesehen, oder ich habe sie in den früheren Zeiten meines Lebens nicht erkannt.

Als der Frühling kam, der heuer so früh eintrat, wie ihn Niemand vermuthete, fing der Obrist, da nur erst der Schnee weg war, und die Erde weich wurde, sogleich alle seine Arbeiten wieder an. Er ließ das Eichenhag, in so weit es sein Eigenthum war, reinigen, das dichtere, unnützere Gestrippe mußte weg, der Boden wurde von den häßlichen Abfällen befreit und, daß er schönes Gras treibe, mit eisernen Rechen gerechet. Die dürren Bäume wurden umgehauen, und wo einer auch nur einen verdorrten Ast zeigte, wurde derselbe an ihm, wie man es kaum an einem Obstbaume thun könnte, mit der größten Sorgfalt weggesägt. Die Senkung, wie ich es schon am Eingange dieser Schrift gesagt habe, ein lichtbraunes, faules Moor, darauf nur die kleinen Sumpfföhren und die rothen Moosbeeren wuchsen, und ein gelbes Gras war, dessen Spitzen braun wurden, hatte er an sich gekauft und fing an, es, wie ich schon oben aufgeschrieben habe, zu einer Wiese umzugestalten. Auch seine Felder, die er zugleich mit dem Hausplatze gekauft hatte, wurden in Arbeit genommen und zur Saat vorbereitet. Er hatte deßhalb Knechte genommen und Zugthiere gekauft und ihnen die vorgerichteten Wohnungen, die in dem heiteren Winter gut austrocknen konnten, in seinem Hause eingeräumt. Er wollte den Anbau des Weizens in dieser Gegend emporbringen, den

höchstens nur Einige, gleichsam wie zum Versuche im Kleinen, begonnen hatten. Deßwegen hatte er Sommerweizen aus anderen harten und winterlichen Berggegenden kommen lassen, um ihn zu versuchen, wie er hier anschlage. Die Wintersaat hatte er im Herbste so gut gemacht, wie man es in diesen Wäldern eigentlich nicht zu sehen gewohnt ist. Auch der Garten, um den das Holzgitter gemacht worden war, wurde bearbeitet, und die Glasdecken, unter denen die Frühgemüse und andere Dinge wachsen sollten, über ihre mit Dünger ummauerten Gruben gelegt.

Um diese Zeit kamen auch die Bücher an. Mehrere große Truhen von weichem Holze wurden abgeladen, in denen sie waren. Sodann wurden sie ausgepackt. Der Obrist hatte die traulichen Geräthe, unter denen wir den Winter zugebracht hatten, aus der Stube fortgeschafft, und Haufen von Büchern lagen herum. Die mehreren Schreine, in welche sie kommen sollten, waren fertig geworden und wurden an den Wänden an ihren Stellen aufgestellt. Wenn der Obrist nicht Zeit hatte, weil ihn die verschiedenen Arbeiten bald hierhin bald dorthin riefen und bei sich behielten, half ich selber die Bücher ordnen und an ihre gehörigen Plätze stellen. Eine solche Bücherei wäre eigentlich meine rechte Freude. Oft stand ich auf der Doppelleiter, die man hatte machen lassen, und deren Füße mit Tuch überzogen waren, daß sie den Boden nicht beschädigen, und stellte die Bücher, eines nach dem andern, auf verschiedene Plätze, wie es mir tauglich schien, und wie sie sich der Natur zu Folge reihen sollten. Margarita stand unten und reichte sie mir dar. Dann schrieben wir auf, wie wir sie gestellt haben, daß man sie wieder finden könne, und daß aus diesen Zetteln eine allgemeine Uebersicht zu verfassen sei, daran man sogleich den Stand und Ort jedes Buches ersehen möge, wenn man es suche. Später sollten wieder, wie der Obrist vorhatte, wenn nur einmal die Bücher

in Ordnung wären, recht vertrauliche und liebliche Geräthe in die Stube kommen, insbesondere mehrere gute und weiche Sitze, der große Lampentisch und andere Dinge, die uns schon einfallen würden, damit wir den kommenden Winter wieder in dieser Stube unter den Büchern und bei dem Scheine der großen Heize recht freundlich zubringen könnten.

Margarita hatte jetzt noch mehrere Bilder in ihre Zimmer bringen und dort aufhängen lassen. Sie führte mich zu manchen hin und zeigte mir, wie ihr Dieses daran gefalle und dann Dieses und Dieses.

Da die warmen Tage heranrückten, und das weiche grüne Gras die Hügel bedeckte, obwohl der harte Obstbaum noch keine Knospe trieb, und nur erst das niedere Gesträuch an den Bächen, dann die Hollunder, die Weiden sich mit kleinen Blättern und grauen Kätzchen bedeckten, wurde das Fest der Grundsteinlegung des Hauses gefeiert. Es waren ungefähr die nämlichen Menschen zugegen, wie damals, da der Zimmermannsspruch bei der Aufstellung des Dachstuhles abgehalten wurde. Man öffnete die Marmorplatte des Steines, der unter dem Haupteingange des Hauses lag, welcher Eingang durch ein Vorgemach in den Blumensaal führte, aus dem man dann in den Gang kam, an den die Wohnzimmer des Obrists und Margarita's grenzen. Unter der gehobenen Marmorplatte kam ein hohler Würfel, ebenfalls aus Marmor, zum Vorscheine, der durch eine sehr starke Glasplatte geschlossen war. Als man auch diese Platte gehoben hatte, zeigte sich der hohle Raum, der bestimmt war, die Gedenksachen, die man hineinthun wollte, aufzunehmen. Der Raum war ganz mit Glas, welches nämlich gar keiner Art Fäulniß unterliegt, gefüttert. Man stellte die Flasche, aus welcher der Zimmermann bei seinem Dachstuhlspruche Wein eingeschenkt hatte, in den hohlen Raum. In der Flasche waren alle Silber- und Goldmünzen enthalten, welche jetzt gangbar sind, und ihr Gepräge

war von dem letzten Jahre, dann war ein viereckiges Goldstück dabei, eigens zu dem Zwecke gemacht, daß darein der Jahrestag der Grundsteinlegung geschnitten wurde, dann lag noch ein Pergament in der Flasche, auf welchem die nothwendigen Dinge des Herganges aufgeschrieben waren. Die Flasche ist am Munde ihres Halses mit einem Glasstücke zugeschmolzen worden. Da dieses Denkmal hineingestellt worden war, legten viele der Anwesenden auch noch Dinge dazu, die sie entweder schon deßhalb mitgebracht hatten, oder die ihnen erst jetzt einfielen. Ein Buch, einen kleinen Ring, eine Mundschale von Porzellan, einen Uhrschlüssel, beschriebene Blätter, Einer warf eine Rose hinein, die er aus einem Gewächshause mit hieher gebracht hatte, und die Mädchen und Frauen thaten Bänder hinein, daß man einst wisse, was dazumal in diesen Dingen für eine Mode geherrscht habe. Als Dieses vorbei war, legten die Gewerke die Glasplatte wieder auf die Oeffnung, daß sie sehr gut gefügt war, dann wurde die Fügung, die rings um das Glas lief, mit einem dichten Kitte verstrichen, der erhärtet und dann keine Luft, keinen Regen und keinen Dunst durch sich hindurchläßt. Ueber der Glasplatte wurde der Deckel aus Marmor in seinen Falz gethan, und derselbe ebenfalls mit dem Kitte verklebt, worauf über der Platte der gewöhnliche Stein gelegt wurde, mit denen der ganze Gang und rings ein Streifen des Hofes gepflastert ist, daß man nicht mehr unterscheiden konnte, unter welcher Stelle die Dinge ruhten, die man eben unter die Erde gethan hatte. Hierauf begaben sich alle Menschen, die herumgestanden waren, in das große Blumenzimmer, das man zu einem Erquickungssaale eingerichtet hatte. Es waren von den Gewächsen, welche der Obrist selbst in diesem Winter schon in dem Zimmer gehabt hatte, rings um grüne Gestelle gemacht worden, und wo Blößen gewesen wären, wurden sie mit solchen Zweigen bedeckt, welche schon die ersten

und zarten grünen Frühlingsblätter zeigten. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch, auf welchem sich Wein und einige Speisen befanden. Der alte Pfarrer von Sillerau sprach ein Gebet um Segen für die Speisen, wovon er dann die Veranlassung nahm, weßhalb man zu diesen Speisen versammelt sei, und Gott auch um Segen für das Haus und Alle, die es je bewohnten, anflehte. Sofort schloß er dann mit einer Anrede an die Versammelten und bat sie mit einigen Worten, daß sie immer so friedlich, so einig und so nachbarlich gesinnt bleiben möchten, wie sie es heute sind, wo sie sich zu dieser gemeinschaftlichen feierlichen Angelegenheit wohlwollend eingefunden hätten. Hierauf wurde von dem Imbiß unter verschiedenen Gesprächen etwas verzehrt, und dann entfernten sich die Gäste, Einer früher, der Andere später, bis der Letzte von dem Obrist Abschied genommen hatte, und er wieder mit seinen Leuten allein war, die darangingen, das Blumenzimmer in den Stand zu setzen, in dem es vor der Feierlichkeit gewesen war. Ich bin gleich nach dem Gebete des Pfarrers fortgefahren, weil ich noch zu Viel zu thun hatte, und der Schluß des Ganzen ist mir nachher von Margarita und dem Obrist erzählt worden. Die Armen sind dieses Mal auf eine andere Weise und gewiß auf eine für sie weit bessere bedacht worden. Der Obrist hatte unter sie, in Anbetracht, daß der Winter zu Ende ging, und die Vorräthe des vergangenen Jahres leicht nicht denen des künftigen die Hand reichen könnten, heimlich verschiedene Nothwendigkeiten gebracht und sie Denen gegeben, die ihrer am bedürftigsten zu sein schienen.

Der Obrist, däucht mir, hat solche Feste, wie die zwei, die er jetzt gegeben hatte, nur darum veranstaltet, daß die Nachbarschaft zusammenkam, daß er sich mit ihnen in ein Verhältniß setze und zeige, wie er freundliche Gesinnungen pflegen wolle und freundliche Gesinnung gegen sich erwecken.

Nach diesem Feste war es bei ihm wieder so stille, wie vorher, und blieb fortan stille.

Nur die Arbeiter hatte er im Hause, die zu den Dingen nothwendig waren, die noch hergerichtet werden mußten, daß das Haus gleichsam als fertiges betrachtet werden konnte. Dann hatte er noch an Gesinde im Hause, was er zur Bearbeitung und Herrichtung der Grundstücke und zur Versehung der Hausarbeit brauchte. Ich hatte ihm auch heuer an Leuten wieder überlassen, was ihm nöthig sein mochte, ohne daß er um die Abtretung etwas wußte. Ich förderte in meinem Hause so Viel, wie gar nichts, ich bin noch jung und kann Alles nachholen, er aber ist alt, hat an Dem, was er hier angefangen hatte, Freude und soll sie noch so viel genießen, als es in dem Ueberreste des Lebens möglich ist, den er noch hat.

Es war von Besuchen und Leuten, die kommen sollten, bei ihm nun gar nichts vorhanden: nur ich allein, wie der Frühling mit aller Pracht und Herrlichkeit hereinbrach und mir, wie gewöhnlich, eine große Verminderung meiner Berufsgeschäfte brachte, ging beinahe täglich zu ihm hinauf — und ich glaube, daß ich sehr gerne gesehen worden war; denn wenn ich doch eines Tages verhindert wurde, weil etwas Unversehenes ausbrach, daß ich bis tief in die Nacht zu fahren oder gehen hatte; oder wenn ich wegen einer Angelegenheit, die mir schwer denken machte, bei den Büchern, oder in eigenem Nachdenken sitzen mußte, daß ich nichts verfehle; so sandte er gleich Jemanden herab, um fragen zu lassen, ob ich wohl sei, oder ob sonst etwas Wichtiges eingetreten wäre, daß ich nicht gekommen sei. Ich ließ ihm immer die Ursache genau zurücksagen. Nur Eins fiel mir ein, das mir großes Denken verursachte: er kam jetzt schier gar nicht mehr zu mir herab, während er doch früher öfter mit Margarita bei mir gewesen war und alle meine Anstalten angeschaut hatte — ja, sie

waren sogar manchmal bei dem großen Behältnisse der Arzeneien gestanden und hatten gefragt, was Dieses und Jenes sei, wie es zusammenhänge, was es wirke, und welche Tugenden in ihm eingeschlossen seien; was ich immer gerne und mit Freuden beantwortete; und von manchem Kranken mußte ich mit ihnen reden, wie er jetzt sei, und wie ich vorhabe, mit ihm im Weiteren zu verfahren. Der Obrist ließ sich sogar zuweilen das Buch zeigen, in dem die Krankheit stand, und las mit Aufmerksamkeit darinnen. — Mit der Aufrichtigkeit, die ihm eigen ist, sagte er mir einmal selber die Ursache, warum er nicht mehr herabkomme, daß es nämlich nicht Dem ähnlich sähe, daß er seine Tochter, gleichsam wie eine angetragene Braut, zu mir herabführe, und die Leute Solches redeten. Als ich meinte, weil ich täglich zu ihm hinaufgehe, könnten sie eben so gut sagen, ich gehe als Bräutigam zu Margarita, antwortete er, Das könnten sie thun, daran sei nichts Uebles.

Ich ging also täglich in das Haghaus hinauf, wie es meine Berufsgeschäfte gestatteten, und wie meine Zeit aus war, die ich an diesem Tage zu meinen Pflichten anwenden mußte. Eine liebliche, eine schier unaussprechlich schöne Zeit war auf uns herabgekommen, meine Felder standen in wirklicher Pracht, die des Obristen auch, und wir hatten unsere Freude darüber. Ich zeigte Margarita einmal meine Rappen, weil ich schon zuweilen mit ihnen fuhr, und sie liebte die schönen, schlanken und herrlichen Thiere, die so lustig und jugendlich und fromm und folgsam waren. Wir gingen weit und breit in den Feldern und Wäldern herum. Ich nannte Margariten die kleinen Blümchen, die oft da waren, die kleinsten, die ein Aeuglein aufmachen, das man im winzigen Grün nicht sieht; und sie wunderte sich darüber, daß ich das Ding nennen könnte; worauf ich sagte, daß Alles seinen Namen habe, diese kleinsten, unscheinbaren Dinge so gut und oft einen so schönen, wie die

großen und prächtigen, die wir in unserem Garten haben. Da sie sagte, ich möchte ihr alle Namen sagen und möchte ihr die Blümchen und Kräuter zeigen, so that ich es: ich nannte ihr die einzelnen, wie sie in unserer Gegend sind, und zeigte ihr sie, wenn die Gelegenheit der Blüthe gekommen war; dann wies ich ihr die Geschlechter, in denen sie nach gemeinsamen Kennzeichen zusammengehören, und sagte ihr, wie sie in schönen Ordnungen auf unserer Erde stünden. Wir pflückten Sträuße, trugen sie nach Hause, bewahrten Manches auf, ich nannte es, erzählte sein Leben, das es gerne führe, die Gesellschaft, in der es sein will, und Anderes, das die Menschen wissen. Sie merkte auf, wiederholte es und lernte die Eigenschaften kennen und erzählen. Dann meinte sie, wie oft das kleine Ding jetzt, das in dem Grase der Berge stehe, das sie sonst nicht angeschaut und fast verachtet hatte, eigentlich schöner sei, als andere große in dem Garten, die oft nur die eine schöne Farbe haben und nur groß sind. — Ich nannte ihr aber nicht bloß die Gewächse, die wir sahen, sondern auch die Steine, manche Erden und die kleinen Flimmer, die hie und da auf unserem Wege lagen; denn ich hatte diese Dinge nicht nur einstens sehr gerne gelernt und aus meinen Büchern sehr oft wiederholt, sondern ich trieb sie auch fort, da ich in meine Heimath gekommen war und unter ihnen herumging. Ich liebte sie, wie meine Gesellschaft, die ich bei meinem Berufe um mich habe. Margarita hatte ein flaches schwarzes Täfelchen bei einem ihrer Fenster im ersten Zimmer machen lassen, darauf lagen nun viele Steinchen, glänzende Stückchen und andere solche Dinge, und sie legte Zettelchen, darauf sie die Namen geschrieben hatte, dazu.

Da der Obrist nirgends etwas Zweckloses, oder gar Zweckwidriges leiden kann, ohne daß er den Versuch machte, es seinem Zwecke, zu dem er es da zu sein erachtete, wieder zuzuwenden: so machte er mir auch in diesem Frühlinge einen

Vorschlag, den ich zuerst seltsam nannte, und der mir dann sehr gefiel. Es liegt abseit des Reutbühls, gleich dort, wo man zu ihm aus dem Kirnwalde hinüberkömmt, eine steinige Stelle, die ziemlich weit hingeht, wo etwas Lehm, magerer Grund und sehr klein geklüfteter Fels, fast Gerölle, ist. Die Leute nennen den Fleck das Steingewände, obwohl er eben und keine Wand ist; aber es ist in der Gegend gebräuchlich, jeden solchen Fleck ein Steingewände zu nennen. Dieses Steingewände nun schlug mir der Obrist vor, mit ihm gemeinschaftlich zu kaufen, da es jetzt leicht und billig zu haben sei. Auf meine Frage, was wir denn mit dem unfruchtbaren Grunde thun würden, antwortete er, der Grund sei nicht mehr unfruchtbar, die unendlich feine Zerklüftung zeige, daß die Verwitterung in ihrem Fortgange beginne, und daß der Grund vielleicht zu einer Föhrenpflanzung sehr tauglich sei. Als ich wieder fragte, was wir denn mit einer Föhrenpflanzung thäten, da überall herum ohnedem so viele Wälder ständen, die bereits viel besseres Holz hätten, als Föhren zu liefern vermöchten, sagte er: „Die Föhrenpflanzung wird noch stehen, wenn viele andere Wälder, daraus wir jetzt Holz nehmen, verschwunden sind und in Felder und Wiesen verwandelt wurden. Die Föhrenpflanzung wird stehen, weil sie dann noch nicht zu einem Feld- und Wiesengrunde wird tauglich sein, aber Holz werden die Menschen aus ihr nehmen, wenn Holz schon kostbarer geworden ist, als jetzt. Und wenn die Föhren ihre Nadeln fallen lassen und unter sich die Feuchte und den Regen erhalten, wird sich der Grund verbessern und lockern, und in tausend Jahren kann vielleicht auch die Föhrenpflanzung in Feld verwandelt werden, wenn alsdann die Menschen dichter wohnen, und ihnen das Erträgniß des Feldes werthvoller erscheint, als das Holz, das die Föhren liefern."

Ich willigte freudig ein, als er Dieses gesagt hatte, und schämte mich, einen so kleinen Zweck gehabt zu haben.

Wir erstanden recht leicht und um ein billiges Geld das Steingewände, und mancher Nachbar, der davon hörte, hielt die Sache für eben so unklug, als ich sie selber anfangs dafür gehalten hatte. Der Obrist schickte einen Mann hinaus, der in den Abständen, in denen die Pflänzchen zu stehen kommen sollten, kleine Vertiefungen in die Steine machen und sie unten lockern mußte. In diese Vertiefungen wurde dann Erde gethan, aber eine nur um ein Kleines bessere, als sonst in den Rissen des Steingewändes war, damit die Pflänzlein, wenn sie die ersten Wurzeln in dem guten geschlagen und dasselbe gewöhnt hätten, nicht dann stürben, wenn sie ihre Fasern in den Fels treiben müßten. Der Obrist wählte den Samen dann von Föhren, die oberhalb des Gehänges in noch steinigerem Grunde standen, als der unsere war, damit ihm der bessere Grund wohlthue, und er in demselben gut anschlagen möge. An einem Tage legten wir mit Hülfe mehrerer Leute den Samen in die mit Erde gefüllten Vertiefungen und deckten ihn wohl zu. Margarita hatte vorher die schönsten Körner ausgesucht.

Der Obrist hatte auch noch einen andern Plan, der ihm aber viel schwerer auszuführen schien, woran er aber demohngeachtet nicht verzagte, wie es ja schon seine Natur war. Er wollte die Leute der Gegend vermögen, aus den obwohl gut erhaltenen Wegen doch noch bessere, nämlich gleich Straßen, zu machen. Er sagte, er hoffe auf die Zeit. Vorerst aber legte er als Beispiel ein Stück einer solchen Straße auf seinem Grunde an, wo nämlich der Weg von Sillerau durch ihn nach Haslung führt, auf welchem Wege doch so manche Menschen Gelegenheit hatten, zu gehen und zu fahren und das neue Ding in Augenschein zu nehmen.

Aus dem Frühlinge war endlich der Sommer geworden. Der Baum des Waldes, der Strauch des Hages, das Obst der Gärten, das Gras der Wiesen und die Frucht der Felder, Alles stand recht schön. Ich hatte, wenn ich um drei Uhr, oder auch um vier Uhr des Morgens aufbrach, bis gegen Mittag all meine Dinge abgethan und brachte den Nachmittag im Haghause zu. Wenn ich hinaufging, und die Hunde mir nicht entgegensprangen, wußte ich, daß der Obrist nicht zu Hause, sondern mit ihnen auf irgend einer Stelle seiner Felder sei. Wenn dann unter dem Gesinde, das sich rührte, oder unter den Knechten, die die Arbeit thaten, Margarita mit ihrem feinen Strohhute stand, gingen wir mit einander, den Vater zu suchen, oder wir gingen auch in dem Felde, oder in dem Walde dahin und redeten von verschiedenen Dingen. Ich legte ihren Arm sanft auf den meinigen.

Eines Tages gingen wir auf dem Wege des Lidenholzes. Sie war in dem aschgrauen, geglänzten Gewande, das so schön ist. Sie trägt nicht die Kleider, wie es jetzt die Frauen so anfangen, daß sie von den Hüften wegstehen, sondern sanft hinabgehend, daß die junge Gestalt freundlich ausgedrückt ist. Das Lidenholz wurde vor vielen Jahren an vielen Stellen ausgehauen, daß man überall die Durchsicht hat und an vielen Plätzen auf freien, mit Stöcken und hohem Grase besetzten Flächen dahingeht. In den Holzschlägen wachsen verschiedene Blumen gemischt und oft seltnere und gewiß schönere, als man sie auf gewöhnlichen Wiesen zu finden vermöchte. — — Da fragte ich Margarita, ob sie mich recht liebe. — — Wir standen vor einer Grasstelle, wo die hohen, äußerst dünnen Schäftchen aus derselben emporstanden und oben ein Flinselwerk trugen, grau oder silbern, in welchem die Käfer summten, oder Fliegen und Schmetterlinge spielten. Aus dem Holzschlage ragte mancher einzelne Baum hervor, der wieder emporgewachsen war; und jenseits, von ferne

herüber, schaute der blaue Duft des Kirmwaldes, der ganz ruhig war. So stille war es, daß man zu Zeiten durch die blaue, heitere Luft, wie ein sehr schwaches, entferntes Donnern, gar das Schießen von Pirling herüberhören konnte, womit der untere Wirth von Pirling, der alte Bernsteiner, einen Keller in die Felsen des Steinbühel sprengt. — — Margarita, als sie meine Frage vernommen hatte, schlug die Augenlider über die sehr schönen braunen Augen herab, sah in die Schäftchen nieder, wurde ganz glüh im Angesichte und schüttelte leise das Haupt. — — Ich sagte kein Wort, und wir gingen auf dem Wege wieder dahin. Wir sammelten aus den Blumen, die wir der Mühe werth hielten, einen Strauß. Margarita nannte die Namen derselben, und wo sie einen nicht wußte, nannte ich ihn. Wir kehrten auf dem Wege bald wieder um und gingen nach Hause. Sie hatte den Arm, den ich am Ausgange des Waldes, da wir auf die Wiese kamen, wie sonst, in den meinigen gethan hatte, auf demselben sanft ruhen lassen.

Als wir in das Haus kamen, fanden wir den Obrist in dem Bücherzimmer. Er saß vor dem Tische, hatte etwas Wein vor sich und von den runden weißen Broden, die er so gerne ißt. Er sagte, daß er auf dem Felde sich sehr viel Hunger gesammelt habe, und daß er hier sein Nachmittagbrod halte. Margarita setzte sich neben ihm auf einen Stuhl, redete einige Worte, schwieg dann und sann. Ich blieb auch nicht lange, sondern, als er mit seiner Erquickung fertig war und in den Garten ging, nahm ich Abschied und begab mich auf den Heimweg.

Als ich über den Hügel, wo die Eschen stehen, hinabwandelte, ging die Sonne, wie ein prachtvolles goldenes Schild, zwischen mehreren Bergen von Wolken unter, die sogleich zu brennen anhoben. Durch den ganzen Himmel war Herrlichkeit, und auf die ganze Erde war Herrlichkeit gebreitet.

Ich war in meinem Innern so selig, wie ich es gar nicht auszudrücken vermochte.

Da ich in meinen Hof hineinging, kam mir der Bube Gottlieb entgegen und zeigte mir sein Buch, in das er schreibt, und wie er schon große Fortschritte gemacht habe. Ich erzählte ihm, was ich eigentlich hatte verschweigen wollen, daß ich ihm schon ein Stück Wiese gekauft habe, das er einst bekommen wird, und daß ich schon für ihn sorgen werde, wenn er gut lernt und ein ordentlicher, braver Mann wird, der sich eines Geschäftes annimmt. — Dann ging ich in meine Stube.

Es kam jetzt eine schöne Zeit. Ich liebte meine Kranken, es that mir das Herz jetzt oft viel weher, wenn ich ein Kindlein in dem Bette liegen sah, die armen Augen auf mich geheftet, und wenn ich nicht im Stande war, die Krankheit zu beschleunigen, daß das unschuldige Wesen bald befreit werde — oder wenn ich einen Jüngling sah, dessen rosige Wangen durch das Fieber noch röther und dunkler und von harter Farbe wurden, und er mich bat, ich möchte ihm nur etwas geben, daß die Hitze aufhöre; denn dann sei er schon ganz gesund; ich aber einsah, daß durch diese Hitze, die er so leicht wegzubringen vermeinte, leichtlich seine ganze heitere, rosenfarbene Zukunft abgeschnitten werden möchte — oder wenn ich zu einem alten Mütterlein kam, das Niemand mehr hatte, dem Alle weggestorben waren, das in Ergebung auf den Tod wartete und dennoch, wenn ich fortgehen wollte, den Blick auf mein Auge heftete, ob sie darin Hoffnung lesen könnte. Ich gab manchmal dem Kranken die Arznei und ein Stück Geld dazu, daß er sich eine Suppe verschaffen konnte.

Als ich am andern Tage, da ich die Frage an Margarita gethan hatte, wieder in das Haghaus hinaufgekommen war, ging sie mir entgegen, nahm mich bei der Hand und führte mich in ihr Zimmer hinein. Sie führte mich an das

Tischchen, auf welchem die Steine lagen, daneben heute die Zettel umgekehrt waren, und sagte die Namen aller Steine her, ohne einen einzigen zu fehlen. Dann führte sie mich gegen ihren Bücherschrein, wo auf dem Tische die Pflanzen lagen, die wir gestern gebracht hatten. Sie sagte auch die Namen aller, ohne ebenfalls einen zu fehlen. Dann gingen wir mit dem Obrist auf seine Niederwiese hinüber und sahen zu, wie Heu gemacht wurde, und wie man eben das gut getrocknete nach Hause führte.

Sie zeigte mir auch ihre Hühner und das andere Geflügel und führte mich in den Stall und zeigte mir die zwei Kälber, wie sie schön seien, und wie sie sich jetzt schon völlig ausgewachsen hätten. Wenn sie groß würden und wieder Nachkommen hätten, dann würde das andere Vieh nach und nach weggethan, und nur, das von ihnen gekommen, aufbehalten.

Ich brachte ihr, wenn ich in Tunberg, oder in Pirling draußen gewesen war, bald eine Blume mit bald ein Steinchen, das sie noch nicht hatte, oder ein Band, oder sonst etwas, zum Beispiele ein Ding, wo hinein sie ihre Nadeln und Scheeren legen konnte. Sie fing auf einem seidenen Tuche Blumen zu sticken an und sagte, Das würde über die große Tasche gespannt werden, in welcher ich immer meine Papiere hätte; dann machte sie mit Gold und Seide ein Ding auf mehrere Bänder und erklärte mir, Das müsse auf die Halsgeschirre der Rappen gethan werden, wenn ich einmal im Winter im Putze mit ihnen ausführe.

Wir fuhren an allen Sonn- und Festtagen in die Kirche nach Sillerau. Da sahen alle Menschen nach ihrer Schönheit hinüber, wenn sie in dem Querstuhle vorn neben ihrem Vater saß. Er hatte an allen großen Festtagen die goldene Kette um, die ihm der Kaiser einmal gegeben hatte, und sie hatte alsdann ein seidenes Gewand mit einem kleinen Zipfel

als Schleppe. Mir war sie aber immer lieber, wenn sie in ihrem Hausgewande neben uns in dem Bücherzimmer war, oder in Feld und Wald, und sich nicht so sehr darauf Acht zu geben hatte, als auf das seidene.

Gegen Ende des Sommers kletterte ich einmal um eine seltene Blume auf die Schneide des Dusterwaldes, weil ich wußte, daß sie dort um diese Zeit blühe, und brachte sie ihr. Sie hatte eine sehr große Freude darüber.

So ging der Sommer dahin. Wir wandelten wieder, wie im vorigen, in allen Wäldern, Wiesen und Feldern herum, nur daß wir heuer oft noch viel weiter waren, als im vorigen Jahre, und manchen beschwerlichen Weg machten, um irgend einen Platz zu besuchen, von dem man Pracht und Schönheit der Wälder überblicken konnte, oder wo die schauerliche Majestät war, da sich Felsen thürmten, Wasser herabstürzten, und erhabene Bäume standen.

Ich hatte den ganzen Sommer hindurch nicht mehr gefragt, ob sie mich liebe. Einmal aber, im späten Herbste, da wir im Eichenhage draußen bei der großen Eiche ihres Vaters standen, alle Gesträuche schon die gelben Blätter fallen ließen, nur die Eichen noch ihren rostbraunen Schmuck recht fest in den Zweigen hielten, fragte ich sie wieder: „Margarita, habt Ihr mich wohl lieb?"

„Ich liebe Euch sehr," antwortete sie, „ich hab' Euch über Alles lieb. Nach meinem Vater seid Ihr mir der liebste Mann auf der Welt."

Sie hatte dieses Mal die Augen nicht niedergeschlagen, sondern sie sah mich an, aber auf die Wangen ging doch ein recht schönes, sanftes Roth, als sie Dieses sagte.

„Ich liebe Euch auch recht innig," antwortete ich, „ich liebe Euch mehr, als alle andern Menschen dieser Erde, und da mir alle Angehörigen gestorben sind, so seid Ihr auf dieser Welt das Höchste, das ich liebe. Ich werde Euch auch

in alle Ewigkeit lieben, Euch ganz allein, — hier auf dieser Welt, so lange ich lebe, und im Jenseits wieder."

Sie reichte mir ihre Hand. Ich faßte sie, und wir drückten uns die Hände. — Wir ließen dann dieselben nicht los, sondern hielten uns an ihnen. Wir blieben noch länger stehen, schwiegen und sahen in das verdorrte Gras nieder. Einzelne gelbe Blätter lagen von den Gesträuchen, die unter den Eichen wuchsen, und die schwach wärmenden Sonnenstrahlen der späten Jahreszeit spielten zwischen den Stämmen und den Zweigen röthlich herein.

Dann gingen wir in das Haghaus, und sie mußte dem Vater an dem Tage noch lange vorlesen. Ich hörte zu und ging in der Nacht nach Hause.

Ach — es war jetzt so schön auf der Erde — so mit Worten unaussprechlich schön. Ich kniete einmal auf den Schemel, der in meiner Stube vor dem Fenster ist, nieder, da draußen Nacht war, und unendlich viele Herbststerne an dem Himmel glänzten, und dankte Gott für mein Glück.

Seit meine Angehörigen gestorben waren, war keine so schöne Zeit gewesen.

Ich ging jeden Tag in das Haghaus hinauf. Selbst, als der Winter gekommen war, und als ich nicht nur den Vormittag, wie sonst, sondern meistens auch den Nachmittag in meinen Geschäften zubringen mußte — denn erstens konnte ich wegen der großen Finsterniß nicht früh genug ausfahren, und zweitens hatten sich die Krankheiten vermehrt — ging ich doch noch immer, wenn nur die Nacht nicht zu weit vorgerückt war, in das Haus hinauf und sah die letzten Scheite in der großen Heize in dem Büchergemache verglimmen. Wenn ich zuweilen ganz durchnäßt nach Hause kam, weil es nicht selten von dem Wagen oder Schlitten weg noch durch wilde Schneehaufen oder Wässer zu einer Hütte, in der ein Kranker lag, zu klettern war: kleidete ich mich um, daß ich

wieder Alles an dem Körper trocken hatte, und trat meinen Weg an dem verschneiten Felde des Meierbacher und über den Eschenhügel hinauf an.

Wenn das Gedränge der Rathholenden geringer war, und ich gesagt hatte, daß ich morgen schon am Nachmittage bei scheinender Sonne kommen würde, so stand sie unter der Thür des Hauses, machte wegen des Glanzes der Wolken und des Schnee's, der auf den Höhen lag, mit ihrer Hand einen Schirm über die Augen und sah der Fläche nach hinab. — Sie sagte mir nachher, daß sie nach mir ausgeschaut hatte.

So floß der Winter nach und nach vorwärts. Wir lasen etwas aus den Büchern, oder aus den seltenen Schriften des Obrists, deren er eine ganze Sammlung hat, oder wir sprachen von verschiedenen Dingen. Der Obrist fragte um alle möglichen Verhältnisse der Menschen des Waldes, und wenn ich ihm sagte, was mir bekannt war, sah ich, daß er Alles ohnehin schon am richtigsten wußte. Oft war wohl auch ein Mann aus der Umgegend da, der Obrist setzte ihm ein Glas Wein und Brod vor, und ehe die Nacht weit vorwärtsrückte, machte sich der Besuchende wieder auf und begab sich nach Hause.

Wenn solche lichte Nachmittage waren, wie ich oben sagte, sahen Margarita und ich sehr gerne die Bilder an, die da waren. Sie zeigte mir Vieles und erklärte mir Vieles; denn hier wußte sie mehr, als ich, weil sie seit ihrer Kindheit immer die Bilder um sich gehabt und von dem Vater die Einsicht in dieselben bekommen hatte — es ist unglaublich, welch Wunderbares und Schönes in diesen Bildern liegt. Manchmal gingen wir dann hinaus und sahen die Wolken und andere Dinge an und erkannten und freuten uns, daß sie auf den Bildern so gemacht waren, wie sie sind. Ein anderes Mal sagte sie mir wieder Alles auf, was sie von mir gelernt hatte, und fragte mich, ob es so recht sei.

Zu verschiedenen Zeiten that der Obrist Entwürfe und Zeichnungen auf den Tisch, wie er Dieses und Jenes ändern, Dieses und Jenes verzieren, Dieses und Jenes neu anlegen wolle. Wir schauten die Sachen an, sie waren sehr schön und immer so reinlich gezeichnet, als hätte sich ein junger Mensch mit großem Eifer und großer Freude dazugesetzt. Ich bekam bei diesen Dingen mehr Einsicht, als ich früher hatte, und änderte den Riß, den ich zu verschiedenen Zeiten zu meinem Schreibgerüste gemacht hatte, daß es in festem Eichenholze geschnitzt würde, wieder ganz und gar ab. Ich nahm mir vor, den Riß, ehe die Arbeit in Holz angefangen würde, dem Obrist zu zeigen.

Ein paar Male war er mit Margarita auch sogar bei mir herunten, und das letzte Mal ließ ich seine Braunen heimlich in das Haghaus zurückgehen und führte ihn dann mit Margarita mit meinen Rappen hinauf, da sie zum ersten Male die schönen Bänder, die ihnen von Margarita gemacht worden waren, auf sich hatten.

Manchmal, wenn wir so an späten Abenden bei einander saßen, draußen strenge Kälte herrschte, und herinnen in der Heize die großen Blöcke glommen, ihren rothen Schein mit dem weißen der Lampe im Raume des Zimmers mischten, der Obrist, an seinem schönen weißen Barte von der Gluth rosenfarben angeleuchtet, in dem Armsessel saß, und ich und Margarita neben einander ihm gegenüber: so legte sie gerne ihre Hand auf die meine, wir faßten unsere Hände und hielten uns längere Zeit dabei, während von ganz fremden Dingen der Welt draußen, oder von anderen, die uns schon näher angingen, die Rede war. Der Obrist hat Dieses gesehen, er hat aber nie etwas darüber gesagt. Wenn Andere eine Neigung zu einander haben, suchen sie dieselbe zu verheimlichen, wir aber thaten Dieses nicht, sagten aber auch nichts und lebten so mit einander fort. Wir haben auch zu

uns selber nichts mehr von unserer Zuneigung gesagt, seit jenem Abende, wo wir im Eichenhage einander vertrauten, daß wir uns sehr lieben. Ich hatte nicht den Muth, sie von dem Obristen zu meinem Weibe zu begehren — es kam mir auch vor, daß es noch nicht Zeit sei. Er, obwohl er es wußte, redete nie von Dingen, die hieher einen Bezug haben könnten, sondern war immer freundlich und heiter und sprach von Allem, das in dem Reiche seiner Betrachtungen war, oder dem er zu einer Handlung, oder irgend einer Gestaltung, wie sie ihm geläufig war, eine Zuversicht abzugewinnen vermochte.

So war der Winter endlich dahin, und wieder der Frühling gekommen, die liebliche Freude unserer Wälder. Da geschah etwas, das Alles änderte.

Zwar der Obrist ist nicht geändert worden. Wenn ihm sogar etwas Böses angethan wird, so erkennt er es für einen Irrthum, hat Mitleid und trägt nicht nach. Ist nicht die schöne Unterredung, die er mit mir hatte, selber ein Beweis davon? —

Ich habe mich so gerne bei der Zeit meiner Ankunft verweilt, ich habe mich gerne bei der Zeit verweilt, in der ich zu bauen und zu wirthschaften angefangen habe; es war eine einfache, schuldlose Zeit — ich weilte gerne dabei, wie der Obrist gekommen ist, mit ihr, der Lieben, der Guten; es war eine glückselige Zeit — — Alles ist aus — — und sie, gerade sie hat mir so große Schmerzen gemacht; aber es ist nicht sie, ich erkenne es jetzt wohl, sondern ich, ich allein. — Es liegt die lange, schwere Zeit vor mir, und viele Jahre wird es brauchen, bis ich mich in sie hineinlebe.

Ich will Alles eintragen.

Als die Tage der Blüthen gekommen waren — mein Vogelkirschbaum, der liebe, große, kronenreiche Baum, den ich noch von Allerb auf mich gebracht hatte, war mit einem ganzen weißen Meere von Blüthen bedeckt; in den Wäldern,

wo man noch durch das dünnbelaubte Zweiggitter den Himmel sah, fuhr ich doch oft schon durch eine Wolke von Duft und Blumenstaub, der durch die Räume ging — Alles — Alles war so schön — und siehe, dacht' ich, welch ein Sommer wird erst auf diese Weise hereinrücken — — und nun sag' ich, welcher wird kommen! — —

Als, wie ich oben anfing, die Zeit der Blüthen über uns war, fand sich in dem Haghause ein Besuch ein, auf den Alle nicht vorbereitet waren. Es kam Rudolph, der Brudersohn des Obrists. Einen schöneren Jüngling würde man sich wohl kaum denken können. Es gingen von dem rosenfarbenen Angesichte die dunklen, schwarzen Haare zurück, und die großen Augen blickten sehr wohlgebildet aus dem Angesichte. Sein Vater und seine Mutter waren schon vor längerer Zeit gestorben. Er war gekommen, um eine große Summe, die in Vorschein gekommen, und verloren geglaubte Schuldgelder, die eingegangen waren, mit dem Oheime zu theilen, dem einstens Unrecht geschehen war. Der Obrist nahm ihn mit vielen Freuden auf, zeigte ihm große Liebe und gab ihm viele Geschenke, die er als Denkmale seines Aufenthaltes bei seinen Verwandten auf sein Schloß mitnehmen und aufheben sollte. Von der Summe aber nahm er nicht den Theil, den ihm der Jüngling geben wollte, sondern, wie in früherer Zeit, wieder das Wenigste, das sich noch mit seinen Pflichten gegen Margarita vertrug. Rudolph lebte mit einem Manne, einem Amtmanne seines Vaters, den er sehr liebte und ehrte, ganz allein auf dem Schlosse und bewirthschaftete sein Vermögen. Mir wurde er, da ich in jenen Tagen hinaufkam, vorgestellt, und er war immer sehr bescheiden und ehrfurchtsvoll gegen mich. Da man ihn sehr bat, blieb er viel länger bei dem Oheime, als er sich eigentlich vorgenommen hatte.

Als ich einmal in dem Lidenholze heimlich auf die Wulst der Felsen, die sich da in der Nähe des Holzschlages

überneigen, geklettert war, weil ich dort mehrere sehr seltene Steinbrechen wußte, die in Blüthe gehen sollten, und die ich Margarita bringen wollte: sah ich plötzlich auf dem Wege durch das Lidenholz unter mir Margarita und Rudolph herausgehen. Ein schöneres Paar ist gar nicht auf der Erde. Er war um eine halbe Hauptlänge höher, als sie, war so schlank, wie sie, das feine Gewand war so anspruchslos an ihm, und die schwarzen Augen blickten sanft und milde: sie schimmerte neben ihm so klar, wie immer, hatte das weiße Gewand an und wurde durch ihn fast schöner, als gewöhnlich. Mir stürzten die bitteren Thränen aus den Augen — — wer bin ich denn — was bin ich denn? — ich bin nichts — gar nichts. — — Ich wäre hinabgeklettert, ich hätte die Felsen umschritten und wäre zu ihnen hingegangen — aber ich konnte es jetzt noch nicht. — Sie wandelten neben den Blumen hin, die in dem hohen Grase des Holzschlages standen, sie wandelten neben dem zarten Gesträuche und Gestrüppe, das sich manchmal an den Weg herandrängt — er sprach zu ihr, sie sprach zu ihm — er hatte ihren Arm in dem seinigen, sie legte ihre Hand auf die seine, drückte sie und streichelte dieselbe sanft.

Ich wollte nun gar nicht zu ihnen hinabgehen, sondern ich nahm meinen Stock, den ich in die Gräser niedergelegt hatte, und zerschlug mit demselben alle Steinbrechen, die in der That noch nicht blühten, daß der Ort wild und wüst war. Dann stieg ich rückwärts an dem Felsen wieder hinab, wo ich hinaufgekommen war — denn an anderen Stellen ist die Wulst kaum zugänglich — ich stieg so schnell hinab, daß ich mir die Hände blutig riß. Dann ging ich nicht nach Hause, obgleich das Mittagessen auf mich wartete. Ich war gerade darum recht bald zu meinen Kranken gefahren und war bald zurückgekommen, damit ich zu den Steinbrechen gehen und ihr die Blumen, wenn ich einige fand, noch vor dem Essen

bringen könnte. Jetzt waren keine Blumen nothwendig, und jetzt war es nicht nothwendig, daß ich nach Hause zu meinem Essen ging. Ich stieg vielmehr von dem Lidholze immer mehr nieder gegen die Thalrinne, in der das Lidwasser geht, das kaum Jemand besucht, weil es so enge zwischen den Waldwänden hingeht, ein seichtes Wasser ist, und überall wilde Steine liegen, daß kein Weg in der Länge der Thalrinne möglich ist. Vorwärts gegen die grauen Felsen, die manchmal aus dem Schwarz und Grün der Wand hinaussteigen, schaut das Gedämmer und die Ruhe des Kirmwaldes herein, der sich aber auch immer drehte und hin- und herrührte, wie ich abwärtsstieg, bis er verschwand, und an den hohen Strebnissen des Grases, des Nachwuchses, der dürren Stämme, der Steine nichts niederschaute, als der einzige schwermüthige Himmel. Ich ging ganz tief bis in den Kessel zurück, wo das Wasser ruhig im Grunde steht, und seine stahlblauen Flecke zwischen den grünen Inseln, die auf ihm schwimmen, hervorleuchten — daneben steht der feuchte Stamm der Tanne und der graubraune Fels, von dem das Wasser beständig, wie ein Firniß, niederglitzert. Auf dem Wege dahin hatten mich die blauen Scheine unseres Waldenzianes gegrüßt und die breiten grünen Augen des Huflattigs, wo mein Fuß in den weichen, brodigen Waldboden einsank: Ich beachtete sie nicht.

Ach, ich bin ja sonst nicht so zornig — es ist meine Art nicht so. Ein Rückfall in meine Kindheit mußte es sein, wo mich, wie der Vater sagte, meine früh verstorbene Mutter verweichlichte, daß ich oft, wenn mir ein Hinderniß entgegenkam, mich zu Boden warf und tobte. — —

Ich stieg von dem Lidkessel durch das Sandgerölle empor, indem ich die Hand wieder in die Gesträuche schlug, daß sie blutete, und mich an den hervorstehenden scharfen Steinen hielt, daß ich nicht niederrollte. — Ich kam an dem Rotheck heraus, wo sich die Ockersteine am Gipfel des

Berges in die Luft drängen, und der Blick in die jenseitigen Länder geht; wo sich die lange Linie des Rothberges hinzieht, und die dortigen Waldbühel blau an blau hinausgehen. Das Haus des Vetters Martin war nicht sichtbar, an dem Himmel streckten sich weiße, stehende Wolken hin, und auf meinem Boden war der Sand so roth gefärbt, daß ich mir die Schuhe beschmutzte, wie ich darüber hinging, und, gegen meine Linke abneigend, wieder in die finstere Gesellschaft der Tannen einbog.

Ich hatte mir nun Alles festgesetzt, wie ich thun solle. — Ich ging in der großen Krümmung des Waldes herum, daß ich fast gegen Abend oberhalb des Eichenhages herauskam, durch das ich in das Haus des Obrists ging. — Er selber war nicht zu Hause. Margarita, sagten sie, sei in dem Garten. Ich schritt durch das Hofthor in den Garten, sah sie aber dort nicht und vermuthete sogleich, daß sie in das angrenzende Feld hinausgegangen sein möge, weil das Hintergitter des Gartens offen stand. Ich sah sie wirklich, da ich das Gitter erreicht hatte und den Blick in das Freie that, an dem breiten Wiesensaume, der neben dem Korne lief, wandeln, wie sie in der lauen, schönen Abendsonne den langen Schatten über das Getreide warf. Sie war allein — es war Dieses nichts Wunderbares — aber ich verwunderte mich darüber. Nur die zwei schönen Wolfshunde ihres Vaters gingen ruhig neben ihr, sie lieben das Mädchen sehr, gehen ihm immer zu und sind viel ruhiger, wenn Margarita in unserer Gesellschaft ist. Als ich in der Oeffnung des Gartengitters erschien, und sie mich erblickten, sprangen und tanzten sie lustig gegen mich zu, und auch Margarita ging etwas schneller mir entgegen, da sie merkte, daß ich auf sie zueile. Sie hatte das weiße Kleid an, war so schlank und schön, wie am Vormittage, und trug das reine Angesicht meinen Augen entgegen, so schimmernd und sanft, wie es am Vormittage gewesen war.

Sie nahm zuerst das Wort und sagte: „Ach — Ihr seid nun da — wir waren schon in Sorge, daß Euch etwas zugestoßen sein könnte; denn der Vetter Rudolph ist fort und ist im Nachmittage noch bei Euch gewesen, um Abschied zu nehmen — da sagten Eure Leute, daß Ihr wohl mit den Pferden schon nach Hause gekommen, aber wieder fortgegangen und dann nicht einmal zum Mittagessen zurückgekehrt seid. Der Vater meinte, Ihr würdet wohl zu einem Hülfsbedürftigen gemußt haben, und es sei Alles an der Sache nicht auffallend. Er hat den Vetter Rudolph bis zu dem Wirthshause am Rothberge begleitet, wohin die Reisepferde bestellt sind, dann wird er mit unseren Pferden wieder heimkommen."

„Margarita, Ihr liebt mich gar nicht!" antwortete ich.

Sie richtete ihre Augen auf mich und sagte: „Wie kömmt denn diese Rede zu Euch? — ich liebe Euch ja mehr, als Ihr ahnen könnt: ich bin so freudig, wenn Ihr heraufkommt, es thut mir leid, wenn Ihr fortgeht, und ich denke auf Euch, wenn Ihr fern seid."

„Ihr liebt mich nicht," sagte ich wieder, und sie mochte bemerken, wie es in meinem Angesichte vor Schmerz zuckte.

„Was ist Euch denn," sagte sie — „Ihr könnt ja eigentlich nicht so reden. — Seid Ihr krank? Ihr müßt wohl einen weiten Weg gemacht haben, ich sehe es an Euren Kleidern. Habt Ihr schon etwas gegessen?"

„Nein, ich habe noch nichts gegessen," antwortete ich.

„Nun, so kommt nur schnell in das Haus herein," erwiederte sie, „ich werde Euch etwas geben, es sind noch Dinge genug da, Ihr müsset gleich etwas essen!"

„Ich esse nichts," antwortete ich.

„So wollt Ihr etwa mit dem Vater reden," sagte sie, „kommt, wir wollen uns auf die Gartenbank setzen, wo man den Weg weit übersieht, auf dem er kommen wird."

„Ich will nicht mit dem Vater reden," antwortete ich, „aber Euch habe ich etwas zu sagen, daß Ihr nämlich den Vetter Rudolph viel, viel mehr liebt, als mich."

„Ich liebe den Vetter Rudolph," sagte sie, „weil es sich gebührt, aber ich liebe Euch mehr — ihn liebe ich anders — und Ihr müßt selber sagen, ob er es nicht werth ist, da er sich so schön gegen uns, seine Verwandten, gezeigt hat?"

„Ja, ja, er ist es werth, und Ihr werdet ihn immer mehr und mehr und endlich sehr lieben," erwiederte ich.

„Ich werde ihn auch sehr lieben," entgegnete sie, „wenn er noch öfter wird zu uns gekommen sein, wie er es gesagt hat."

„Nun, so ist es gut, und wir sind in Ordnung," antwortete ich.

Jetzt gingen wir eine Weile schweigend neben einander her, bis wir zu dem Gartengitter gekommen waren, wo die Rosen stehen, deren Reiser wir mit einander eingelegt hatten. Dort blieb sie stehen, wendete ihr Angesicht und ihre Augen auf mich und sagte: „Ich bitte Euch, lieber, theurer Freund, seht, ich bitte Euch aus der innersten Inständigkeit meines Gemüthes, lasset diese Dinge und diese Worte aus Eurem Herzen fahren."

„Ich lasse ja die Dinge alle," antwortete ich, „Ihr liebet mich nicht, und ich lasse die Dinge aus meinem Herzen fahren."

„Ich habe im Eichenhage zu Euch gesagt," erwiederte sie, „daß ich Euch außer meinem Vater mehr liebe, als alle andern Menschen auf der Erde."

„Ja, Ihr habt es gesagt," antwortete ich — „ob es aber auch wahr ist!?"

Auf diese Rede erwiederte sie gar nichts. Sie sagte kein Wort mehr. Sie ging durch das Gartengitter hinein, und ich auch. Sie zog einen Schlüssel aus der Tasche ihres

Kleides, machte das Gitter zu und sperrte mit dem Schlüssel das Schloß. Dann ging sie auf dem geraden Wege durch den Garten, der gegen das zweite Gitter führt, durch das man in den Hof des Hauses gelangt — ich ging immer neben ihr, und es war mir, als ob sie scheu von mir wegwiche. Da wir das Gitter erreicht hatten, ging sie durch dasselbe in den Hof, that es hinter sich zu, aber sperrte es nicht ab, weil es nie abgesperrt wird. Im Hofe redete sie wieder das erste Wort, indem sie sagte: „Wenn Ihr auf den Vater warten wollt, so will ich mich zu Euch auf die Bank setzen und so lange warten, bis er da ist."

„Ihr könnt ihm in meinem Namen eine gute Nacht sagen," antwortete ich, „ich gehe nach Hause."

„So werde ich es thun," sagte sie, indem sie stehen blieb.

Ich wendete mich von ihr, ging neben dem Blumensaale durch das große Thor hinaus und schritt auf dem Wege nach meinem Hause hinunter.

Am andern Tage hatte ich nur zu dem Erlebauer zu fahren, der etwas bedeutend krank war, dann zur Mechthild, die ein Gallenfieber hatte, und dann noch zu einigen Andern von geringer Bedeutung. Ich fuhr sehr frühe des Morgens aus, damit ich bis zu Mittag mit allen meinen Kranken und mit dem Schreiben, das nothwendig geworden war, fertig wäre.

Als ich die Suppe, die ich als einzige Speise an diesem Mittage zu mir nahm, gegessen hatte, ging ich in das Haghaus hinauf.

Ich ging zuerst zu dem Obrist, der in einem Buche las. Er stand auf, grüßte mich, wie sonst, und war um gar nichts anders, als er sich stets gegen mich benommen hatte. Er sagte mir nach einigen gewöhnlichen Worten, daß gestern sein Vetter Rudolph fortgereiset sei, daß er mich noch gesucht, aber nicht gefunden habe und mir daher durch ihn die schönsten Grüße zum Abschiede sagen lasse. Er fügte dann

noch hinzu, daß der junge Mann ein vortrefflicher Mensch sei, daß er sich freue, daß nun der Hader in der Verwandtschaft ein Ende habe, und daß, wenn der Jüngling in seiner Gesinnung so fortfahre, aus ihm ein einfacher, gutherziger und starker Mann hervorgehen könne. Ich pflichtete den Worten bei, wie sie auch in der That ganz der Wahrheit gemäß waren.

Von unsern andern Dingen sprach der Obrist kein Wort.

Nach einer Weile der Unterredung sagte ich, daß ich zu Margarita hinübergehen müsse. Er stand auf, und ich beurlaubte mich. Es war mir zu allen Zeiten erlaubt gewesen, allein zu Margarita hineinzugehen, und der Obrist hatte es nie so eingerichtet, daß Dieses nicht geschehen durfte.

Ich ging durch den Gang zu ihr hinüber. Als ich die Thüre geöffnet hatte, sah ich sie an ihrem Tischchen stehen, und sie schien mich erwartet zu haben. Sie war manchmal, wenn sie wußte, daß ich zu ihrem Vater hineingegangen sei, voll Freude herübergekommen; heute war Das nicht der Fall gewesen. Sie war recht schön gekleidet, aber das Gewand war ein anderes, als gestern. Auf dem Wandtische neben der Thür lag noch der welke Strauß Feldblumen, den sie gestern gepflückt hatte, und seine Stängel waren noch mit demselben Feldgrase gebunden, das sie gestern genommen hatte. Ich erkannte, daß er einige Blumen enthielt, die in unserem Kräuterbuche noch nicht waren, oder die wir schlecht gepreßt hatten.

Da ich bis zu ihr vorwärtsgekommen war und gegen ihre Augen geblickt hatte, sagte sie: „Ich habe Euch heute erwartet, und da muß ich Euch die Worte sagen, die ich mir in der Nacht gedacht habe, und die Euch zu wissen nothwendig sind. Ich habe recht gerne Eure Gattin werden gewollt, der Vater hat Euch auch in hohem Grade lieb —

aber da nun Alles anders geworden ist, muß ich Euch sagen' daß es nicht mehr geschehen kann."

Ich sah sie an. Da ich in das Haghaus hinaufging, wußte ich noch nicht, was ich sagen werde, nur die Empfindung war mir klar, daß ich heute recht bald, so bald als möglich, hinaufgehen müsse; aber als Margarita die obigen Worte gesagt hatte, erschrak ich sehr. Ich nahm sie bei der Hand, die sie mir gerne ließ, und führte sie gegen das Fenster vorwärts. Sie setzte sich auf das gepolsterte Bänklein, das in der Fenstervertiefung steht, nieder, weil sie dachte, daß ich mit ihr reden wolle. Ich setzte mich auf das andere Bänklein, ihr gegenüber, und redete zu ihr. Ich redete sehr lange — aber was ich sagte, weiß ich nicht mehr und kann es nicht in dieses Buch einschreiben. Was sie antwortete, weiß ich auch nicht mehr; aber Das weiß ich, daß es nicht so war, wie ich wollte, und daß sie ihren Entschluß nicht änderte. Dann schwieg sie ganz, und wie ich eifriger und hastiger fortredete, verstummte sie immer mehr, und als ich endlich sehr heftig und dringend wurde, sagte sie plötzlich die Worte: „Da muß ich den Vater um Hülfe rufen."

Auf diese Worte sprang ich auf und sagte: „Nein, Das dürfet Ihr nicht thun, Das sollt Ihr nicht nöthig haben — es ist schon Alles gut, gut, gut."

Und da war es, wo eine solche Vergessenheit aller Dinge des Himmels und der Erde über mich kam!! — — Ich wendete mich um, ging zur Thür hinaus, gewann durch das Thor das Freie und eilte nach meinem Hause hinunter. — —

Es war nun Alles gleich. Ich wollte die Dinge der Welt zerreißen, vernichten, strafen. — — —

Ich habe es im Anfange dieses Buches eingeschrieben, wie ich in den Kirmwald zu einer Birke hinaufgeeilt bin, die mir in den Gedanken gekommen war, und wie mir der Obrist

an jene Stelle nachgegangen war und mit mir in dem Walde geredet. — — —

Es ist eine sehr lasterhafte That gewesen, die ich habe begehen gewollt, und sie hat meine Seele tief erschreckt. — Ich habe sonst meine Geschäfte ruhig gethan und weiß nicht, wie ich dazugekommen bin, daß ein solcher Gedanke in meinem Haupte entstehen konnte. — Ich weiß es heute noch nicht. — — —

Ich muß mein Amt mit noch größerem Eifer verwalten, ich muß in die tiefsten Dinge desselben niedersteigen und muß die größten Schwierigkeiten und die kleinsten Pflichten desselben thun, damit wieder Alles ausgeglichen werde.

Ich habe diese Sache darum auch gleich am Anfange dieses Buches eingeschrieben, weil sie mich so erschreckt hat, daß nur eine Möglichkeit gewesen ist, daß ein solches Beginnen in meinen Sinn und in meine Denkweise kommen konnte!!

Ich bin sehr traurig gewesen. Am Abende bin ich nach Hause gegangen und habe mich in das Bett gelegt — nicht zum Schlafen. Den andern Tag habe ich mit mir allein zugebracht. Am folgenden bin ich zu dem Obrist hinaufgegangen. Er hat mir seine Lebensgeschichte erzählt und hat mich sehr erschüttert. Dann hat er mich gefragt, ob ich zu Margarita hinübergehen wollte, um mit ihr gütig zu reden; und da ich eingewilligt hatte, führte er mich durch den Gang und über die gelbe Rohrmatte in ihr erstes Zimmer hinein. Als sie in demselben nicht war, sagte er, ich solle hier warten, er werde sie holen — dann werde er selber nicht mehr herauskommen, sondern durch das Bücherzimmer in seine Stube zurückgehen. Er kam auch nicht mehr heraus — es öffnete sich schwach der halbe Thürflügel, den der Obrist hinter sich offen gelassen hatte, und Margarita trat heraus. Ihre Augen waren auf mich gerichtet. Sie war so einfach schön, wie das

Ding, wovon sie den Namen hat; denn Margarita heißt ja in der alten Römersprache die Perle. Der Obrist hatte nichts von Dem gesagt, was ich hatte thun wollen, ich erkannte es wohl; denn sie hätte mich nicht mehr angesehen. Sie ging bis in die Mitte des Zimmers hervor, wo ich stand, ich reichte ihr die Hand, wie wir es gewöhnlich thaten, wenn wir in früheren Zeiten zusammengekommen waren, sie nahm die Hand an, und dann ließen wir sie wieder los.

„Margarita," sagte ich, „Euer Vater hat bei Euch fürgesprochen, daß ich zu Euch herüberkommen und mit Euch reden dürfe. Wir werden nun nicht mehr so oft zusammenkommen und werden nicht so oft mit einander durch die Felder und Wälder gehen, wie bisher — — ich werde weniger in das Haghaus heraufgehen können, als es in den vergangenen Zeiten der Fall gewesen ist — — — fürchtet Euch nicht, ich werde heute nicht so reden, wie vorgestern, sondern gut und ruhig — ich werde Euch um nichts bitten." — —

Sie hatte während dieser Worte nicht geantwortet, obwohl sie in Zwischenräumen gesagt worden waren, sondern war vor mir gestanden und hatte ihre Arme an ihrem Kleide niederhängen lassen.

„Margarita," sagte ich dann wieder, „verzeihet mir!"

„Ich habe Euch nichts zu verzeihen," antwortete sie, „Ihr habt mir nichts gethan."

Während wir diese Worte sprachen, kam der Obrist wieder durch das Bücherzimmer zu uns herüber und trug etwas in der Hand. Da er bis zu uns gelangt war, legte er es auf den Tisch nieder und sagte: „Hier sind einige getrocknete Stämmchen Edelweis. Sie sind die Hälfte von denen, welche mir meine Gattin gepflückt und auf den Hut gesteckt hat, als sie an ihrem letzten Tage mit mir auf dem hohen Gebirge gewesen war. Ihr werdet Beide diese Pflanze nicht kennen, da sie hier nicht wächst, und werdet sie daher

auch nicht in Euren Kräuterbüchern haben. Ich gebe Euch diese mehreren Stämmchen, theilt sie unter einander, und bewahret Euch dieselben auf."

Als er Dieses gesagt hatte, wendete er sich um und begab sich wieder durch das Bücherzimmer in seine Stube. Ich ging an den Tisch und sah das Edelweis an. Es waren zwölf Stämmchen. Ich legte sechs auf diese Seite und sechs auf jene Seite und sagte: „Margarita, ich habe die Pflanzen aus einander getheilt; diese hier sind die Eurigen, diese die meinigen. Ist es so recht?"

„Ja," sagte sie.

Hierauf schwiegen wir wieder eine Weile — dann sagte ich: „Ich werde jetzt mein Amt recht eifrig erfüllen und allen Hülfsbedürftigen, nah und ferne, den willfährigsten Beistand leisten."

„Ja, thut Das, thut Das," sprach sie lebhaft.

Dann fuhr ich fort: „Denkt zuweilen an mich, Margarita, und wenn auch Alles anders wurde, lasset doch mein Bild in mancher Zeit vor Eure Augen treten."

„Ich habe geglaubt, daß Ihr sehr gut und sehr sanft seid," antwortete sie.

„Ich bin es," sagte ich, „ich bin es, Margarita, nur könnt Ihr es jetzt noch nicht sehen und könnt es jetzt noch nicht glauben. Drum lebet wohl, Margarita, lebet recht wohl."

„Wartet noch ein wenig," sagte sie.

Dann trat sie an den Tisch, nahm jene Abtheilung des Edelweises, die ich als die ihrige bezeichnet hatte, legte sie auf meine Seite und sagte: „Nehmet Dieses."

Ich sah auf sie, konnte aber ihr Angesicht nicht sehen, weil sie sich abgewendet hatte.

„Margarita," sagte ich, „lebet recht wohl."

Ich konnte nicht hören, daß sie etwas antwortete, sah aber, daß sie mit der Hand winkte.

Es war nun Alles vorüber. Ich nahm das Edelweis, das sie mir gegeben hatte, von dem Tische, that es in das Buch, das ich immer bei mir trage, und ging zur Thür hinaus. Ich schritt zum letzten Male über die gelbe Rohrmatte, ich ging durch die große Blumenstube, in welcher manche fremdartige Gewächse standen, und trat aus derselben auf den Grundstein hinaus, den wir mit so vieler Freude und Fröhlichkeit gelegt hatten. Dann kam ich durch den Thorbogen in das Freie. Ich wollte den Obrist nicht mehr besuchen, sondern langsam meine Wege gehen. Aber ich sah ihn, da ich herausgekommen war, in dem feinen Grase des Rasens stehen, der sich vor den Fenstern seines Hauses hinbreitet. Wir gingen auf einander zu. Anfangs sagten wir gar nichts, dann aber sprach er: „Wir werden Euch ein wenig begleiten."

Es waren nämlich auch seine zwei Hunde bei ihm. Er ging ein Stück des Weges, den ich eingeschlagen hatte, mit mir, dann sagte er: „Lasset eine Zeit verfließen. Wie ich Euch schon in meiner Stube gesagt habe, so wiederhole ich es auch hier; Ihr habt Beide gefehlt. Denkt an meine Gattin: sie stürzte ohne den leisesten Angstruf in den Abgrund, damit sie mich nicht erschrecke. Margarita gleicht ihr sehr. Sogar darin ist sie ihr ähnlich, daß sie eine solche Vorliebe für weiße Kleider hat, obwohl ihr Niemand erzählt hat, daß es bei ihrer Mutter auch so gewesen ist. Sie ist eben so stark und eben so demüthig und zurückweichend vor dem harten Felsen der Gewaltthat."

Ich antwortete im Augenblicke nicht auf diese Rede. Es war heute das erste Mal gewesen, daß der Obrist von dem Stande der Dinge zwischen mir und Margarita gesprochen hatte. Wir gingen noch eine Weile neben einander, bis ein Weg seitwärts gegen seine Wiese hineinging. Dort

beurlaubte er sich und wandelte auf dem Wege, der ihn gegen die Wiese führte, mit seinen Hunden dahin.

Der Pfad aber, den ich eingeschlagen hatte, war nicht der zu meinem Hause hinunter, sondern der, welcher von dem Haghause weg durch die Felder emporgeht und dann in die Weidebrüche einlenkt, wo man im Sommer die Rinder hütet. Ich schlug den Pfad darum ein, weil ich noch zur Haidelis gehen mußte, die krank ist, und weil der Weg durch die Weidebrüche zu ihr führt. Ich ging nicht zum Essen nach Hause; denn ich dachte, ich könnte ja in das Gollwirthshaus gehen, wenn mein Leib etwas verlangte, oder sonst irgendwohin, wo mein Weg mich vorbeibringt.

Als ich zwischen die Haselstauden der Weiden hinaufgekommen war und nicht gesehen werden konnte, blieb ich ein wenig stehen. Ich richtete mir das Barett zu rechte, welches schief gesunken war, und sagte mir gleichsam selber die Worte: „Wenn Dir nun in Zukunft noch ein Widerstand in den Weg kommt, Augustinus, den Du nicht überwinden zu können meinst, so denke an den Obrist und an seine standhafte Tochter."

Dann ging ich wieder zwischen den Haselbüschen weiter.

Ich hatte jetzt Niemanden mehr, als meine Kranken, und es schien mir in dem Augenblicke, als warteten sie alle auf mich.

Ich sollte zwar erst gegen den Abend zur Haidelis hinaus und hatte mir vorgenommen zu fahren; aber da es doch etwas weit ist, so dachte ich, werde ich bei langsamem Gehen, wenn auch der Tag noch hoch steht, doch erst gegen den Abend hinkommen. Ich mochte von dem Obrist nicht nach Hause gehen und meine Pferde holen. Ich ging langsam — langsam und denkend durch die Wälder dahin. — Auch war ich ein wenig bei dem hinteren Wirthe in dem

Schlagholze und aß etwas von der Kost, die an seinem Mittagstische übrig geblieben war.

Als ich von der Haidelis weg durch andere Wälder nach Hause ging, und die Sonne schon ziemlich nahe gegen ihren Untergang neigte, schien es sich erfüllen zu wollen, was der Obrist heute gegen Mittag vorausgesagt hatte: denn von der Scheide des Hochwaldes herüber, von woher im Winter die Wolken mit dem Regen gekommen waren, der den schrecklichen Eissturz gebracht hatte, zog es sich, wie Gewitterbildung, zusammen, und die Sonne mußte sich auch im Abend durch zerstückte und an ihren Enden anbrennende Wolken hinunterarbeiten. Ich betrachtete mir so, da ich in das Freie gekommen war, das Zurechtrichten und die Vorbereitungen an dem Himmel.

Zu meinem Hause ging ich nur hinzu, um den Fuchs anspannen zu lassen, damit ich noch zu dem Erlebauer hinausführe, zu dem ich vor Abends mußte, und wieder zurückkäme, bevor das Gewitter ausbräche.

Als ich mit dem Thomas durch die letzten Bäume des Thaugrundes zurückfuhr, leuchteten schon die Blitze durch die Zweige herein und zogen manchmal über den fernen Wald ihre geschlungenen Geißellinien. Auch an dem Abendhimmel war es nun anders. Wo die Sonne zwischen rothschimmernden Wolken und blaßgelb leuchtenden Stücken heiteren Himmels untergegangen war, war nun Alles zusammengeflossen, und aus der dunkeln Lagerung der Wolken brach zu Zeiten Feuer hervor. Ich habe darum den Fuchs zu dieser Fahrt genommen, weil er das himmlische Feuer nicht scheut. Die jungen Rappen entsetzen sich davor.

Als ich von dem Wege ablenkte und durch mein Gitter in meinen Hof hineinfahren wollte, sprengte in der Dämmerung, in der die ruhigen Bäume standen, und die Blitze zuckten, ein Mann herbei und rief mich an, ich möchte augenblicks

kommen, ich sei bei dem untern Aschacher sehr nothwendig. Sie tragen ihn eben von dem Schwarzholze herein, wo ihn ein fallender Baum fürchterlich verwundet habe. Er, der Dieses sage, sei selber dabei gewesen, sei vorausgelaufen, habe ein Pferd genommen und sei hergeritten, um den Doctor in größter Schnelle zu holen. Ich befahl dem Thomas umzulenken, und wir fuhren hinter dem Boten, der vor uns herritt, zu dem wohlbekannten Hause des untern Aschacher hinab, wohin es nicht weit war. Als wir ankamen, hatten sie ihn schon da, er lag auf dem Bette, und sie hatten ihm die Kleider von dem verwundeten Fuße geschnitten. Es war durch die Tanne, die sie umschnitten, und die dann fiel, nur die Haut von dem Fuße gestreift worden, aber nie habe ich so furchtbar und gräßlich menschliches lebendes Fleisch entblößt gesehen. Der Mann wäre gestorben, wenn ich damals in dem Kirmwalde meine That verübt hätte! Sie hätten ihm Pflaster auf die Verwundung gethan und den Brand gelockt. — Ich befahl, Wasser von dem Brunnen zu holen, und ließ ihm von dem Eise zukommen, das ich immer in der Grube unter meinem Hause aufbewahrt halte.

Das Gewitter ist nicht hereingebrochen. Als ich mit dem Thomas auf dem schlechten Feldwege zurückfuhr, zogen seine regenlosen, schwarzen Stücke über den Lidwald hinaus, man hörte schier keinen Donner, und nur die zeitweisen Blitze zielten gegen die ferneren Länder hinaus, die von uns gegen Morgen liegen.

Es verging eine ängstliche, unruhige Nacht. Ich war sehr düster!

5.

Thal ob Pirling.

Es war am folgenden Tage, da der untere Aschacher sich so schwer verwundet hatte, wieder ganz heiter. Nicht ein einziger Tropfen war in der Nacht gefallen. Ich ging um fünf Uhr früh den näheren Weg durch die Felder zu ihm hinunter. Sie hatten die ganze Zeit gethan, wie ich gesagt hatte, und ich befahl wieder, daß sie stets, wenn das Eis ausgeht, ein neues Theil von mir holen sollten. Es war die Verwundung gerade in dem Stande, wie ich es an dem vorhergegangenen Abende vorausgesehen hatte, und ich konnte den Jammernden die Versicherung geben, daß er ganz gewiß gesund werden würde.

Als ich heraufging, stand die Sonne, wie ein klares, blühendes Rund, über der Dunkelheit der Wälder, und die Gräser und die Gesträuche glänzten in farbigen Punkten an meinem Wege.

Da ich über die Stiege zu meiner Schlafstube hinaufstieg, in welche mir die alte Maria immer mein Frühmahl stellt, fand ich in dem Vorgemache ein Weib, welches meiner harrte. Ich kannte sie, es war Susanna, die Einwohnerin des Klum. Als ich sie in meine Stube hineingeführt hatte, that sie ihr blaues Tuch aus einander, das sie sonst gewöhnlich um die Schultern hatte, und in dem sie heute etwas eingewickelt trug, und sagte, sie sei gestern in dem Birkengehege im Kirmwalde gewesen und habe sich etwas dürres Holz und Reisig gebrochen, um es sich nach Hause zu tragen. Da habe sie in einer Hecke dieses Tuch gefunden, und Hanna, meine Magd, habe ihr gesagt, daß es ein meiniges sei. Sie bringe es daher und habe es in ihr Schultertuch eingewickelt, daß es nicht schmutzig werde.

Ich hatte nur ein wenig hingeschaut und erkannte, daß es mein buntes Tuch sei, das ich auf dem Birkenplatze im Kirmwalde weggeworfen hatte.

Ich gab dem Weibe ein kleines Geschenk, weil sie arm ist — das Tuch aber ließ ich ihr auch.

Dann, als ich Alles hergerichtet hatte, was zu dem heutigen Tage nothwendig war, wurden die Rappen eingespannt, und die Rundfahrt zu den Kranken angetreten.

Ich dachte über mein Amt, das mir die Gottheit gegeben hatte, nach. Es kann nicht recht sein, daß man Dasjenige, was Andere gethan und gefunden haben, in mehrere Bücher zusammenträgt, Dasselbe sich sehr gut in das Gedächtniß prägt und es dann in der gleichen Gestalt immer ausübt — es kann nicht recht sein. Man muß die Gebote der Naturdinge lernen, was sie verlangen, und was sie verweigern, man muß in der steten Anschauung der kleinsten Sachen erkennen, wie sie sind, und ihnen zu Willen sein. Dann wird man das Wachsen und Entstehen erleichtern. Es wissen auch die großen Bücher, welche ich auf meinen Tisch und auf mein jetziges Schreibgerüste lege, und in denen ich lese, nicht Viel. Wer erkennt es genau, ob die Arcana und die Sympathien und die Zeitverbindungen die Hilfe bringen, die in ihnen liegt? Und ist es nicht klar abzumerken, daß Gott in die großen Zusammensetzungen der Stoffe unser Heil gelegt hat, weil wir es nicht finden würden, wenn wir die Zusammensetzungen noch nicht kennten? Es liegt gewiß irgendwo sehr nahe bei uns. Womit würde sich denn der Hirsch heilen und der Hund und die Schlange des Waldes, wenn die Arznei, die ihnen hilft, in meinem Schragen stünde, weil sie ja nie zu ihm kommen? Es wird ein Ding in dem kühlenden, fließenden Wasser sein, es wird eins in der wehenden Luft sein, und es werden Zustimmungen zu unserem Körper aus der Eintracht aller Dinge jede Stunde, jede Minute in

unser Wesen zittern und es erhalten. — — Ich will sehr eifrig in den Büchern lesen und Das lernen, was sie enthalten — und ich will hinter dem Hirsche, hinter dem Hunde hergehen und zusehen, wie sie es machen, daß sie genesen. Die Kräuter der Berge kenne ich; jetzt will ich auch die anderen Dinge ansehen und will die Krankheiten betrachten, was sie sprechen, was sie zu uns sagen, und was sie heischen. — —

So dachte ich, und so hatte ich vor.

Als ich mit meinem Wagen zurückgekommen war, ging ich noch einmal zu dem untern Aschacher hinab. Sein Uebel, wie es ihn auch ergriff, war doch in sehr gutem Stande. Ich ging von nun an täglich zweimal zu ihm.

Nach einiger Zeit kam dieses Buch, wie ich es in Tunberg bestellt hatte. Große Blätter von Pergament, in Corduanleder gebunden und mit guten messingenen Spangen zu verschließen. Ich wollte es auch so machen, wie der Obrist, wie er es in Westphalen von einem alten Krieger gelernt hatte. Aber ich nahm mir vor, das Geschriebene nicht in Päcke einzusiegeln, wie er, weil ich nicht immer herumreisen muß, und das große Buch recht gut in seiner Truhe von schönem schwarzen Holze ruhen kann. Aber die Blätter mit dem Eingetragenen wollte ich doch vor dem Lesen versperren. Ich thue mit den guten Messern, die sie in Rohren verfertigen, einen Schnitt in dieselben, ziehe seidene Bänder durch und siegle dieselben zusammen. Zu den seidenen Bändern habe ich die rosenrothe und blaue Farbe gewählt, weil Margarita, wenn sie an Festtagen oder an Sonntagen in großem, vorzüglich in seidenem Putze war, und die weiten, bauschigen Falten des Schooßes recht schön an ihr niedergingen, vorzüglich diese Farben an den Schmuckbändern des Kleides liebte. Ich sah das Buch an, als es mir gebracht wurde, und es gefiel mir wohl. Ich versuchte die Spangen, und sie flogen bei dem Drucke gut auf und zeigten das reinliche

Weiß der Pergamente. Ich zeichnete mit meiner rothen Tinte die Zahlen der Seiten ein bis auf die letzte. Dann schrieb ich nach und nach Dasjenige ein, was ich in den ersten Tagen, weil ich nicht warten konnte, unterdessen auf Papier aufgeschrieben hatte. Ich verwendete alle jene Zeit zum Schreiben, in der ich sonst in den Feldern gegangen bin, die Gewächse, die Bäume, das Gras angeschaut und betrachtet habe — und dann in das Haghaus hinaufgegangen bin. Es blieb mir, außer daß ich Viel lernte und beobachtete, nun doch noch viele Zeit übrig. Wenn ich von dem Schreiben aufstand, ging ich noch in meinen Garten, der immer schöner wurde, sah die Blumen an und die Gemüse und die anderen Kräuter, die zu meinem Amte gehören, und die Obstbäume, welche ich entweder schon selbst gepflanzt habe, oder welche mir von den früheren Besitzern des Grundes geblieben waren. Indessen thaten meine Leute ihre Geschäfte, die sie in dem Hause hatten, und sahen mich recht freundlich an, wenn ich gelegentlich an ihnen vorüberkam. Oefter ging ich auch, wenn die Dunkelheit schon aus den Gründen der Erde stieg, noch in dem Walde herum und sah, wie die Nadeln schwarz wurden, und die Dämmerung gleichsam durch die feinen Zweige und Haare der Tannen rieselte, oder um die starken Aeste der Buchen, der Ahornen, der Eschen war.

Nach einer Woche, seit ich zum letzten Male in dem Haghause gewesen bin, kam der Obrist zu mir herunter und erzählte mir, daß er Margarita habe fortreisen lassen. Es seien nun vier Tage, daß sie frühe am Morgen fortgefahren sei. Er habe sie eine Tagereise weit begleitet und sei vorgestern zurückgekehrt. Sie werde einige Zeit bei einer weitläufigen Verwandten, einer lieben alten und kinderlosen Frau, wo sie, wie eine Tochter, werde gehalten werden, verweilen und dann wieder nach Hause zurückkehren.

Ich sagte auf diese Mittheilung nichts — ich fragte auch nicht, wie lange Margarita ausbleiben würde. Wer weiß, wie lange es ist — wer weiß, was sich ergibt, dachte ich — und wer weiß, ob sie nicht etwa aufhören wird, eine Bewohnerin des Haghauses zu sein. — —

Ich zeigte dem Obristen mein rothes, in Leder gebundenes Buch, sagte, daß ich seine Einschreibungen nachahme, und erklärte ihm, wie ich es mache. Er billigte es und erkannte die roth- und blauseidenen Bändlein gar wohl.

Dann gingen wir zum Aschacher hinunter, und er tröstete den leidenden Mann. Hierauf schlug er den Weg in das Haghaus hinauf ein, und ich begleitete ihn die größte Strecke desselben. Als wir Abschied genommen und uns die Versicherung gegeben hatten, daß wir in der Zukunft einander oft besuchen wollen, kehrte ich um und ging wieder zu meinem Hause hinunter.

So will ich denn nun Thal ob Pirling, dachte ich, über dem der traurige Himmel ist, ausbauen und verschönern, hier will ich machen, was meinem Herzen wohlthut, hier will ich machen, was meinen Augen gefällt — die Dinge, die ich herstelle, sollen mich gleichsam lieben; ich werde mich mit Dem umringen, was mir Freude macht, ich werde hier immer bleiben und werde die Menschen lieben, die in meinem Hause sind, und werde die Thiere lieben, die mir dienen, oder die sonst bei mir erzogen werden. Dann sollen Diejenigen, die, wenn sie den Namen Thal ob Pirling aussprechen, nur immer mein Haus allein dabei im Auge haben, nicht aber die Gruppe von Hütten, die früher diesen Namen trugen, noch mehr Recht bekommen, wenn sie nur das Haus so benennen.

Der Brunnen, den der Grunner im Frühlinge herausgemauert hatte, ist ohnehin nun fertig. Ein Strahl des klarsten Wassers schießt in die Granitschale, wenn man an dem Metallknopfe des Geständers zieht. Ein anderer silber-

glänzender, lebendiger Strahl soll noch immer in dem Garten fließen, dazu sie die Steinkufe im Schwarzholze hauen; denn Quellen gibt es ja in der Gegend genug. Die Bäume, Balken, Pfosten, die noch überall von dem Baue herumliegen, sollen weg, daß der Hof rein und gefegt sei, und der Saum des Steinpflasters um denselben sich klar in's Gesicht stelle.

Weil ich aus Güte die meisten meiner Leute, so wie einstens zu dem Obrist, so jetzt zu dem Wirthe Bernsteiner nach Pirling gehen gelassen hatte, der in die Felsen des Steinbühels einen Keller sprengt und denselben vor seinem Schützenfeste, das er den nächsten Sommer über's Jahr gibt, fertig haben möchte, so befand ich mich jetzt selber im Mangel. Aber ich will an allen anderen Orten nach Arbeitern suchen; und von ihm auch noch diejenigen, die er entbehren kann, zu mir herüberziehen.

Ich werde unverweilt die lieblichen Schnitzereien, mit denen ich die Hinterstube gegen den Garten zur Freundlichkeit und Annehmlichkeit meines Gemüthes verzieren lassen will, in's Werk geben; ich werde das Schreibgerüste, daran ich schon so lange denke, anfangen, werde die Risse zu den schwersten Arbeiten dem Künstler und Holzschneider Pirger nach Prag schicken, daß er sie darnach forme, und werde endlich die Geräthe und die Herausputze und die Einrichtungen des inneren Hauses zu verfertigen und zu vollenden beginnen. — —

So habe ich in jenen Tagen gedacht, und so habe ich es gleich in Thätigkeit gesetzt.

Ich kaufte desselben Sommers für den Buben Gottlieb auch noch ein kleines Grundstück, damit ich es ihm dereinst, wenn es ihm nützlich ist, geben könnte. Ich habe beschlossen, den Buben nicht mehr von mir zu thun und für ihn, wie es ihm frommt, zu sorgen. Es ist unglaublich, wie er dankbar ist, und wie er arbeiten möchte. Er hat eine Freude, wenn

er für mich einen Gang thun kann, daher ich ihm auch, daß er sich freue, oft einen Botengang auftrage, den er mit Genauigkeit vollbringt. Sein alter Vater, wenn er zuweilen herunterkömmt, zeigt großen Dank und große Zufriedenheit, daß es so ist. Wenn der Bube Lust und Geistesvermögen hat, lasse ich ihn vielleicht künftig unterrichten, und er mag mein Amt antreten und wirken und sorgen.

Ich kam, da die schönen, langen Sommertage dauerten, oft zu dem Obrist hinauf, und er oft zu mir herunter. Er sah alle Dinge, die bei mir in der Arbeit waren, wir redeten von den verschiedensten Sachen, saßen manchmal auf meinem Sommerbänklein unter der schönen Fichte beisammen, oder gingen in dem Walde herum, oder waren bei ihm in dem Garten, oder in der Stube, in der er die Bücher hat.

Von Margarita sagte er nie ein Wort. Ich fragte auch nicht.

So verging endlich der Sommer, so verging der Winter, und es kam der nächste Sommer.

Wie wunderbar, wie reizend doch die Natur ist. In jenen Tagen, da die Wärme sich recht lieblich neu aufschloß, was alle Jahre geschieht, und was uns alle Jahre, wie ein Wunder, wohlthut, stand ich vor dem Vogelkirschbaume, der mit einer unermeßlichen Anzahl der reinsten und weißesten Blüthen beladen war — so weiß, wie sonst gar nichts in der Welt, außer etwa der Schnee, oder öfter der Ränderglanz der fernen, beleuchteten Sommerwolken, wenn sie hinter dem dunkeln Walde hervorstechen — ich stand und hatte zum ersten Male den Gedanken, den ich eigentlich schon längst hätte haben sollen; wie der Baum erstlich der Blüthen wegen da ist, und wie zweitens aus diesen weißen Blümlein dann die schwarzen Kirschen entstehen, die wieder so schwarz sind, wie die Blüthen weiß, nämlich so schwarz, wie nichts Anderes in der Welt. Wie die Natur diese starke Gegenstellung macht

und sie allezeit verbindet durch die sanften grünen Blätter. Wenn die Frucht vorüber ist, werden die Blätter roth und gelb und braun und bekommen allerlei andere glänzende Farben.

Da ich dann von dem Garten in den Hof ging, schauten mich die Herdsteine, die Dachsteine und andere, die ich von der Hütte meines Vaters hatte nehmen lassen, und die in die Gartenmauer eingesetzt waren, recht freundlich an, wenn auch mancher verwittert, und mancher fast dunkelschwarz war. Ich habe nämlich die Gartenmauer nicht tünchen lassen, damit nicht immer der unliebe weiße Strich in den grünen Farben des Thales stehe.

In dem Sommer habe ich auch, was mir schon früher einmal in den Sinn gekommen ist, das achteckige Eckzimmer meines Hauses, wie zu einer Hauskapelle, einzurichten begonnen. Ich bekam den Gedanken, daß das Bildniß der heiligen Margarita als Schutzherrin darinnen stehen müsse, dann werden jedes Sommers am dreizehnten Julius Abends zwei große Wachskerzen brennen. Ueber die Fenster sollte doppelte mattweiße Seide gespannt werden, daß in der Hauskirche so sanfte Dämmerung sei, wie in der großen. — —

Auch mit den Menschen ist es mir anders geworden. Es sind mir die Augen aufgegangen, daß Viele um mich wohnen, die ich zu beachten habe. Ich bin mit Diesem und Jenem zusammengekommen, ich habe Dieses und Jenes geredet, habe Rath gegeben und empfangen und habe von den Schicksalen der Welt erfahren: wie sie hier leben, wie sie dort leben, wie sie hier Freude haben und dort leiden und hoffen. Und überall, wie sich die Fluren hindehnen, schlagen allerlei Herzen von Menschen und Thieren, und blicken allerlei Augen — aber Alle bauen sie an einem kleinen Orte der Fluren einen Wohnplatz, wie ich, über dessen Rand sie kaum hinaussehen auf die Andern, die überall leben. — —

So verging mir ein Tag, wie der andere, so verging eine Jahreszeit nach der andern — und so wandelte die ganze Zeit. —

Es waren endlich drei Jahre dahin, seit der Obrist allein in dem Haghause wohnt. — — —

O Vater, o Mutter, daß Ihr nicht mehr lebt, um zu sehen, wie sich Eure Hütte verändert hat — und auch Ihr, Schwestern, daß Ihr nicht mehr seid, um es zu schauen! Das Haus steht nunmehr fertig, und die Sonne scheint auf sein glänzend Dach hernieder — der Garten schreitet in die Weite, und die Fruchtbäume, einst das Eigenthum der Nachbarn, stehen schön darinnen, und, jetzt besser gepflegt, lassen sie, wie in Dankbarkeit, die Last ihrer Aeste bis zu meinen Fenstern herüberschimmern. Ich schreite von Gemach zu Gemach; aber einsam — nur eine heilige Margarita steht jetzt schon auf dem Hausaltare und grüßt mich, wenn ich eintrete, mit dem goldenen Schimmer. — Die Luft des Abends weht in den weißen Fenstervorhängen und umfließt mich Wandelnden, während sie von dem Hofe herein die Hufschläge meiner jungen Pferde trägt, die der Knecht von der Abendschwemme zurückbringt. — Manch rother Pfeil der Abendsonne schießt durch die Zimmer und zeigt mir ihre Größe und Leere. Das Schreibgerüste ist fertig, und auf seinem hölzernen Himmel sitzt nun allein der ausgestopfte Luchs, den man erlegt und mir zum Geschenke gebracht hat.

Und dann nehme ich an Nachmittagen ein Buch, gehe durch den Hof, wo Hühner und Geflügel sind, durch den Garten voll Sperlingsgeschrei, die meine Kirschen stehlen, hinaus in die Felder, wo meine Ernte reift — ein viel zu großes Feld für mich Einzelnen — bis ich in den Wald gelange, bei dessen Birken ich jetzt wieder gerne bin, und der mir die Gedanken leicht und stille aus dem Buche lesen läßt und mir neue gibt.

So steht und gedeiht Alles. Meine Kranken genesen. Der untere Aschacher, dessen Fuß so fürchterlich geschält war, geht wieder lustig und krückenfrei herum. Ich vermag in die fernsten Gegenden zu wirken — und es wird das freyle Wort immer weniger wahr, das ich einmal niedergeschrieben habe: „Einsam, wie der vom Taue gerissene Anker im Meere, liegt mir das Herz in der Brust."

Ich habe das Wort nicht in dieses Buch eingetragen, weil ich mich schämte.

Das Wort wird immer weniger wahr, und das Herz liegt nicht mehr so. Wenn einige gute Kräfte thätig sind, schaut das Herz zu, und es kann nicht anders, es muß ja vergnügt darüber sein.

Auch kleine Dinge erscheinen, die mich freuen. Morgen kömmt der geschnitzte lange Schrein, der in das Schreibgemach gestellt wird — der Kreuzenzian, den ich in dem Garten versuchte, gedeiht recht gut, und die Mägde müssen ihn morgen jäten — und so ist noch Anderes und Anderes — manches Liebliche und manches Heitere.

6.

Das Scheibenschießen in Pirling.

Ich bin mehrere Tage zitternd, bebend, zu Gott betend gewesen. Wenn ich auf- und niederging, legte ich die Hände auf die Brust, daß sie ruhig sei. Wie ernst und schwer oft Fälle des menschlichen Lebens sind! Es ward ein schöner, starker Jüngling zu mir gebracht und lag in meinem Hause. Sie hatten ihm auf eine kleine Wunde, die er sich durch Zufall in die Brust geschlagen hatte, Pflaster von Pech und andern Klebedingen gelegt und ihn an den Rand des Grabes

gebracht. Als ihnen die Sorge stieg, brachten sie ihn von weit jenseits des Hochwaldes, wo ich noch nie gewesen war, zu mir herüber. Ich legte ihn in das grüne Zimmer, weil es meiner Stube am nächsten ist. Ich entfernte alle Afterdinge, Unglücksbildungen und bereits begonnene Zerstörungen, bis es mich selbst schauerte — ich hatte Vater und Mutter nicht zugelassen, damit sie durch Schreien, oder Gejammer nicht die Ruhe zerstörten — das Messer ward durch die Wissenschaft immer weitergeführt — — ich empfahl meine Seele Gott — und that's. Als ich fertig war, war sehr Vieles, und an einer Stelle schier Alles weg, so daß ich an dieser Stelle durch das einzige innerlich gebliebene Häutchen die Lunge wallen sehen konnte. Ich sagte nichts, ging hinaus und sendete Vater und Mutter heim. Dann ging ich wieder hinein und führte die Sache weiter. Ich war ganz allein und hatte Niemanden, der mir helfen konnte. Ich gab dem Kranken nur das Wenigste zu essen, daß er nicht erhungere, damit die Gluth der Entzündung nicht komme und zerstöre. Er lag geduldig da, und wenn seine ruhigen und unschuldigen Augen, da ich an ihm vorbeiging, auf meinem Angesichte hafteten, wußte ich, wie viel meine Miene werth sei, und bat Gott, daß er sie gelassen zeige. Kein einziger Mensch wußte, wie es sei. Nur den Obristen führte ich einmal hinein und zeigte ihm die Sache. Er sah mich sehr ernst an. Weil der Jüngling stark und wohlgebildet war, erschienen nach wenigen Tagen schon die ersten Spuren der Genesung, und in Kurzem war sie in vollem Gange. Da Das war, dann hatte ich die Bäume, die Wälder, das Firmament und die äußere Welt wieder. Vor der Festigkeit der Pflicht, wie sinkt jedes andere Ding der Erde zu Schanden nieder! — Nach gar nicht langer Zeit war er völlig gesund, und ich konnte ihn zu seinen Eltern über den Wald hinübersenden. — — —

Bald darauf hat sich etwas recht Liebes und Schönes zugetragen.

Die Halme unseres Kornes hatten sich zur Reife geneigt, die heißeste Waldsonne, welche alle Jahre um diese Zeit über unsern Häusern zu stehen pflegt, war schon eine etwas kühlere geworden — die Gerste, die in unserer Gegend ganz besonders gedeiht, lag schon gefällt auf den Aeckern in den gewöhnlichen Mahden, wie in goldenen Zeilen, dahin — der Weizen, der auf das Beispiel des Obrists hin nun sichtbarlich mehr und fast mit Vorliebe gebaut wurde, war schon in die Scheuern gebracht, ich fuhr zu meinen Kranken, die sehr unbedeutend waren, herum — der Obrist kam öfter zu mir herab, ich zu ihm hinauf — die Zeit näherte sich allmälich dem milderen Herbste: da geschah es, daß ich einmal mit dem Obrist im Thaugrunde an dem Wege stand. Er zeigte mir, wie auf sein Vorbild die Leute schon an den Wegen die Verbesserungen in dem Sinne machen, daß sie Straßen werden — so ging namentlich durch den Thaugrund schon ein schönes, gewölbtes Stück mit Gräben an beiden Seiten durch, wo vor zehn Jahren noch der morastige, fürchterliche Weg gewesen war — und dann fragte er noch gelegentlich, ob ich dem bevorstehenden Schützenfeste in Pirling beiwohnen werde, er würde zugegen sein. Ich erwiederte, daß ich auch kommen würde, wenn sie mich einladen; nur, bemerkte ich, könne ich einige Tage vor dem Schützenfeste nicht zu ihm hinaufkommen, weil sie mich zu einem sehr entfernten Kranken zur Berathung gerufen haben, wo ich wohl ein paar Tage abwesend sein werde. — —

O Pirling, Du freundlicher Ort, ich bin Dir immer geneigt gewesen; aber wer hätte gedacht, daß Du mir so theuer werden würdest. Wie erfreut sich mein Herz, wenn es Deiner Schönheit gedenket: wie Du so lieblich einsam auf Deinem sammetgrünen Hügel liegst, und Deine weißen Häuser

auf den Fluß herabsehen, der seinen Saum benetzt, und der so emsig durch Deine Holzbrücke rollt, auf welcher das rothe Thürmchen steht, das das Bildniß des heiligen Johannes enthält — sei mir von heute an gesegnet, und sei mir in Ewigkeit gegrüßt.

Ich will Alles in dieses Buch einschreiben.

Die Siller ist bei uns ein Bach, dann wird sie größer und rollt über geglättete Kiesel dahin. Dann geht sie hinaus in die freieren Länder, wo die grünen Wiesen sind, und die unzähligen Gesellschaften der Laubbäumegruppen stehen. Im Eidun wandelt sie um eine Waldecke herum, ist schon gelassener und geht dann in einer Wiege zwischen zwei sanften und breiten Waldrücken gegen Pirling hinaus. Dort schaut der Saum der grünen Wiesenhügel, auf denen der Ort steht, in ihre Wasser, dort ist die erste große Brücke über sie geschlagen, und von dort geht sie mündig mit großen Schlangen in die noch weitern, noch ebenern Länder hinaus, während alle Bäche, die aus den Waldthälern, aus den Hügelrinnen hervorkommen, fortfahren, ihren Zoll zu ihr hinzuzutragen.

Aus den Feldern Pirlings, die links an der Siller liegen und, von den Häusern aus angesehen, sich gegen Sonnenaufgang breiten, steigt ein seltsamer Fels empor. Er steht ohne Vorbereitung geradezu mitten aus dem Getreide empor. An seinen Seiten ist mancher Baum und Strauch, aber auf dem Gipfel trägt er eine große Versammlung von Fichten, Föhren, Birken und anderen Bäumen. Wenn man hinaufsteigt, so sieht man, daß der Fels nicht klein ist, wie man, von Weiten hinschauend, dachte, sondern daß er sich nach allen Richtungen dehnt, daß man auf seinem Haupte unter den Bäumen herumwandeln, daß man sich auf manchen Stein, auf manches hervorragende Felsstück und auf manches Hügelchen niedersetzen kann. Außer den mit Bäumen besetzten Stellen hat er auch freie, namentlich die höchsten, die einen großen Umblick in

der Landschaft gewähren. Der Fels heißt der Steinbühel. Man hat eine sehr schöne und geräumige hölzerne Hütte auf ihm erbaut, die eigentlich, wie ein kleiner Saal, ist und viele Menschen um ihren Tisch versammeln kann. Man hat auch Ruhebänke, Tischchen, Rasenstellen und Dergleichen angebracht. Der untere Wirth Bernsteiner hatte an einer Stelle, welche ihm von der Gemeinde und dem Marktgerichte zugewiesen wurde, einen Keller in den Stein sprengen lassen, der im vorigen Sommer fertig geworden war. Es ist auch ein Schießstand auf dem Felsen, und weil sich gegen Sonnenaufgang von der Steinwand weg nur ein kleines Feldlein zieht, dann ein Wieschen steigt und an einen Wald grenzt, so stehen jenseits des Feldleins und der Wiese an dem dunkeln Saume dieses Waldes die weißen Scheiben. Neben dem Schießstande, der sehr schön geschnitzt ist, steht noch ein einziges grün angestrichenes Häuschen mit Fenstern, in welchem Häuschen ein Tisch ist, an dem der Schreiber der Schützenangelegenheiten sitzen kann. Weil man den Felsen so aufgeputzt hatte, so führt von dem eine Viertelstunde entfernten Pirling ein anmuthiger Pfad zwischen den Getreidefeldern zu ihm hinzu und dann in einem geschlängelten Gange auf ihn hinauf. Aus der Ursache, weil er so wunderlich war, und weil man die Anlagen auf ihm gemacht hatte, ist der Fels der Platz der Pirlinger Volksfeste geworden. Im Sommer sind alle Sonntage Leute draußen. Meistens hört man auch da das Knallen der Büchsen, wie auf die Scheiben geschossen wird, und manchmal tönen darunter Waldhörner, oder andere Musik. Auf dem Gipfel flattern die bunten Windfahnen der Schützen, und man sieht die weißen Tücher und Kleider der Pirlinger Frauen und Mädchen zwischen dem Grau der Steine und dem dunkeln Grün der Bäume schimmern. Zuweilen sind größere Schützenfeste; dann kommen Leute aus den benachbarten Ortschaften herzu, und Mancher reis't noch aus weiteren

Entfernungen nach Pirling, um in dem Schützenkampfe ein Theilnehmer zu sein.

Als ich von meiner kleinen Reise, auf die man mich zu einer ärztlichen Berathung gerufen hatte, zurückgekehrt war, fuhr ich an dem Tage vor dem Scheibenschießen, das heuer wieder abgehalten werden sollte, in Geschäften nach Pirling. Ich traf den ganzen Marktflecken in Vorbereitungen zu dem morgigen Tage. Als ich auf der oberen Straße, die von den Eidunhäusern herabführt, durch das Thor hereingefahren und bis zu dem Marktplatze und dem obern Wirthshause gekommen war, schwenkten meine Rappen, welche gewohnt waren, daß ich sie da stehen lasse, gleichsam von selbst auf den Platz vor dem Wirthshause hinum und hielten da an. Ich stieg aus und befahl dem Thomas, daß er bei den Thieren bleiben und auf sie Acht haben solle, weil sie noch jung seien und sich leicht schreckten. Er führte die Pferde und den Wagen ein wenig seitwärts an die Mauer des Hauses, um dort, wie gewöhnlich, auf mich zu warten. Der Wirth stand auf der Gasse und hatte sein grünes Barett auf. Vor ihm wurde ein sehr schöner, langhaariger weißer Bock gewaschen. Es wuschen mit Seife drei Knechte an ihm, und der Wirth beaufsichtigte die Sache. Als ich ausgestiegen war, that er sein Barett ab, grüßte mich und sagte: „Seid Ihr wieder glücklich zurückgekommen, Doctor, glücklich zurück? Seht, so muß man seine Sache waschen und reinigen lassen, ich bin heuer Schützenmeister, und der Bock ist ein Preis. Der Tanz ist bei dem untern Wirthe, Ihr kennt ja die Sitte: wenn auf den einen Wirth das Schützenamt fällt, ist der andere Tanzgeber; sonst wechseln wir ab. Gestern habe ich die Thaler mit Seife und einer Zahnbürste gewaschen und sie darauf mit Wolle und Kreide geputzt. Sie werden heute gefaßt. Ihr werdet uns wohl auch auf dem Steinbühel die Freude machen, Herr Doctor, nicht wahr, Ihr werdet?“

„Wenn ich geladen bin," antwortete ich.

„Muß ja die Schützenkanzlei schon herumgeschickt haben," sagte er, „muß ja schon herum sein. Seht, der untere Wirth thut auch schon seine Schuldigkeit."

Ich sah in diesem Augenblicke den alten, ernsthaften Bernsteiner mit einem großen Wagen voll Tannenreiser die obere Gasse hereinfahren, wahrscheinlich zu Triumphbogen, Ehrensäulen und Dergleichen. Er grüßte mich recht freundlich, da er mich sah, und seine drei Söhne, die mit Hacke und Streumesser neben dem Wagen hergingen, hatten ebenfalls die fröhlichsten Angesichte und grüßten ehrerbietig herüber.

Als ich das kleine Gläschen Wein, welches mir der Wirth jedesmal aufnöthigt, von dem Teller seines Töchterleins genommen und getrunken hatte, schickte ich mich an, meine Kranken zu besuchen, derentwillen ich hereingekommen war. Ich nahm mein Rohr und verschiedene andere Dinge aus dem Wagen und machte mich auf den Weg.

Die Kranken waren nicht von Bedeutung, und gerade, die übel zu werden gedroht hatten, hatten sich gebessert; aber da ich so herumkam, sah ich erst recht das Rüsten zu dem morgigen Tage. Der Kaufherr des Ortes, der wohlhabendste Mann, ein Mann in vorgerückten Jahren, stand auf der Gasse und that sein Barett ab und grüßte die Vorübergehenden. Ich trat in sein Haus ein, obwohl kein Kranker darinnen war. Da sah ich Mädchenkleider herrichten und auf dem Gange hinten Büchsen putzen. Der Marktschreiber im Hause daneben hatte sein schönes Gewand auf den hölzernen Gang des Hauses in die Sonne gehängt und die Schuhe daneben gestellt. Bei der Tischlerei waren Scheiben, bretterne Gestalten und andere Holzdinge. Unter dem Säulengewölbe vor dem Rathhause zählten sie, der Schützenschreiber und mehrere Andere, große eiserne Stifte aus einander, die zum Schießen gehörten; weiter zurück in dem Säulengange wurden

Fahnenstangen geputzt, und Papier angestrichen und geklebt, hinter welches Lampen gestellt werden würden. Der Eine richtete und reinigte seinen Büchsensack, der Andere seine Büchse. Vor dem untern Wirthshause wurde an einem Gerüste gelattet und genagelt — und als ich an der Schule vorbeiging, hörte ich mehrere Waldhörner aus derselben, auf denen Stücke eingeübt wurden. Diejenigen, welche auch gerade nicht wegen des Schießens etwas zu thun hatten, machten sich doch aus Ursache des heutigen Tages einen Feiertag, gingen herum und nahmen sich Anlaß, hier und da ein kleines Glas zu trinken. Die Weiber sagten, daß ihre Männer närrisch seien: aber sie selbst richteten Kleider und Bänder auf morgen, und bei Mancher wurden zum Vorrathe Kuchen gebacken. Als ich wieder zu dem oberen Wirthshause zurückgekommen war und in den Wagen steigen wollte, kam die Wirthin heraus und sagte: „Fahret nur fort, Doctor; wenn die Räder Eures Wagens bei dem letzten Eckhause der obern Gasse hinaus sind, dann ist der einzige vernünftige Mann, der heute in Pirling gewesen ist, fort. Mit unserm Wirthe ist es schon recht schwer: wir durften seit Wochen den Bock nicht mehr schlagen, und da er jetzt gewaschen ist, würde er ihn in unser Ehebette legen, wenn er nur sonst darin liegen bliebe. Kommt morgen nicht gar spät, Herr Doctor, ich werde Eure Flasche und Euren Becher hinausbringen lassen, Ihr sollt den Wein von uns haben, den Ihr schon kennt, und er wird in ein Eisgefäß gestellt werden."

Ich habe dieses Alles darum eingetragen, weil es mir zu Herzen gegangen ist. Es ist mir lieb und treu gewesen seit meiner Kindheit her. Hätten sie mit fürstlichem Aufwande ein Schießen gerüstet, es hätte vor meinen Augen nicht eine Binse schwer gewogen.

Da ich auf meinem Heimwege wieder auf die Felder hinausgekommen war, und von dem hinter mir arbeitenden

Pirling kein Ruf, kein Hammerschlag mehr vernehmbar war, sondern nur mehr ein sanftes Läuten seiner Glocken hinter mir herschwamm: war ich fast traurig. — Ich legte das Buch, in welchem ich gerne zu lesen pflege, in dem Wagen seitwärts, lehnte mich auf dem Sitze zurück, kreuzte die Arme und sah so empor. Der herbstliche Himmel spiegelte heiter, lag ganz unbeschreiblich glänzend über den Wäldern, und diese standen ruhig und empfanden die Wärme der Mittagssonne — mein Thomas saß unbeweglich vor mir, mir den Rücken und den großen Hut zuwendend und nur von Zeit zu Zeit die Zügel leichthin regend, indeß meine jungen Rappen freudig in der heitern Luft vor ihm hertanzten und fast unnatürlich in diesem Sonnenscheine glänzten. Ach, diese guten, diese treuen, diese willigen Thiere — sie sind am Ende doch das Einzige auf dieser Erde, was mich so recht vom Grunde aus liebt. — — So dachte ich mir. — — Die Felder flogen rasch zu meinen beiden Seiten zurück und funkelten; sie waren zum Theile geackert, zum Theile in Stoppeln: aber es war kein Mensch auf ihnen — es war sehr stille, selbst das Mittagläuten von dem Thurme zu Pirling konnte ich nicht mehr vernehmen — die Waldwiege lag sanft vor mir, und in ihrer Tiefe war ein kaum sichtbarer Dunststreifen, den Lauf der Siller anzeigend. Es gibt solche Herbsttage, in denen es ruhig auf Feld und Wäldern spinnt, wie ein Traum, ich kenne sie von meinem Herumfahren sehr gut — — und, wie ein Traum, war es mir auch, daß Das die nämlichen Felder und Gründe sind, wo ich so oft als Knabe gewesen bin und mich sehr gefreut hatte, wenn ein so großes Scheibenschießen bevorstand, zu dem ich mit dem Vater und oft auch im Geleite der Schwestern hinabgehen durfte. Nun fahre ich hier, ein thätiger, geehrter Mann, mit dem Zurückdenken an jene ferne liegende Zeit.

Wir waren unterdessen in die Waldwiege gekommen und fuhren in ihrem Schatten. Als wir wieder jenseits ihr hinausgelangten, waren wir auf den Feldern des Eidun. Man sieht dort die Siller wieder, und sie ist in dieser Tageszeit gewöhnlich glänzend, gleichsam, als wäre ein geschlungener Silberblitz in das Thal geworfen worden. Wir fuhren durch die weit zerstreuten Häuser des Eidun hin, unsern bekannten Waldbeständen zu. Die Pferde witterten die Heimath und liefen lustiger dahin. Rechts hatten wir das Schwarzholz, in dem wir vor drei Wintern das fürchterliche Rauschen des Eissturzes zuerst gehört hatten, und vor uns war der Thaugrund, dem wir uns näherten. — Rascher rollte der Wagen, als wir diesen Wald erreicht hatten, auf der festgestampften, von dem Obrist veranlaßten Straße in ihn hinein, und als sich die letzten Bäume desselben wieder aus einander gethan hatten, lag der weiße Punkt meines Hauses vor uns, und ich sah hinter ihm den Obstgarten, dessen Bäume mich gleichsam erwarteten, daß ich nachsehe, wie es stehe, und ob keinem ein Ast gebrochen sei. Die Pferde flogen durch das Grün, und in wenig Augenblicken knirschte der Wagen durch den Kies meines Hofgitters hinein. Ich sprang ab, klopfte die Rappen auf ihren Nacken und lobte sie. Die klugen Thiere nickten und schmeichelten mit den Köpfen, als verstünden sie es — und sie verstanden es auch. Dann warfen sie die Augen und Ohren freudig herum, daß sie endlich daheim seien und mit einander zum Mittagmahle gehen würden. Ich aber ging in das Haus und sah in dem Speisezimmer bereits den Tisch gedeckt: eine Flasche, ein Glas und ein Gedecke. Auf demselben lag ein großer, gesiegelter Ladebrief zu dem Scheibenschießen, der in meiner Abwesenheit gekommen war.

Nachmittag ging ich zu Einigen, wo zwar keine Hilfe nothwendig war; aber Trost.

Am andern Tage fuhr ich sehr früh aus, damit ich meine Pflicht gethan hätte und nicht gar zu spät zu dem Scheibenschießen käme, was die Einladenden gekränkt hätte. Auch dachte ich daran, daß ich dem Obristen meine Gesellschaft versprochen hatte. Es war nichts Wichtiges vorgefallen, ich that Alles ab, und um zwei Uhr Nachmittags ließ ich meine müden Thiere langsam auf den Feldern, wo man von dem Eidun herabkömmt, gegen Pirling hineingehen. Als ich durch die obere Gasse vorwärtsgekommen war, lenkten die Pferde wieder dem Wirthshause zu und waren sichtlich erfreut. Ich hatte eigentlich durch den Ort durch und auf dem Feldwege bis zu dem Fuße des Felsens fahren wollen; aber die Zuversicht der Thiere, mit welcher sie hier, wo ihr gewöhnlicher Ruheplatz war, zubogen, und ihre Müdigkeit, die sie sich am ganzen Vormittage gesammelt hatten, dauerte mich, und ich sagte dem Thomas, er solle nur vollends auf die Wirthsgasse hinzufahren. Er that es; aber kein Wirth und keine Wirthin kamen auf die Gasse, uns zu bewillkommen; der ganze Marktplatz war verödet, und nicht einmal ein Hund bellte; denn Alle waren sie in den Steinbühel hinaus. Ich half also selber dem Thomas die Pferde ausspannen und in den Stall bringen, wo ich ihnen eine eigene Kammer halte, in die nie andere Pferde kommen, damit sie mir gesund bleiben. Ich empfahl die Thiere der Obhut des Thomas, sagte, wenn er ebenfalls auf den Steinbühel hinausginge, solle er zusperren und den Schlüssel zu sich stecken; dann nahm ich meinen Stock und ein Buch aus dem Wagen, schloß die anderen Behältnisse ab und machte mich auf den Weg zu dem Festschießen, das heute Alles vereiniget hatte. Mir fiel die Oede des Ortes auf. Außer der gewöhnlichen sonntäglichen Ruhe war heute noch eine ungewöhnliche. Nur auf mancher Bank vor einem Hause saß ein Greis, und es thaten ihm die Strahlen der auf ihn scheinenden Herbstsonne bereits

wohler, als ihm die Freude auf dem Steinbühel draußen gethan hätte. Obwohl heute nicht mein Krankentag für Pirling war, so besuchte ich doch, weil ich einmal da war, einige von ihnen. Auch bei denselben waren nur ganz alte Mütterlein zur Pflege geblieben.

Als ich Dieß abgethan hatte und am unteren Ende des Ortes in das Freie getreten war, schaute der für heute so merkwürdige Fels schon aus den Feldern herüber, und ich erkannte mit meinen ziemlich guten Augen sehr bald, daß man ein Gezelt zwischen den Bäumen gespannt haben müsse; denn es schimmerte deutlich und festtäglich weiß zwischen dem dunklen Föhrengrün herüber. Ich ging durch die Felder dahin. Sie waren meistens schon nur mehr mit Stoppeln bedeckt; bloß der Haber stand noch von Getreide da; aber er neigte auch schon in's Gold und hatte seine Körner an den leichten Fäden neben mir hängen. Da ich dem Felsen näher gekommen war, sah ich auch, wie hoch über den Wipfeln seiner Bäume das Schützenfähnlein wehte, eine lange, wallende Zunge, roth und weiß, welche Farben sich sanft von der tiefen Bläue des Himmels abhoben. Auch manches bläulich geringelte oder weiße Rauchwölklein ward zuweilen über den Laubkronen sichtbar, und man konnte schon die einzelnen Schüsse vernehmen.

Da ich endlich an dem Fuße des Felsens angekommen war, wandelte ich langsam auf seinem geschlungenen Pfade empor, den ich als Knabe, wenn ich mit den Meinigen zuweilen hatte herabgehen dürfen, und als junger Student, wenn ich die Herbstfeiertage zu Hause zubrachte, niemals einschlug, sondern, gerade aufwärtskletternd, durchschnitt.

Als ich bis zu dem Schießstande emporgekommen war, trat ich ein. Es mußte eben ein guter Schuß gethan worden sein, wie ich aus dem Krachen des Feldmörsers, den man aufgestellt hatte, und aus dem Jauchzen des Schützenzielers

vernahm. Der Stand hatte das gewöhnliche Aussehen, wie es an solchen Tagen ist. Zwei lagen vorne mit ihren Büchsen am Schießbaume und zielten und warteten — Andere standen hinter ihnen in Bereitschaft, wenn sie abgeschossen hätten und weggegangen wären, einzutreten — wieder Andere waren noch weiter zurück und arbeiteten an ihren Büchsen, um sie zurecht zu richten — der alte Bernsteiner wischte sein schlechtes Gewehr und schleuderte die schwarzen Lappen seitwärts. Wenn man es mir auch nicht gesagt hätte, daß er bisher den besten Schuß gethan habe, so hätte ich es doch aus seinem freudigen Gesichte errathen. Auch den oberen Wirth sah ich, den Forstmeister, den Marktschreiber und viele andere Bekannte.

Es streckten sich mir mehrere Hände, und wie es bei uns gebräuchlich ist, manches Glas zum Gruße entgegen. Ich dankte nach den verschiedenen Seiten und that Bescheid. Und als ich die Einladung, daß ich doch heute auch mitschießen möge, mit den Worten abgelehnt hatte, daß ich nicht mehr so schießen könne, wie in meinen Schuljahren, und daß mir meine Geschäfte auch keine Uebung erlauben: schaute ich die Anstalten an. Die hölzernen Säulen des Standes waren mit Flittern umwunden. Auf dem Gipfel des Gebäudes hing die schwere, große Schützenfahne nieder, zum Unterschiede der schmalen, langen, die über den Baumwipfeln des Felsens flatterte. Alle Nadeln und Finger der Pirlinger Mädchen hatten daran gearbeitet und hatten breite feurige Bänder dazugegeben. Die Hinterwand des Saales war mit berühmten Scheiben der Vergangenheit bedeckt. Ich erkannte beinahe mit Herzklopfen manche darunter aus meiner Kindheit und andere, in denen noch die Löcher meiner eigenen einstigen Kugeln waren. Unter den Scheiben saßen Solche, die da aßen und tranken, lauter Männer; denn die Frauen und Mädchen durften während des Schießens nicht herein. Auf einem lichtgrün angestrichenen Gerüste, das seitwärts des Schützen-

schreiberhäuschens war, stand, von einem Geländer umfangen, daß er nicht herabkönne, der blüthenweiße, langhaarige Bock des oberen Wirthes. Die Spitzen seiner Hörner waren vergoldet, und zwischen denselben trug er einen großen, aufrechten Kranz aus Blumen und Bändern eingeflochten, in welchem Kranze wieder sieben eingefaßte leuchtende Thaler zu sehen waren. Von dem Kopfe des Thieres hingen überdieß noch Bänder und Fransen herab, und in die schön gekämmte Mähne und in den Bart waren zuletzt noch seidene rosenrothe Schleifen gebunden. Hinter dem Bocke, auf einem Pfeiler in's Kreuz gesteckt, war der zweite Preis: zwei himmelblaue Seidenfähnlein mit eingewirkten Goldstücken. Dann war ein Blumenstrauß, aus lauter kleinen Silbermünzen zusammengesetzt. Er stand in einem Geschirre auf einem Tischlein. Zuletzt war ein mit Bein und Perlenmutter eingelegtes Horn, zum Aufbewahren des Pulvers. Dasselbe hing, mit einem zierlichen Bande gebunden, an einem Baumaste. Außerhalb des Schießhauses, weil sie ebenfalls nicht hinein durften, standen dicht gedrängt die Pirlinger Buben und staunten, wie einstens ich selber, den Bock, die Schützen und die anderen Sachen an. Ein wenig weiter weg war in die Zweige mehrerer neben einander stehender Föhren ein Gerüste gebaut worden, auf welchem, in den Wald der Nadeln eingehüllt, die Hornbläser saßen und die eingelernten Stücke von Zeit zu Zeit vernehmen ließen. In dem Schießhause waren auch Trompeten, die auf jeden glücklichen Schuß in lustiger Weise tönten.

Als ich Alles eine Weile angeschaut hatte, trat ich wieder unter die Bäume hinaus. Ich hatte mir vorgenommen, ehe ich in das Gezelt ginge und nach dem Obristen forschte, den Gipfel des Felsens zu besuchen, um den eine so reine und klare Umsicht liegt. Ich hatte sie schon lange nicht gesehen und wollte sie ein wenig anschauen. Ich trat unter die Bäume hinaus, und es wehte mich eine duftende Wald-

luft an, die gegen den Pulverrauch recht angenehm wirkte. Ich ging an mehreren sehr jungen Mädchen vorüber, die eine hölzerne, an einer Schnur hängende Taube nach einem Ziele stoßen ließen — ich ging dann an einer Rasenbank vorbei, auf welcher zwei Frauen saßen, die ich nicht kannte, sie mußten Fremde sein — das Gezelt und die hölzerne Hütte hatte ich links liegen lassen — dann kam ich noch an mehreren hervorragenden Steinblöcken vorüber, die Bäume und Gesträuche hörten auf, ich ging über den Rasen und gelangte auf den freien Gipfel empor. Es war kein einziger Mensch auf demselben, weil sie alle unterhalb in dem Gebüsche und in dem Wäldchen waren, wo sie sich der Lustbarkeit ergaben.

Die Sonne war schon tiefer gesunken, fast in die Mitte des letzten Viertheiles ihrer Bahn. Es lagen unter mir die einfärbigen, falben Stoppeln der abgemähten Getreidefelder — jenseits derselben stand der einsame Kirchthurm und die Häuser des verlassenen Pirling und weiter zurück der blaue, duftige Wald, in welchem das Eidun und meine Heimath ist. In dem Thale konnte man die Siller erblicken, aus welcher die schief stehende Sonne dahinrinnendes, geschlängeltes Silber machte.

Als ich noch schaute, war der Obrist zu mir heraufgekommen. Er war hinter mir auf dem gewöhnlichen Wege gekommen, und ich bemerkte ihn erst, als ich seine Tritte hörte. Ich wendete mich um und grüßte ihn recht freundlich. Er ging noch die wenigen Schritte zu mir herauf, stellte sich neben mich, dankte dann meinem Gruße und sprach: „Ich wußte es schon, daß Ihr hier seid, und habe Euch gesucht. Ich habe Euch etwas Nothwendiges zu sagen. Ich konnte es Euch nicht früher sagen; denn drei Tage seid Ihr abwesend gewesen, und da ich gestern Nachmittags zu Euch hinabgegangen bin, habe ich Euch nicht zu Hause gefunden.

Margarita ist angekommen. Ich habe ihr geschrieben, daß sie kommen solle, ich habe die Anstalten zu der Reise gemacht, aber ich habe den Tag ihrer Ankunft nicht gewußt. Da kam sie, als ich es Euch nicht melden konnte. Sie ist unten in dem Gezelte bei den anderen Frauen und Mädchen, denen sie erzählen muß. Ich aber habe mir gedacht, daß ich Euch suchen und Euch die Sache anzeigen werde."

„Ich danke Euch," antwortete ich ihm, „und ich muß Euch sagen, daß mein Herz eine große Freude hat, daß sie da ist. Ich habe immer an sie gedacht."

Er schwieg eine Weile, dann sagte er: „Ich weiß es, ich weiß es. — — Lieber, theurer junger Freund! werbt um sie. Wißt Ihr noch, wie ich einmal sagte: lasset nur eine Zeit verfließen, es wird Alles gut werden? — Es ist gut geworden. Ich habe Euch Beide sehr lieb, Ihr werdet es wohl wissen. Ich habe Euch Beiden ein Opfer dargebracht. Ich habe Margarita mit Absicht fortgegeben. Ich habe, da ich mit der Zeit geizen muß, weil ich alt bin, doch drei Jahre meiner Freude hingegeben. Ich that es, um zu sehen, wie Alles werden würde. Es ist gerade so geworden, wie ich es vorhergesehen habe. Margarita ist so gut zurückgekehrt, wie sie fortgegangen ist — oder eigentlich zu sagen, sie ist noch besser geworden. Sie hat sogleich nach Euch gefragt. Sie war sehr freudig, daß sie mich wieder habe, und sie hat gebeten, daß ich sie nicht mehr fortschicken solle. Wir sind in den Tagen, da Ihr auf der Reise zu dem fernen Kranken waret, auf allen jenen Plätzen gewesen, wo sie sonst mit Euch gewesen ist — ja, daß ich Euch Alles sage, wir waren sogar bei Euch. Heute waren wir bei Euch. „Ich habe ihm sehr weh gethan," hat sie gesagt, „ich muß ihm freundliche Worte sagen." Da ich Euch gestern Nachmittags nicht antraf, gab ich Euren Leuten gar keine Botschaft in der Sache auf, sondern wir nahmen uns vor, Euch heute

früh zu besuchen, ehe Ihr fortfahret, um Euch einen freundlichen guten Morgen zu wünschen. Wir ließen unsern Wagen, in dem wir gleich nach Pirling fahren wollten, langsam gegen den Thaugrund vorausgehen und gingen in Euer Haus. Aber Ihr waret ebenfalls schon fort. Wir schauten Alles an, und Margarita bemerkte die Veränderungen, die seit ihrer Abwesenheit geschehen waren, besser, als ich. Wir gingen durch alle Eure Zimmer — nur die Hauskapelle zeigte ich ihr nicht. Eure alte Maria führte uns herum. Es muß die letzten Tage Niemand vom Haghause zu Euch hinabgekommen sein; denn die Maria wußte noch nichts von der Ankunft meiner Tochter und hatte große Freude, als sie dieselbe sah. Obwohl noch sehr starker Thau lag, so ging doch Margarita auch einige Schritte in den Garten hinein, um zu sehen, welche Blumen Ihr habt, und wie Alles geordnet und eingetheilt ist. Dann wendeten wir uns wieder um, gingen durch Euren Hof hinaus und wandelten dann langsam auf der schönen Straße durch den Thaugrund hinüber, an dessen Rande, wo die Eidunfelder beginnen, der Wagen auf uns wartete. — Seht, Doctor, ich bin recht freudig über die Güte dieses Kindes. Ich habe sie vielleicht zu sündhaft lieb, aber es ist ein Naturspiel da, das wunderbar ist. Ich habe Euch schon gesagt, daß ich am Begräbnißtage meines Weibes bemerkt hatte, daß auf dem Munde der dreijährigen Margarita die Knospe der Rose war, die sie eben begraben hatten, und daß in ihrem Haupte die Augen ihrer Mutter standen. Nach und nach ist sie ihr immer ähnlicher geworden; und seit sie fort war, ward sie ihr vollkommenes Ebenbild. Als wir dieser Tage so durch die Wiesen und Wälder wandelten, bemerkte ich, daß sie den Gang ihrer Mutter habe, daß sie dieselben Worte sage, und daß sie bei Gelegenheit den Arm so hebe, den Leib so beuge, gerade wie sie. Ich mußte meine runzligen Hände anschauen, um nicht zu glauben, ich sei

jung, und es gehe mein junges Weib neben mir und sammle mir Blumen und pflücke Nüsse, wie einst in jenem Walde. Darum liebe ich sie gar so sehr. — Als wir heute durch Eure Zimmer gingen, und sie Eure Geräthe und sonstige Anordnung sah, erblickte ich auf ihrem Angesichte denselben gewinnenden Schimmer, wie einstens an meiner Gattin, da sie in meinem Hause schalten und walten und stellen durfte, wie sie wollte. Ich erkannte hieraus auch, daß Margarita in dem Augenblicke das Nämliche empfinde, wie damals ihre Mutter. — — Seht, so ist es mit Margarita. — Ich weiß auch, wie es mit Euch ist, und wußte es immer. Ich erkannte es, weil Ihr schwieget — ich kenne das männliche Verschließen in der Brust, anstatt zu klagen — und das treuliche Erfüllen seines Berufes. Ich wußte es, wenn ich auch bei mir stille schwieg. Ich muß Euch, weil ich jetzt rede, meine ganze Schwäche sagen. Da ich einmal von Euch fortging, kamen mir bitterliche Thränen in die Augen, weil ich gesehen habe, daß Ihr eine heilige Margarita, deren Sinnbild ich gar wohl kenne, auf Euren Hausaltar gestellt habt, um Euer Herz zu trösten. — Wißt Ihr noch, wie ich einmal an dem traurigen Tage, da ich Euch meine Lebensgeschichte erzählte, gesagt habe, Ihr hättet eine schöne Lage in der Biegung des Thales, Ihr wäret noch jung, und wenn Ihr Euch bestrebtet, könnte es ein schönes Besitzthum werden, das seinen Herren und seine Frau erfreut, wenn einmal eine einzieht. Wißt Ihr es noch? Wie hold ist es jetzt, daß Margarita eingeht, die Ihr immer so gerne gewollt habt! — — Ich muß Euch, lieber Doctor, weil die Sache einmal so ist, und wir darüber reden, auch Das noch sagen: Margarita ist nicht reich, denn ich bin in meinem ganzen Leben arm gewesen; aber sie kömmt auch nicht ohne Mittel in Euer Haus. Ich habe in meinen letzten Tagen gespart, wie ich in meinen ersten verschwendet habe, und das Wenige, welches für sie

von meinen Vorfahren herstammt, habe ich zusammengehalten. Sie bekömmt einmal das Haghaus mit Dem, was dazu gehört, sie bekömmt die Bilder, die Bücher und dann alles das Andere, was noch da ist; denn ich habe ja Niemand weiter, als Euch Beide." — —

„Hört auf, Obrist," rief ich, indem ich ihn unterbrach, „redet nicht von diesen Dingen — wie kann ich Euch denn für Eure Liebe danken, und wie kann ich es denn begreifen, daß Ihr so gut und groß seid."

„Nein, ich bin nicht gut," antwortete er, „ich suche in Euch nur meine Freude. Wir bleiben nun Alle beisammen. Ihr werdet in dem oberen Hause wohnen, oder auch in dem unteren, oder es mag Margarita, wie es das Natürlichste ist, bei Euch sein, und ich oben in meinem Hause. Ihr werdet oft bei mir sein, ich oft bei Euch, und es wird sich ein Umgang spinnen, der noch freundlicher ist, als bisher. Ich kann Euch nur sagen: Ihr erhaltet in Margarita ein sehr gutes Weib, das Ihr ehren müsset, und sie wird in Eurem Hause so glücklich sein, wie es meine Gattin in dem meinigen gewesen ist, gebe ihr nur Gott dereinst einen späteren und einfacheren Tod, als ihrer Mutter. — Aber jetzt, Doctor, müssen wir zu den Anderen hinuntergehen. Sie wissen schon, daß Ihr da seid, Ihr müßt ihnen auch eine kleine Zeit gönnen, da Ihr ohnehin immer durch Euer Amt aufgehalten seid und zu solchen Dingen gewöhnlich erst spät kommen könnt."

„Wartet noch einen Augenblick, Obrist," sagte ich, „Ihr wißt wohl, wie ich Euch stets verehrt und geliebt habe; aber Ihr thut mir noch immer mehr Gutes, als ich erwarten und verdienen konnte. Ich muß Euch hier meinen großen Dank dafür sagen und muß Euch sagen, seit Ihr in der Gegend seid, ist es mir, als hätte ich wieder einen Vater und wäre nicht mehr, wie früher, allein."

„Ihr habt es ja erfahren, ich bin es auch, ich bin Euer Vater," antwortete er, „und werde es in der Zukunft noch mehr sein. — Aber jetzt kommt, laßt uns hinuntergehen, die Anderen warten schon und möchten es übel nehmen, wenn gerade wir Zwei nicht an der Fröhlichkeit Antheil nähmen."

Nach diesen Worten wendeten wir uns Beide von dem Gipfel des Felsens und stiegen auf dem Wege, der um Steine und graue Klippen geht, hinunter. Wir hatten oben von der allgemeinen Freude nicht Viel vernommen. Die Schüsse hörten wir nur gedämpft, und von dem Wäldchen mochte manchmal ein einzelner Ruf heraufgekommen sein, den wir nicht beachteten. Da wir aber hinabgingen, näherten sich uns gleichsam wieder die Schüsse, die Töne der Waldhörner, die Rufe der Knaben und Mädchen und das ruhige Gemurmel des allgemeinen Durcheinandersprechens der Menschen. Wir schlugen weiter unten einen andern Weg ein, als den ich heraufgegangen war, und näherten uns der hölzernen Hütte, dem Gezelte und überhaupt dem Platze, wo die Menschen mehr zu ihrer Lust zusammengedrängt waren.

Wir kamen wieder zu wandelnden Gruppen und zu spielenden Kindern. Auf einem grünen Platze unter den Bäumen war ein Stand aufgeschlagen, wo man Lebkuchen verkaufte, und nicht weit davon war einer, in welchem der Josikrämer stand und seine Sachen zum Verkaufe ausgelegt hatte. Er hatte gerade diejenigen gewählt, welche für den heutigen Tag die passendsten waren. Weil ich und er die Einzigen waren, die in der Gegend am meisten herumkommen und auf ihren Wanderungen sich öfter treffen, ging ich zu ihm hinzu und sprach mehrere Worte mit ihm. Der Obrist redete mit den Kindern und gab ihnen Geschenke, wovon er die Taschen seines Gewandes voll hatte.

Endlich kamen wir zu dem Gezelte. Es war nicht ein von allen Seiten geschlossenes, sondern man hatte über

einen großen Tisch, an welchem die vorzüglicheren Bewohner der Gegend saßen, gleichsam einen weißen Baldachin in die Baumäste geknüpft, um die Sonnenstrahlen abzuhalten; aber es war dennoch, wie ein rings herum begrenzter Saal, weil gerade um den Platz die schönsten und dichtesten Föhren und Birken standen. Als wir durch den Eingang eingetreten waren, sahen von dem oberen Ende des Tisches zwei sanfte Augen auf mich herüber — ach Gott! ich erkannte sie gleich — es waren Margarita's Augen — sie blickten mit dem schönen, demüthigen Lichte, das einst meine Freude und mein Entzücken gewesen war. Wir gingen an den Menschen, die an dem Tische saßen, nach einander hinauf, damit ich sie begrüße, und damit wir, der Obrist und ich, die Stühle einnähmen, die man an ihrer Seite für uns leer gelassen hatte. Da ich bis zu ihr gekommen war, sagte ich: „Seid mir herzlich schön gegrüßet, Margarita, ich bin abwesend gewesen, da Ihr angekommen seid, sonst hätte ich meinen Willkommensgruß schon in das Haghaus hinaufgebracht. Euer Vater hat es mir erst vor wenigen Augenblicken gesagt, daß Ihr auf dem Steinbühel seid. Seid mir recht, recht schön gegrüßt."

Sie war aufgestanden, als ich zu ihr getreten war, und zog den Handschuh aus, um mir die Hand zu reichen. Sie war erröthet, und die Hand, die sie mir reichte, zitterte sehr.

„Seid mir auch gegrüßt," antwortete sie. „Ich war schon drei Tage zu Hause, während Ihr fort waret, und heute Morgens sind wir bei Euch gewesen, um Euch selber meine Ankunft zu sagen; aber Ihr seid sehr früh ausgefahren und waret schon lange fort, da wir kamen. Seid mir vielmal gegrüßt."

Wir faßten uns bei den wechselseitig dargereichten Händen und drückten uns dieselben recht freundlich.

Sie zog dann den Handschuh wieder an und setzte sich nieder. Obwohl sie zu Hause immer in bloßen Händen ist

und uns auch so auf unsere Spaziergänge und zum Pflücken der Blumen begleitet hatte, so hielt der Obrist doch bei solchen Gelegenheiten darauf, daß sie den Anstand beobachte und die Anwesenden ehre. Darum war er selber auch in einem schönen dunklen Gewande. Er saß auf dem Stuhle zu ihrer Rechten, und ich setzte mich auf den, der links war, und den man mir aufgehoben hatte. Ich setzte mich ein wenig weiter weg und gab Acht, daß ich an ihrem Gewande nicht streife.

Ich wußte jetzt eigentlich nicht, was ich sagen sollte.

Es waren viele Menschen zugegen, welche ich kannte. Es saß der Kaufherr von Pirling mit seinen Töchtern gleich neben dem Obrist; es waren Bürger von Tunberg da: Frauen und Männer von Pirling; es war der sehr alte, ehrwürdige Pfarrer von Sillerau zugegen und saß neben seinem Amtsbruder aus Pirling; es waren Frauen und Töchter von Rathsherren da, deren Männer und Väter aber in dem Schießhause drüben waren; es waren geachtete Landleute da, der Erlebauer mit seinen Töchtern, der Vetter Martin, der Wirth am Rothberge, mit seiner Tochter Josepha; dann Einige aus Haslung, aus dem Eidun und Andere. Ich kannte beinahe Alle. Sie grüßten mich, als ich niedergesessen war, und Einige machten mir den Vorwurf, warum ich denn so spät gekommen sei. Ich antwortete, daß meine Geschäfte von dem Zufalle abhingen, daß ich sie mir nicht auf eine gewisse Stunde lassen, oder mir vorarbeiten könne, und daß ich daher erst zu erscheinen vermöge, wenn sie abgethan sind und mich entlassen.

Die obere Wirthin von Pirling kam mit einer sehr schönen, gleichsam in Krystallen geschliffenen Flasche, in der Wein war, nebst einem Glase mit meinem Namen, das sie mir einmal hergerichtet hatten, daß ich daraus trinke, wenn ich in Pirling bin, zu mir her und sagte: „Zur Tafel seid

Ihr, wie jedesmal bei solchen Gelegenheiten, zu spät gekommen. Diesen Wein gibt Euch die Schützengesellschaft als Ehrentrunk; er ist der beste, der zu haben ist, er ist aus dem Keller meines Mannes, des Schützenmeisters, und ist heute für unsere geehrtesten Gäste herausgebracht worden. Er steht unten in mehreren Flaschen in Eisfutter und muß sehr kühl sein. Die Speisen, die Ihr bekommen werdet, sind von dem unteren Wirthe Bernsteiner, dem der Keller des Steinbühels gehört, und bei dem der Schützentanz sein wird. Er wird sie Euch auch im Namen der Schützengesellschaft senden."

Als sie noch kaum ausgeredet hatte, kam die Tochter des alten Bernsteiners nebst zwei Mägden, welche Kuchen, allerlei kalte Speisen, schön verziert, und angenehm geordnetes Obst vor mich hinstellten.

Ich dankte für die Aufmerksamkeit und sagte, daß ich von den Dingen schon nehmen werde. Rings herum auf der Tafel standen vor Denen, die da saßen, ähnliche Sachen, die Beschlußstücke eines gehaltenen Mahles. Die Männer hatten Wein, die Frauen und Mädchen Kuchen, Obst und Dergleichen, und an mehreren Stellen stand auch ein Becher süßen Weines für manche ältliche Frau.

Der Obrist redete mit dem Kaufherrn und mit dem Forstmeister, der von dem Schießhause herübergekommen und hinter ihre Stühle getreten war. Sie verhandelten alle Verhältnisse, die eben an der Zeit waren und für die Gegend größere oder kleinere Dringlichkeit hatten. Ich sprach einige Worte zu dem Pfarrer von Sillerau und zu Anderen, die in meiner Nähe waren. Einige fragten mich um verschiedene Kranke, wie es ihnen gehe, und ob Hoffnung zur Besserung sei. Ich hatte die Freude, ihnen sagen zu können, daß ich gar keinen schwer Erkrankten habe, und daß Alle, die jetzt liegen, bald aufstehen würden.

Die Mädchen und Frauen hatten ihre sonntäglichen Kleider an, und manche waren sehr geputzt. Man erblickte silberne und sogar goldene Verzierungen auf den Miedern und Spangen. Margarita saß recht einfach neben mir auf ihrem Stuhle. Sie hatte ein graues, geglänztes Kleid an, welches sie nach den weißen am meisten liebt. Auf dem ganzen Gewande war keine andere Zierde, als eine kleine rothseidene Schleife am Halse, wo das Gewand geschlossen war. Den feinen Strohhut, den sie im Sommer gerne trägt, hatte man ihr von dem Haupte genommen und ihn an den Ast einer Birke gehängt. Obwohl sie nicht ihren sonntäglichen, oder gar festtäglichen seidenen Putz anhatte, in dem sie mir immer gleichsam etwas fremd vorkam, so hielt ich doch dafür, daß sie unter Denen, die hier versammelt waren, die schönste sei, noch schöner, als die Töchter des Erlebauer.

Wir konnten nicht Viel reden und sagten nur gewöhnliche Dinge. Ihre Antworten waren recht lieb und gut und hold und freundlich. Ich weiß nicht, ob die Leute wußten, in welcher Beziehung ich zu Margarita gestanden war; aber Niemand sagte ein Wörtlein, das dahin abzielte, oder eine Andeutung auf die Sache ahnen ließ, selbst dann nicht, als ich aufgestanden war und längs des Tisches hinabging, um mit Allen, die ich näher kannte, ein freundliches Wort zu reden. Sie hatten Alle zu viele Achtung für mich, als daß sie es thaten.

Nachdem diese Unterredung aus war, und nachdem ich noch manchen Andern, die herumstanden oder ein- und ausgingen, auf ihre Fragen eine Antwort ertheilt hatte, ging ich wieder zu meinem verlassenen Sitze zurück. Da sah ich an der Seite des Obrists und Margarita's, wo man Platz gemacht hatte, zwei fremde dunkelgekleidete Frauen; es waren die nämlichen, welche ich, als ich auf den Gipfel des Felsens ging, auf einer Rasenbank hatte sitzen gesehen. Der Obrist

stellte mich ihnen vor und sagte, Das sei die Muhme, bei der Margarita die Zeit her gewesen ist, und die Andere sei die Gesellschaftsfrau derselben, auch eine nur um etwas Weniges entferntere Muhme. Die beiden Frauen hätten ihm die Freude gemacht, die Rückreise Margarita's zu benutzen, um ihn, wie er sie bittend eingeladen habe, zu besuchen. Sie hätten sich eben die Freuden und die Ländlichkeit des Steinbühels besehen und seien ganz vergnügt darüber. „Uns ist es etwas Gewöhnlicheres," setzte er hinzu, „wir haben Das schon öfter gesehen und machen es allemal auf gleiche Weise."

Die Frauen waren beide alt, freundlich und einfach. Man hatte zufällig nach ihrer Entfernung ihre Sitze besetzt und räumte sie ihnen jetzt wieder ein. Sie sprachen zu mir und fragten mich um einige Dinge, wie Das bei ersten Bekanntschaften der Fall zu sein pflegt. Es sprachen auch der Forstmeister, die Bürgermeisterin, der Kaufherr und der Pfarrer mit ihnen, wie man Fremde auf höfliche Weise in einer Umgebung einheimisch zu machen sucht. Indessen hatte sich auch die Gesellschaft um mehrere Schützen vermehrt, welche die ihnen zugewiesenen Schüsse ausgeschossen hatten und jetzt hier im Gezelte bei ihren Frauen, Schwestern, oder anderen Angehörigen waren und sich vergnügten.

Als die Gespräche so gingen, kam der Kutscher des Obrists herein, ging zu seinem Herrn und sagte ihm, daß der Wagen heute gar nicht gemacht werden könne, weil der Schmied nicht eine einzige Kohle zu Hause habe, und weil er keine am Sonntage von dem Meiler, wo sie liegen, hereinbringen dürfe, und weil auch gar Niemand zu Hause sei; denn das Alles habe ihm nur die alte Großmutter des Schmiedes gesagt.

„Ich habe es wohl so erwartet," antwortete der Obrist.

Auf meine Frage, was es sei, sagte er, es sei ihnen ein Nabenring an dem Wagen zersprungen, es habe nicht so Viel auf sich, aber es sei doch nicht so zuversichtlich zu fahren.

„Freilich nicht," antwortete ich, „die Nabe könnte zerfallen, und dann wären Rad und Speichen auf die Straße gestreut. Nehmt von mir den Wagen und die Pferde, Obrist, und laßt den Eurigen in Pirling, daß er morgen gemacht werde."

Als er sich hierauf weigerte und sagte, es wäre schon genug, wenn ich ihm nur den Wagen gäbe, er könne seine eigenen Pferde einspannen, stand ich auf, ging zu ihm hin, da er mit dem Kutscher abseits an die Bäume getreten war, und sagte: „Nein, Obrist, nehmt auch die Pferde — laßt mir die Freude, daß sie meinen Wagen gebraucht, als wäre er schon der ihrige. Ich nehme ein offenes Wägelchen in Pirling, spanne Eure Pferde vor und fahre mit Eurem Kutscher hinter Euch nach. Ihr könnt dann morgen, wenn der Reifen geschweißt ist, das Wägelchen nach Pirling schicken und mit den Pferden Euren fertigen Wagen zurücknehmen."

Hierauf willigte er ein, ich gab seinem Kutscher den Auftrag, wenn er meinen Thomas sehe, ihm zu sagen, daß er den zweiten Sitz unseres Wagens in Bereitschaft richten und, wenn der Schützenzug in Pirling angekommen wäre, gefaßt sein möchte, jeden Augenblick einspannen zu können. Als der Kutscher Dieses vernommen und sich entfernt hatte, fragte ich den oberen Pirlinger Wirth, der indessen auch seine Schüsse ausgeschossen hatte und zu uns hereingekommen war, ob er sein offenes Wägelchen zu Hause habe, und ob er es mir bis morgen Mittag leihen könne. Er bejahte Beides, und daher war diese Sache in Ordnung.

Es waren in dieser Zeit die Sonnenstrahlen immer schiefer in das Gezelt gekommen, und der Tag neigte sich zu seinem Ende. Das Schießen war schon früher vereinzelter geworden, und jetzt hörte man nur zuweilen einen verspäteten Knall, gleichsam wie einen Nachzügler zu einem Heere. Die Schützen waren immer mehrere zu uns herübergekommen,

und auch die Kinder der verschiedenen Gäste, welche heute hatten mitgehen dürfen, fanden sich von den zerstreuten Spielplätzen aus dem Wäldchen ein und stellten sich zur Mutter, oder hingen sich an den Vater, zum Zeichen, daß sie ausgespielt hatten, und die Heimathmüdigkeit eingetreten war. Auch die Versammelten im Zelte standen endlich gruppenweise nach manchem nachträglichen und schnell noch zu Ende geführten Gespräche auf, und man zerstreute sich in dem Gehölze.

Die Scheiben standen leer und ihrer Pflicht entbunden, von dem rosenrothen Lichte der Sonne beleuchtet, am Walde draußen. In dem Schützenstande, in welchen jetzt Alles hinein durfte, richtete mancher Schütze seine Geräthe in seinen Büchsensack zusammen, oder ließ es von seinem Diener thun; der Schützenschreiber that sein Buch in das lederne Fach, das er zusammenschnallte, und der Schützenmeister, der obere Wirth, befahl, daß Alles in gehörige Bereitschaft gesetzt werde.

Es war gebräuchlich, daß die ganze Schützenschaft nach solchen Tagen einen Einzug in Pirling halte, und daß die anderen Anwesenden gewöhnlich vom Steinbühel bis Pirling hinter dem Zuge hergehen. Heute sollte es auch so sein, nur ward befohlen, daß man erst die Sonne untergehen lassen müsse.

Margarita, der Obrist und die zwei fremden Frauen standen in einem Kreise von Pirlinger Bewohnern, meistens Frauen, und redeten. Ich ging daher noch einen Augenblick auf den Gipfel des Felsens. Aber wie war der Anblick jetzt verändert: auf den Stoppeln und den Wäldern lag der Abendschein, in dem ferneren Thale waren die Gründe nicht mehr zu unterscheiden, nur lag die Siller jetzt als eine Goldschlange in ihnen, und hinter Pirling flammte ein gelber Baldachin des Himmels; denn die Sonne war eben in dem Augenblicke untergegangen. Gar schön war es aber gerade

unter mir im Birkenwäldchen, es zitterte, gleichsam wie Rauschgold, in jedem der dünnen Zweige.

Ich ging gleich wieder hinab, weil es jetzt sehr bald zum Heimgange nach Pirling kommen würde. Aus der hölzernen Hütte, in welcher Viele aus den niederen Ständen gewesen waren, Knechte, Diener und Andere, sah ich Manche herauskommen und den Hügel hinabgehen, weil sie vor dem Einzuge in Pirling sein mußten. Darunter war mein Thomas, der sich sehr beeilte, damit er, wenn wir angekommen sein würden, angespannt hätte und mit dem Wagen in Bereitschaft stünde.

Die Scheiben waren abgeschlagen und hereingetragen worden, der weiße Baldachin war aus den Bäumen gelöset, und selbst Tische und Stühle wurden den Felsen hinabgetragen, wo ein Wagen wartete, daß sie nicht in dem Nachthaue draußen blieben. Die Menschen hatten sich meistens unter den Föhren neben dem Schießstande eingefunden, wo der Zug sich ordnen und anfangen sollte. Der Schützenmeister las endlich aus einem Papiere vor, wie sie sich Alle stellen müssen, und so, wie er es gelesen hatte, stellten sie sich, und da die Musik das Zeichen dazu gab, fingen sie an zu gehen.

Zuerst war der geschlungene Weg über den Felsen hinab zurückgelegt, und dann dehnte sich der Zug über die Felder hin. Hinten fuhr der Wagen mit den Tischen und Stühlen nach.

Es nahm sich seltsam aus, wie die Menschen so gingen. In den röthlich scheinenden Stoppeln der Felder bewegte es sich Pirling zu. An der Spitze ging der Schützenbote und trug die große Schützenfahne, nach ihm kamen zwei Schützenbuben mit den kleineren langzüngigen Windfahnen. Dann folgten die Trompeter und Waldhornbläser, dann, von sechs bunt gekleideten Zielern getragen, die Scheiben, und hinter

ihnen die Preisgewinner und Preise. Es war zuerst der Bock, der von zwei roth und weiß gekleideten Schützenbuben geführt wurde; neben ihm ging der alte Bernsteiner, dem der Preis geblieben war; es hing ihm ein langes rothes Band von dem Hute herunter; dann wurden von Schützenbuben die anderen Preise getragen, und die Gewinner, gleichfalls mit Bändern geschmückt, gingen daneben. Hierauf folgte die Schützenkanzlei, und dann ging der Schützenmeister an der Spitze sämmtlicher Schützen. Hinter ihnen folgten alle wir anderen Leute, die heute in dem Steinbühel gewesen waren. Neben mir ging die liebe Gestalt Margarita's, dann die schöne dunkelgekleidete ihres Vaters, der die ältere seiner Muhmen führte. Die andere wurde von dem Kaufherrn geführt, und dann gingen der Bürgermeister, die zwei Pfarrer und Frauen und Mädchen, nach verschiedenen Weisen eingetheilt. Wenn man zurücksah, stand der verlassene Steinbühel schon schwarz in der bereits nächtlich dunkelnden Luft.

Wie wir uns Pirling näherten, standen an dem Wege schon hie und da Zuschauer, und sie wurden immer mehr, je mehr wir uns dem Orte näherten, und waren endlich dicht gedrängt an Büschen, Hecken und Planken. Es waren solche, die zu Hause geblieben, oder von dem Steinbühel früher hereingegangen, oder von benachbarten Ortschaften herzugekommen waren, um die Sache zu sehen. Am Eingange des Marktes war, wie gewöhnlich, eine Musik aufgestellt, die uns erwartete und empfing.

Da der Zug bis zu dem unteren Wirthshause gekommen war, in welchem in dieser Nacht der Schützentanz sein sollte, erkannte man erst, warum es nicht erlaubt gewesen war, vor Sonnenuntergang vom Steinbühel hereinzuziehen; denn ein weiter, großer Eingangsbogen von Tannengrün war vor dem Thore aufgebaut, strahlende Lampen waren rings in ihm eingeflochten, und über ihm brannten durchsichtige Papier-

buchstaben, hinter denen Lampen standen, und die die Ankommenden willkommen hießen.

Der ganze Zug ging, wie es gebräuchlich ist, sammt dem Bocke in den Tanzsaal. Dort gaben die Schützen ihre Büchsen und die anderen Schießvorrichtungen an Diener, oder selbst an Söhne ab, welche sie nach Hause trugen. Der alte Bernsteiner hob die Thalerkrone dem Bocke vom Haupte und gab sie seiner freundlichen eben so alten Gattin, daß sie zu anderen Schützensiegeszeichen in den Glasschrein des Schlafzimmers gestellt werde. Der Bock aber mußte jetzt in den Stall.

Die Zeit von der Ankunft im Tanzsaale bis zum Beginne des Tanzfestes verwendeten die Einheimischen gerne zu einem Gange zu den Ihrigen, zum Umkleiden, oder Dergleichen. Die Fremden blieben in dem Gasthause und richteten sich auch zu Dem her, was da kommen sollte. Wir hatten beschlossen, auf den Anfang des Tanzes zu warten und dann nach Hause zu fahren.

Ich wurde in dieser Zwischenzeit sogar zu Einem gerufen, der plötzlich krank geworden war. Es war von keiner Wichtigkeit, und ich gab ihm ein betreffendes Mittel.

Als ich wieder in den Saal zurückgekehrt war, waren die Meisten schon anwesend, und es wurde zur Einleitung des Festes geschritten. Die Tische in den Speisegemächern waren besetzt, die Paare in dem Saale stellten sich an, die Musik begann, und durch einen ruhigen, schönen Einleitungstanz wurde das Schützennachtfest eröffnet. Der Obrist zeigte Margariten und den zwei Frauen Alles, wie man es hier mache, er blieb bei den zwei ersten Tänzen mit ihnen als Zuschauer, dann aber empfahlen wir uns als Solche, die noch einen weiten Weg nach Hause zu machen haben und daher bei Zeiten aufbrechen. Viele Grüße und freundliche Wünsche wurden uns zugerufen, und wir gingen dann über die Treppe

hinab, um uns in das obere Wirthshaus zu begeben, wo unsere Sachen waren. Auf der Gasse stand schon der Thomas mit meinem bespannten Wagen und harrte. Der Obrist und die Frauen hatten nur ihre Ueberkleider zu nehmen, um einzusteigen und fortzufahren. Da begab sich etwas, das das Schönste an diesem Abende war.

Ich hatte an dem Wagen gewartet. Margarita war mit den Frauen aus dem Hause gekommen, der Obrist aber noch nicht. Ich half den Frauen in den Wagen und wollte es mit Margarita deßgleichen thun. Ich faßte ihre Hand, die sie aus dem Ueberrocke hervorgestreckt hatte, aber ich half ihr nicht auf den Wagentritt, sondern ich hielt die Hand einen Augenblick und sagte, weil mein Herz so gerührt war: „Margarita, werdet Ihr mir es verzeihen, daß ich einmal so heftig an Euch gehandelt habe?“

„O, verzeiht Ihr mir nur,“ antwortete sie, „daß ich so gewesen bin — einziger, lieber Freund meiner Jugend — o, ich weiß es schon, und der Vater hat es gesagt, was Ihr für ein herrlicher Mann geworden seid.“

„Nein, Margarita,“ sagte ich, „Euer Vater ist gut, er weiß es schon, welche Fehler ich habe — und Ihr seid ein Engel!“

Ich vergaß mich und schlang meine Arme um ihren Nacken, wie man eine Schwester nach langem Entferntsein begrüßet. Sie that ihre Arme auch um meinen Hals, drückte ihr Angesicht an das meinige und fing so heftig zu weinen an, daß ich es gar nicht fassen konnte. Ich empfand das Naß ihrer Thränen auf meinen Wangen. Ich beugte nur einen Augenblick zurück, und wir drückten dann mit einem Male unsere Lippen an einander. Ich hielt sie fest an mein Herz gepreßt, wie eine verlorene und wiedergefundene Braut.

Es war hier das erste Mal in unserm Leben gewesen, daß wir uns geküßt hatten.

Als sich die Arme wieder gelöset hatten, und ich ihre liebe Hand hielt, sagte ich: „Margarita, darf ich morgen Euren Vater um Euch bitten?“

„O bittet,“ antwortete sie, „es ist gut für uns Beide.“

Dann wandte sie sich zu den Frauen, die im Wagen saßen, und sagte: „Nehmet es mir nicht übel, was ich that; er ist mein Bräutigam.“

„Steiget jetzt ein, Margarita,“ sagte ich, „morgen komme ich sehr, sehr bald zu Euch hinauf. Gute Nacht.“

„Gute Nacht,“ antwortete sie, und wir drückten uns sehr innig die Hände.

„Steige nur ein,“ sprach plötzlich der Obrist, der neben uns stand, „Ihr werdet recht glückliche Menschen mit einander sein.“

Margarita warf sich an sein Herz, er hielt sie einen Augenblick sanft und half ihr dann in den Wagen. Ich nahm ihn bei der Hand, drückte sie und konnte nichts sagen, weil meine Augen voll Wasser standen.

„So ist es also offenkundig geworden, daß diese Zwei Brautleute sind, und Ihr dürft es unten bei dem Feste verkünden. Ich wollte es noch ein wenig geheim halten, aber sie haben sich selber verrathen,“ sagte der Obrist zu dem oberen Wirthe, der ein wenig weiter zurück stand, weil er von dem Tanzsaale heraufgegangen war, um den Obrist zu dem Wagen zu geleiten.

„Das ist ein erfreuliches Ereigniß,“ sagte der Wirth, „Das ist ein erfreuliches Ereigniß.“

„Jetzt gute Nacht, Doctor,“ sprach der Obrist zu mir, „und kommet morgen bald zu uns hinauf.“

„Gute Nacht,“ antwortete ich und war ihm behülflich, wie er in den Wagen stieg.

Dann ging ich zu dem Thomas hinvor und sagte ihm, daß er Acht habe und vorsichtig fahre, damit den Freunden

kein Unglück zustoßen könne. Hierauf regte der Thomas die Zügel, sprach zu den Pferden, und sie liefen rasch mit dem Wagen in die obere Gasse hinein.

„Ich wünsche recht viel Glück, Doctor," sagte der Wirth, „ich wünsche recht viel Glück."

„Ich danke," antwortete ich, „ich danke. Aber Manu, Das ist ein Weib, welches ich erst verdienen muß."

„Ihr seid aber auch der rechte Mann zu ihr," sagte er, „und Das wird eine Freude in der Gegend sein."

„Wird es," erwiederte ich, „nun, so freut es mich, und es thut mir sehr wohl, wenn man mir Margarita gönnet. Aber jetzt seid so freundlich und lasset mir Euren Wagen richten, damit ich ebenfalls nach Hause fahren kann. Ich muß morgen sehr früh wieder fort."

„Ist schon gerichtet und darf nur angespannt werden," antwortete er.

Als die Braunen des Obrists in das offene Wägelchen des Wirthes gespannt waren, ich meinen Oberrock genommen hatte und eingestiegen war, fuhr der Kutscher des Obrists mit mir durch die obere Gasse auf die Felder hinaus, wo die Straße gegen das Eidun und gegen meine Heimath zielte. Ich konnte von den Vorausfahrenden nichts mehr vernehmen, weil wahrscheinlich mein Thomas aus Eifer und Ehrgeiz sehr gut und auch sehr schnell dahinfuhr.

An dem Himmel über mir standen unzählige schöne, freundliche Sterne — und in meinem Herzen war eine Freude, welche ich noch niemals in meinem Leben empfunden habe. Ich ging schon gegen die dreißig Jahre, und es war so wohl, so süß, so herrlich in mir, als wenn ich im achtzehnten wäre, wo man ein Kind ist, unerfahren ist und die ganze Welt an das Herz drückt, damit es nur gestillt werde.

Ich dachte: „O mein Gott, o mein Gott, was ist es für ein Glück zu wissen, daß ein einziges Herz in dieser Welt

ist, das uns liebt, das es durchaus und vom Grunde gut und treu mit uns meint: und wenige Schritte vor mir fahren Zwei, die Beide so gegen mich sind. Was ist es für ein Glück."

Ich fuhr in der dunklen, stillen Nacht hin und kam endlich bei meinem Hause an. Ich gab dem Kutscher eine Belohnung und schickte ihn mit den Pferden zu seinem Herrn hinauf. Die meinigen waren schon zu Hause, ich ging noch in den Stall hinein und streichelte die guten Thiere, die sie unverletzt in ihre Wohnung gebracht hatten. Dann ging ich in mein Zimmer. Ich zündete mit Freude meine Lichter an, ich war heute zum ersten Male gleichsam nicht mehr allein und setzte mich zu meinem Schreibgerüste nieder.

Es war eine Ruhe, Stille und Feierlichkeit in meinem Hause. — —

Aber ich blieb nicht lange sitzen, sondern ich stand auf, ging zu dem Fenster, öffnete es und lehnte mich hinaus. Auch draußen war Ruhe, Stille, Feierlichkeit und Pracht — und es rührten sich die unzähligen silbernen Sterne am Himmel.

7.

Das Nachwort.

So weit habe ich, der Urenkel, aus dem Lederbuche des Doctors ausgezogen, und so weit ist Alles an ihm, der uns immer, wie ein Wundermann, erschienen war, gewöhnlich, wie bei allen andern Leuten, und wird auch in dem ganzen Buche fort gewöhnlich sein. Es ist noch recht Viel übrig; aber das Lesen ist schwer. Oft ist kein rechtes Ende, oft deutet sich der Anfang nur an, manchmal ist die Mitte der Ereignisse da, oder es ist eine unverständliche Krankengeschichte. Ich

habe in den mit dem Messer verwundeten Blättern geblättert. Ich mußte da über viele Jahre gegangen sein; denn es war ein häufiger Tinten- und Schriftwechsel, es standen Witterungsbeobachtungen, häusliche und Feldarbeiten, daß man sah, daß zur Ansammlung dieser Schriften Jahre vergangen sein mögen. Oft waren ganze Abtheilungen in das fahleste Eisenockergelb geschossen, indessen oft Randbemerkungen aus späteren Zeiten mit dem glänzendsten Schwarz dastanden, wie übermüthige Ansiedler und Anbauer, welche die armen Ureinwohner fast zu verdrängen strebten. Auch ist die Handschrift oft sehr schwer zu entziffern. Wie gewöhnlich und nur für ihn geschrieben Manches auch ist, so ist wieder Vieles lieb und schön und oft wahrhaft erhebend.

Ich habe noch recht Viel zu erzählen und werde es in der Zukunft thun, wenn ich es zu Ende geziffert und ausgezogen habe: Wie die Hochzeit gewesen ist, wie Margarita von allen Bewohnern des Doctorhauses geliebt worden ist, wie er mit dem herben, weichen, kindlichen Mädchen gelebt habe. Wie ihr Vater, der Obrist, uralt geworden, wie er gestorben sei und eine Ruhestätte neben seinem Weibe habe, wie der Doctor fortgewirkt, wie er bei der Einführung der Kartoffeln so viele Hindernisse gehabt habe, wie er, wenn die früheren Pferde alt und untauglich wurden, immer wieder Rappen hatte, wie er zu Kranken weit und breit ging, wie Viele in sein Haus kamen und dann bei den Ihrigen erzählten, daß eine schöne, milde, alternde Frau in seinem Hause herumgehe, wie er selber sehr alt geworden ist — ich muß endlich erzählen, wie das obere Haus weggekommen ist, ich muß erzählen, wie die Bilder fortgekommen sind, sowohl die, welche Margarita zur Aussteuer erhalten hat, als auch die, welche sie erbte. —

Mein Großvater hat erzählt, daß der Doctor, als er sehr alt war, als ihm seine Strümpfe schlotterten, als sein

Rücken gekrümmt war, als ihm die Schnallenschuhe zu groß geworden waren, oft an seinem kunstreich geschnitzten Schreibgerüste, auf das er in seinem langen Leben so Viel gelegt und gestellt hatte, daß er am Ende selber kaum Platz hatte, gesessen war und in einem großen Buche gelesen habe, von dem rothe und blaue Siegel niederhingen.

Seine letzte Heilung ist ein Kind gewesen. Er war schon lange nirgends mehr hingegangen, in der Gegend waren drei neue Doctoren aufgestanden — da war im Eidun ein Kind krank, ein schönes Mädchen freundlicher Eltern — man hat ihm Alles gegeben, was möglich war, aber das Kind wurde immer schlechter. Die Aerzte sagten endlich, es sei vergebens, das Kind müsse sterben. Da fiel den Eltern der alte Doctor ein, der zu Thal ob Pirling ein Haus habe, dort wohne und in dem Garten sitze. Sie gingen zu ihm und baten recht dringend. Er fuhr hinab und ging an seinem Stabe mit den schneeweißen Haaren und gebeugt zu dem Kinde hinein. Da er es gesehen und um Alles gefragt und eine Weile geschwiegen hatte, sagte er huldreich: „Das Kind wird nicht sterben."

Er gab den Leuten etwas und sagte, daß man morgen zu ihm kommen und wieder etwas holen solle. — Die Eltern trugen den alten Mann, fast wie einen Engel, zu seinem Wagen hinaus. Sie gaben dem Kinde täglich, was sie von dem alten Doctor holten, es ward gesund und blühte noch lange, da der Greis schon in seinem kühlen Grabe lag.

Er hatte zuletzt so weiße Haare, wie sie einst der Obrist gehabt hatte, nur daß der Obrist auch den weißen Bart trug, während der Doctor immer sauber rasirt ging.

Weil er gut gewirkt hat, ist er nie ein Kinderspott geworden.

Bei seinem Tode trug sich etwas Rührendes zu. Als man den Leichenzug ordnete, gingen plötzlich alle Zigeuner

mit, welche sich zuweilen in den Wäldern gezeigt und niedergelassen hatten, weil er sie einstens zu mehreren Malen freiwillig behandelt und manche aus ihnen geheilt hatte.

Mein Vater hat den zweiten Band der Mappe gar nicht gekannt. Er war in der alten Truhe und wurde erst von mir gefunden. Er war nicht gebunden, sondern nur in Hefte getheilt, wahrscheinlich, daß er bequemer sei, und man nicht immer die ganze Last mitzuschleppen habe. Es hat sich an ihm etwas gezeigt, was darthut, daß, wie viel man auch Verstand habe, doch im Alter die lebenssüße Gewohnheit und die Einfalt des Fühlens über ihn herrsche. Allen Anzeichen nach war der Doctor schon achtzig Jahre alt, als er den zweiten Band seiner Lebensmappe machte und vorrichtete — und dennoch machte er diesen Band so dick, wie den ersten, ja, er hatte sogar um zwei und fünfzig Seiten mehr, und alle waren sie zum Voraus schon mit rother Dinte eingetragen. Wie viele Blätter aber blieben leer, wie wenige Hefte waren beschrieben, und wie hingen an den letzteren noch die alten Siegel, weil er, damit ich seinen eigenen Ausdruck gebrauche, früher fortgemußt, ehe er sie hatte öffnen können.

Friede mit ihm!

Regiſter.[1]

I. Die Narrenburg.

1. Perſonennamen.

Adelgund ſ. Scharnaſt.
Alfred 100 14.
Angelika ſ. Scharnaſt.
Anna 11 22. 12 32. 25 27—38. 40 15—42 13. 43 10—44 20. 45 3—47. 48 16. 19. 33 ff. (55 26 ff.). (90 22—29). 92 3. 93 29—33. 94 9 ff. 95 31 f. 96 15. (118 31). 119 9—122. 123 20—124 19. 125 1. (26).
deren Mutter Margaretha (26 15). (28 9). (35 25). (36 13). (42 6). (45). (47 6. 20). (95 30). 119 10. (120 31 ff.). (122 1).
deren Vater Erasmus 10—25. (26 15). (28 9). (29 20 ff.). (30 18 ff.). (32 5. 27 f.). (35 24). (36 12. 18. 24). (37 5). (38 2. 7). 40—42. 43 32 f. 44—48. 49 11. (86 2. 11) (87 17). 92 13. (94 11). 95 24 ff. 96 2. 119 9—28. 120 30. 121 30. 122. 123 28 ff. 125 20.
dessen Großmutter 14 28. 15.
dessen Großvater 14 18. 28. 15. 18 10.
dessen Urgroßvater 14 33. 15.
dessen Urgroßmutter 14 28.
dessen Knecht 92 9.
dessen Mägde 22 28. 23 9.
deren Erzieherin 30 22 ff.

[1]) Das nach Erzählungen gegliederte Regiſter erſtreckt ſich, abweichend vom erſten Bande, auch auf die erfundenen Perſonen, und ſchließt auch die unbenannten Nebenperſonen nicht aus, weil deren Zuſammenſtellung den Einblick in die Technik des Dichters befördert. Demſelben Zweck dient die Gruppierung nach dem Verwandtſchaftsverhältnis und ſonſtiger Zuſammengehörigkeit, wodurch das Streben des Dichters nach Rundung und Geſchloſſenheit beſonders deutlich hervortritt. Derſelbe Geſichtspunkt leitete auch die Anlage des geographiſchen und topographiſchen Regiſters. Hier wurden auch kleinere, aber für die Erzählung beſonders bedeutſame Örtlichkeiten aufgenommen. Die Einleitungen der Herausgeber ſind nicht mit einbezogen.

Apollonia (Plumi) 29 31. 32. 30. 31 18.
Benno s. Scharnast.
Bertha s. Ruprecht.
Brama 102 8.
Brigitta s. Scharnast.
Bruno s. Scharnast.
Chelion s. Scharnast.
Christoph s. Scharnast.
Christus 17 7.
Dürer, Albrecht 70 16.
Dyck, A. van 69 20.
Epaminondas 73 13.
Erasmus s. Anna.
Gregor 21 2 ff. 23 15—30. 39 6 ff. 122 12.
  dessen Sohn 39 9. 122 13.
Hanns s. Scharnast.
Hasenmüller, der im Asang und seine Tochter 123 33.
Heinrich 7 31—100. 116—125.
  dessen Söhne (124 15).
  dessen Schwester 36 23. 90 21. 95 4. 9. 122 9. 125 16.
  dessen Vater 94 32.
  dessen Mutter Magdalena (32 21). (36 22). (86 13). (88 24. 29). (89 6). (90 21). 94 f. (120 28 ff). (122 2). (125 15).
  dessen Großvater 72 10.
  dessen Urgroßvater Melchior (16 19). (86 33 ff.). 94 23.
Hermenegild s. Scharnast.
Irmengard s. Scharnast.
Jodok s. Scharnast.
Johannes s. Scharnast.
Julian s. Scharnast.
Julius s. Scharnast.
Katharina (= Thrine) s. Robert.
Magdalena s. Heinrich.
Margaretha s. Anna.
Melchior s. Heinrich.
— Holzknecht 20 30. 22 7.
Murillo 69 21.
Narcissa (= Tiburtia) s. Ruprecht.
Pia s. Ruprecht.
Plumi = Apollonia, Diese.
Prokopus s. Scharnast.
Robert (12 3 ff. 16). (13 14. 32). (14 8 ff.). (16 3 ff.). (31 16). (35 28). (41 30). (44 32). 46. 47. 48 7 ff. 16. 49 10. 14. 50—84. (94 14). 95 22. 96 5. 13. 122 8. 123 19. 125 15.
  dessen Gattin Thrine (Katharina) 12 7. 16. 30 ff. 16 2. 25 7. 29 23. 30 f. 32 12. 23. 27. 35 28. 37 9. 44 4 ff. 46 f. 48 15. 20. 90 16. 92 6. 94 11. 96 7 ff. 122 9. 123 20 ff. 125 15.
    deren Kind 47 17 ff. 90 16. 96 7.
    Thrinens Vater, der Schmied 10. 12 3. 12 5 (schwarzer Ohm). 13 30 ff. 14 5. 15 30. 16 4 ff. 24 18. 29 22. 41 30. 44 30. 45 31 f. 47. 48 16. 86 12. 96 8. 120 30. 125 19 ff.
    Thrinens Mutter 30 2.
Rubens, P. P. 69 20.
Ruprecht 13 5. 9 ff. 18 32. 50—84. (86 18). (87 20). (88 12). (91 17). 106 10 ff. 113 7 ff. 114 13. 19 ff. 121 32. 124 24. 125 4 ff.
  dessen Gattin Bertha 67 3. 75 30. 107 3—12. 114 13. 20 f.
  dessen Tochter Narcissa-Tiburtia 57 11 ff. 58 4 ff. 60 21. 76 2. 79 27. (82). 117 1. 124 21.
  dessen Enkelin Pia 58—60. 63 21 ff. 64. 68 5. 10. 84 22 f.

(91 17). 117 1. 124 20. 125 11 ff.
dessen Vater 106 11.
dessen Urgroßvater 66 5.
dessen Magd 8[illegible] 24. 91 17.
Scharnast,[1]) Adelg[illegible]d 70 14 ff.
— Angelika (16 18). (86 25). (87). 94 24 ff.
— Benno 70 18.
— Brigitta 70 17. 18.
— Bruno 70 17.
— Chelion (17 31 ff). 64 17. 74 f. 76 4 ff. 29 f. 77 33 ff. 79 21. 83 21. 100 27—115. 121 17 ff. 123 27. 124 27 ff.
deren Vater 101 16. 18. 27.
— Christoph (7 23). (16 4. 32). 17 1—9. 18 5 ff. (54 1. 19). 56 8—12. (27—29). 57. (64 16 ff.). 65 24. 67 32 ff. 75 33. 76. 78 8. 79 21 f. 82 20. 29. ff. 114 31 ff. (115 29). 117 1. 19. 123 26. 124 21. 125 30.
dessen Braut Narcissa s. Ruprecht.
dessen Kind Pia s. Ruprecht.
dessen Diener und Jäger 57 24.
— Hanns 5—7. 70 13. (99 32).
— Hermenegild 64 33. 65 29 ff. (66 3). 70 18 f. und die Nonnen 65 19 ff. 81 11.
— Irmengard 70 18.
— Jodok (16 33). 17 f. 54 3. 73. 74 32 f. 75. 79 20. 82 29. 83 4. 21 ff. 91 1 f. 98 17—115. 116 22. 24. 27. 117 10. 123 27. 124 28.
dessen Diener 105 33. 107 17. 114 23.
dessen Geliebte: die Marquise 100 15.
Scharnast Johannes 52 1. 70 19. 71 15, 16. 98 18.
— Julian 13 31. 14. 15. 16 5. 33. 18 11. 21. 54 27. 58 11. 62 12. 25. 71 23 ff. 72 (20). 22. 79 7. 97 3. 98 18. 106 18. 116 33. 125 13. 30.
— Julius 14. 15. 16. 8. 15. ff. 18 11. 19 18. 30. 24 28. 57 21. (58 3). 71 f. 86 f. 88 22. 89 1. 27. 92 7. 94 25 ff. 121 3.
dessen Gattin 16 18.
dessen Werkleute und Knechte 86 27.
— Prokopus (14 24). 18 12. 21 31 ff. 31 13. 51 9. 54 9. 57 31. 71 21. 27. 72 18. 75 20. 84 1. 13. 98 18. 105 11. 106 7. 112 9. 116 30. 125 30.
dessen Gattin 14 15. (15 26).
dessen Töchter 71 22. (72 19).
— Sixtus, der Erste 52 29. 54 14. 65 7. 71 16. 106 22. 112 1. 116 33.
— Sixtus, der Zweite 57 30. 74 29. (77 25 ff). 78 14 ff. 79 23. 80. 87 29. 104 21—33. 105 10—12. 106 22 ff. 30. 107 8. (108 24). 110. 112 3 ff. 113 6. 114 14 ff. 124 33 ff. 125 3.
dessen Diener 106 25.
— Ubaldus 65 29. 70 18. 71 18. 98 17.
Simon (Boten-Simon) (10 9 ff.). 12 23 ff. 13 17 ff. 14 1 ff. 16 10 ff. 18 26. 24 16 ff. 39 14 ff. 40 ff. 44 25 ff. 45 21 ff. 47 7 ff. 48 31. 49 9. 95 19 ff. 29. 119 20 ff. 122 9 f. 125 22 ff.
dessen Vater und Großvater 14 2
dessen Urgroßvater 14 3.

[1]) Vgl. die Stammtafel am Schlusse der „Narrenburg".

Sixtus s. Scharnast.
Thrine (= Katharina) s. Robert.
Tiburtia (= Narzissa) s. Ruprecht.
Ubaldus s. Scharnast.

2. Unbenannte Personen.

Arbeitsleute 96 22.
Baumeister, der 117 5. 27.
Bergarbeiter 22 27.
Bote 94 12. 95 5.
Bursche und Mädchen 123 10. 12.
Conterfeier Narcissas 64 22. 82 20 ff. — Sixtus' des Zweiten 79.
Dechant, der 58 5.
Fuhrleute 123 30.
Gebirgsjäger 22 10 26. 49 12. 121 29. 122 28.
Gesellen, die 117 30.
Heiden 17 7. 9.
Holzknechte 19 5. 9. 20—24. 49 12. 96 4. 121 27. 122 26.
Holzmeister 21 16.
Hussiten(krieg) 18 19.
König, der französische 16 15.
Krämer, ein 16 14.
Schieferdecker, der 117 19.
Schmied s. Thrinens Vater.
Schubkarrenführer, ein 95 21.
Steinhauer 96 27.
Steinmetzen 96 26.
Stelzfuß, ein alter 16 16.
Werkleute 117 8.
Werkmeister (Bildhauer), der 64 19. — des Inneren 117 26. 32.

3. Märchenfiguren und -motive.

Bäume, redende 31 10.
Fels, sich neigender 31 10. 11.
Goldfischchen, Prinzessin 30 4 ff.
Hähne, die sieben klugen 30 11.
Heuschreck, Prinz 30 5 ff.
Huhn, das arme auf dem Nußberg 30 12.
Karfunkel, redende 30 10. 11.
Prinzen 30 8. 16.
Wälder, klingende 30 10.

4. Tiernamen.

Hüon (52 25 ff.). (58 13 ff.). 59. 63 20. 29. (84 25). (91 18).
Phylax (10 8). (12 9 ff.). (25 28 ff.). (28 1 ff.). (34 24). 37 8. (94 2). (122 5 ff.).

5. Geographische und topographische Bezeichnungen.

Afrika 7 23.
afrikanischer Krieg 56 8.
Amerika 11 13.
Asang 13 29 ff. 14 2. 11. 40 10. 49 6. 122 12. 123 33. 125 24.
Europa 104 14. 109 4.
europäisch 103 3.
Fichtau 7 32. 8 19—46 3. 46 11. 47 3. 29. 48 14—49 23. 55 3. 17 ff. 85 21. 25. 86 2. 87 26. 91 26—96 17. 20. 112 16. 119 16. 33—121 10. 21—123. 124 12. 125 17 ff.
Fichtauer, die 120—124.
Knabenschaft der Fichtau 122 19.
Fichtau, Wirtshaus zur grünen, 5 1. 9 21—45. 47 27. 48. 49. 55 23 ff. 91 24—96. 118 14—21. 119 11. 30. 120—123.
daselbst: Weiber, Mägde, Töchter, Knechte, Buben 22 28. 29. 23 9.
Fluß, am Himalaia 100 26. 101 15. 29.

Frankreich 100 13.
Franzosen 17 1 ff.
Grahns 21 7. 55 24. 60 10. 122 20.
Grahnswiese 20 33. 31 2. 93 31. 32.
griechisch 103 17.
Grünberg 8 27. 94 22. 29.
Kirche von Grünberg 94 22.
Pfarrer zu Grünberg 94 21. 29.
Hag, oben am 94 3.
Hatzleser Gräben 13 27. 28.
Himalaia 101. 103 31.
Hindu- 101 13. 103 13.
Hochkogel 20 33. 21 23 ff.
Indien 100 24—102. 104 12.
indisch 83 3. 103 33. 108 14. 111 29. 115 20.
jonisch 54 7.
Kaiserwand 21 7.
Kaiserwiese 21 21.
Laubgräben 20 32. 21 28 ff.
Mohrenland 17 3. 6. 68 1. (82 20 Land der Heiden).
Ottostift 13 29.
Pernitz 7 32. 8 23 ff. 28. 9 14. 11 24. 13 26. 15 16. 33. 18 31. 21 1. 13. 22 21. 23 33. 25 27. 33 15. 38 18. 39 25. 46 2. 49 24. 55 20. 60 14. 15. 91 12. 21 30. 118 15. 123 4. 8.
Pirling 8 27.
Portugiese (Wein) 67 24.
Priglitz (schwarze Stadt) 13 13. 31. 14 3. 7. 18 25. 19 3. (21 27). 24 26. (44 5). 46 4. 47. 49 14. 26. (67 31). (68 2). 86 15. 91 9. 95 22. 96 5. 119 5. 121 1
Kirche 47 13. 119 4 ff. 120 2.
Stadthaus (Rathhaus) 14 9. 68 2.
Wirth, der Priglitzer 47 21.
Rhein 67 24.
Riese, die 21 4.
Rothenstein 5—7. (10 21—11 12). (12 27 ff.) 13 144. 16. 23. (15 23). (16 5 ff. 30 f.). (17) 18. (19 15). (22 3). 48 9. 12 f. 49 32 50—85. (86 1. 16 ff.). (87 19 ff.) (88 27). 89 27. (90 10 ff.). (91 10. 14 ff.). (93 5. 10). 96—100 (103 16 ff.). 104—118. 119 8. 123 25—125.
Bergzunge 55 4. 8 ff. 112 15.
Christophbau 18 8 ff. (53 21. 22). 54 18—24. 56 6—26 (57 20). 117 19 ff. 123 26.
Eichenwald 53 20. 54 25 ff. 58 10. 62 11. 25. 65 6. 106 21. 117 4.
Fichtenallee 50 1. 8. 85 5. 14. 106 8.
Fichtenhain 54 12. 84 1.
indischer Garten 54 7 (jonischer G.) 83 3—22. 103 22—30. (106 27). 108 14 111 29 ff. 115 20. (117 10).
Jodokhäuschen 17 13. 18 2—5. 75 9. 31. 79 26. 91 1 f. 115 9 f.
Julianbau (53 19). 54 24 ff. 58 10—61. (62 27). 79 7 ff. 97 3 f. 106 18. 125 13.
Garten desselben 61. 97 7. 116 20.
Kapelle 58 5. 62 10. 63 9 ff. 111 19.
Kastellanhäuschen 52 4. 84 19 ff. 124 25.
Kirchhof 62. 63 f.
Obelisk 51 32. 71 16. 84 19.
Parthenon (17 12. 16 ff. 28 ff.). (53 18). 54 3 ff. 60 7. 83 22—31. 103 17 ff. 105 23. 106 21.

106 28—111. 112 6. 112 25—115 6. 117 16 ff. 123 28. 124 9.
Prokopthurm 18 12 ff. 31 13. (51 9). (53 19). 54 9 ff. (57 31). 75 20. 84 1—84 15. 105 11. 106 7. 112 9.
Rundbau (55 12 ff.).
rother Stein 5 21 f. 6 1 ff. 12. 61 11. 30 ff. 62 1 ff. 62 13—20. 89 27. 96—98. 99 31 ff. 100. (101 1). 116. 125 29.
Sixtusbau 52 29 ff. 54 14 ff. 64 32—83 14. 106 22 ff. 112 1.
grüner Saal 51 1. 4. 53 1. 69 8—81 5. 82 19. (115 18 f.). 124 33.
Malersaal 64 23 f. 81 16—83 6.
Nonnenclausur 52 29—33. 64 33. 65—66 11.
rother Saal 66 1 f. 81 9 ff.
Weinkeller 52 33 f. 66. 67.
Sphinxe 51 25 ff. 71 16. 84 18.
schwäbisch 30 1.
Spanier (Wein) 67 24.
Stadt, die heidnische 58 4.
Steinwand des Julius 15 13. 24 27. 45 27. 49 19. 92 7. 121 3.
Stock, der schwarze 21 3.
Waldhäuser 13 28.
Zigeunerin (= Indierin) 17 32.

II. Die Mappe meines Urgroßvaters.

1. Personennamen.

Allerb 152 22. 209 31. 234 21. 298 32.
Aschacher, der untere 314 1—20. 315 3—13. 317 9—12. 319 10. 324 2.
Augustinus s. unter der Familie des Erzählers.
Beringer 152 23. 213 17. 218 28.
dessen Knecht 218 28.
Bernsteiner (der untere Wirth) 161 28 f. 291 5. 320 8 f. 328 6 f. (329 27). 330 (3). 6 f. 336 7 f. 346 8 f. 352 3 f. 353 7.
dessen Gattin 353 8.
dessen Söhne 330 9 f.
dessen Tochter 346 11.
dessen Mägde 346 12.
Burmann 229 17.
Christine 268 13 f. Prag.
Egesippus 128. 129 4. 5. 14. 130 12.
Erlebauer 156 15—18. 158 23. 25. 162 29. 305 18. 313 16. 345 19. 347 15.
dessen Töchter (158 27). 345 19. 347 15.
Gottlieb (156 29). (157 1). (160 21. 27). (161 17 f). 213 13—216 3. 218 14 f. 230 18. 235 5—14. 237 6 f. 241 28 f. 255 9. 256 26—257 10. 292 3—11. 320 28—321 7.
dessen Vater, der Inbuchsbauer 161 21. 213 12—214 4. (215 18 f.). (321 3).
Gregordubs 161 22. 210 12. 213 14. 257 3.
Grunner 162 4. 8. 319 30.
Haidelis 162 28. 312 8. 25. 313 3.
Hanna, die Magd 315 28.

Hartens, Maria 278 29. 30. 279 8.
Hochheimb 157 12. 13.
Inbuchsbauer s. unter Gottlieb.
Johannes, hl. 327 3.
Josepha s. unter Martin.
Josikrämer 206 26—31. 207 20 f. 249 1—251 4. 274 26. 343 24—29.
Kajetan (Knecht des Doktors) (210 20). (211 12). (212 14). (216 13). 234 25 f. 235 9 f. 241 5. 255 13. 262 24. 263 18. 275 6.
Karbauer 222 11. 223 5. (7).
dessen Kind 222 12. 223 6.
dessen Leute 223 5.
Katharina s. unter der Familie des Erzählers.
Keum 161 5.
— Anna 213 18 f. 29.
Klum, der alte 156 18. 213 22. 240 13. 315 22.
Kumberger Franz 245 9 f.
Lucia s. unter der Familie d. Erzählers.
Ludwig, König 164 23. (31 f). (165 1). (167 17. 20. 33). (172 14. 19).
M' rgaretha (Margarita), hl., = eine Bildsäule 132 17. 141 26 f. (142 4. 7. 23. 24). (147 12). 322 16 f. 323 15. 341 18.
Margaretha (in der Rahmenerzählung zur Mappe) 134 31. 32. 33. 135 1. 2.
Margarita s. unter Uhldom.
Maria, die Haushälterin (211 16). 215 4. 216 18. 233 19. 255 19. 315 19. 340 9. 11.
Martin (Vetter, Wirth am, im, vom Rothberge, Rothbergerwirth) (204 30 31). 205 26 f. (29). 206 6—19. 208 (6). 11. (14). (15). 18 f. (230 17). 241 30 f. (242 16. 17. 28). (252 17). (269 3). 302 4. 345 20.
dessen Tochter Josepha 205 29 f. 345 20. 21.
dessen Knecht 208 22. 242 16. 28. 243 18.
Mechthild 156 19. 305 19.
Meierbacher 157 26. (186 15). 191 8. 207 33. (230 11). 231 28. (233 30). 276 12. 296 2.
Meilhauer 158 32. 195 1. 196 9. 197 2. (198 20).
dessen Knecht 195 1. 197 1. 198 20.
Obrist s. unter Uhldom.
Pelton, Armand 166 24.
Pirger 320 21.
Sara 158 22. 24.
Söllibauer 249 26.
Susanna (156 18). 315 21 f. (316 4).
Thomas (156 11). 161 17 f. 194 14 f. 20. 196 27. 200 13. 208 10. 209 5 f. 210 20. 211 12. 216 5. 12. 217 24—243 24. 255 7. 257 9 f. 259 3. 29 f. 262 27 f. 268 27 f. 313 19. 314 6 f. 22. (323 20). 329 14 f. 332 9 f. 334 16—24 f. 349 18 f. 351 8. 9 f. 354 2. 3. 355 32 f. 356 1 f. 23.
Uhldom, Casimir Graf, der Obrist 151 17. 152 7. 9. 19. 153 21—155 10. 156 5. 23 f. 157 10 f. 25. 33—185 12. 21—192 8. 252 10—253 28. 255 28. 257 11—275 31. 276 8. 11. 20. 277 29. 279 3. 15—282 6. 23. 283 30. 284 15—286 17. 23. 287 30—289 21. 22 f. 290 8 f. 291 19 f. 293 7 f. (31 f). (294 20. 25). (295 12). 296 13 f. (26). 297 1 f. 12 f. 23 f. 29 f. 298 4. 14 f. 23. 299 10. (17). 18 f. (31). 302 12. (24). (303

8. 30). (304 1. 27). 305 (10). 27—306 13. (17. 32). 307 (20). 32. 308 21 f. 309 2. (9). 25 f. 311 9—312 2. 19. 29. 313 6. 317 16. 318 25—319 16. 320 8. 321 9—16. 323 4. 325 23 f. 326 9. 12. 15 f. 333 14. 334 4. 337 29. 338 23—343 31. 344 13. (18). 345 2. 346 22 f. 347 30. 33 f. 348 24 f. 31—349 27. 350 23. (352 12). 353 27 f. 354 3. 8. (18. 20). 355 (3). 12—30. 356 17. 19. (357 7). 358 19 f. 359 27. 28.

dessen Vorfahren 342 1.

dessen Mutter 169 33.

dessen Vater 164 6. 183 1.

dessen Muhmen (318 30). (338 5). (347 31). 348 1. 4. (11). (350 23). 352 13. (353 28). (354 4. 8. 9). (355 5).

dessen Oheim 168 15. 169 24.

dessen Gattin 173 22—182 23. (183 26). 309 30 f. 311 20 f. (340 23. 26. 30). 341 1. 6. (10). 342 19. (21). 358 20.

deren Verwandte 173 31. 174 1.

dessen Tochter Margarita, Gattin des Augustinus (131 33). (133 28). (147 22?). (152 10 f). 158 8. 162 15. (176 2). (180 19 f). (182 1 f. 26. 27). 183 (9. 13). 26. (29). 184 19 f. 185 17. 19. (257 12. 27). (259 11. 21 f). (261 18 f). 266 4. 12 f. 19 f. 268 12. 14. 272 28 f. 273 8. 20 f. 274 6. 27 f. 275 2—19. 22 f. 276 9. 280 6. 281 27. 28 f. 282 7 f. 23. 284 20. 285 32. 286 (12 f). 16. 24 f. 28. 287 25 f. 289 20. 290 11. 12—291 25. 292 30. 31—295 13. 296 23 f. 297 13. 16. 17. 25 f. 299 25. 300 3. 4 f. 302 14—305 17. 306 10. 12—307 20. 308 24. 32 f. 309 1. 9—310 33. 311 22 f. 30. (312 20). 317 26 f. 318 26 f. 319 2 f. 321 15. 339 1—342 21. 344 9—345 9. 347 4 f. 19. 30. 348 2. 5. 350 23. 352 11. 353 28. 354 7—355 16. 356 11. 358 16 f. (26). 30.

dessen Bruder 164 6. 182 29 f. 299 14. 26.

dessen Schwägerin 183 11. 299 14.

dessen Neffe Rudolph (183 10.) 299 9 f. 300 4 f. 303 3 f. 10. 304 3. 4 f. 305 31 f. (306 1 f).

dessen Altknecht 189 7.

dessen Arbeiter 285 3.

dessen Bekannte, eine 180 22.

dessen Diener 257 15. 264 5. 8. 273 3.

und Dienerin 273 16.

und Dienstboten 181 32.

dessen Freund und Vertrauter 168 27.

dessen Gesinde 285 6. 290 10.

dessen Kameraden 168 33. 169 1.

dessen Knechte 154 15. 188 6. 29. 259 2. 280 30. 289 6. 290 11.

dessen Kutscher 348 23 f. 349 9 f. 356 19. 357 6.

dessen Leute 190 14. 19.

dessen Mägde 257 15.

Waldstein, der Herzog v. Friedland 164 14. 167 32.

2. Familie des Erzählers.

Erzähler der Rahmengeschichte zur Mappe 129—150 6. 357 23—360 22.
— mit seinen Geschwistern (wir Kinder) 132 10. 133 12. 136 21. (143 7 f.). 144 17. 145 31. (147 32) (148 3).
dessen Gattin (139 24). 140 10 f. 141 19. 146 18. 20. 148 9. 149 15. 150 1.
dessen Schwester 140 5. 141 19. 147 19.
deren Kinder 140 4. 147 19.
dessen Schwager 146 31.
dessen Mutter 132 29 f. 133 6 f. 134 32. 137 31. 139 26 f. 140 1. 9. 16. 30. 141 19. 144 31 f. 146 5. 9. 18 f. 147 2 f. 31 f. 148 14. 19 f. 149 10. 17 f.
dessen Vater 133 33 f. 134 3. 7. 136 16 f. 137 26. 138 9. 139 2. 144 11. 28 f. 145 23. 28. 146 3. 147 10. 32. 148 29. 360 4.
dessen Stiefvater 139 3. 146 30.
dessen Großmutter 133 31. 138 12. 25.
dessen Großvater 130 24. 131 1. 136 22. 147 9. 358 32.
dessen Großeltern 140 3.
dessen Urgroßvater Augustinus, Doktor (130 13—131 10. 33 f.). (133 2. 24). (136 16. 24. 28 f.). (137 6). (138 7). (143 19). 144 3. 145 15. (146 15). (147 30). (148 5. 14. 26) 150 10—164 5. 166 (29). 31—167 9. (168 18). (170 9). (171 14). (172 2). 23—30. (182 18). 183 22—357 20. (24). (358 21. 32). (359 13 f. 25 f). (360 12 f).
dessen Schwester Katharina 194 9. 195 27 f. 196 5. 197 4 f. 209 8 f. 211 3.
dessen Schwester Lucia 194 9. 30. 198 17 f. 209 17.
beide zusammen genannt: Schwestern 193 22. 194 8. 12. 21. 196 24 f. 197 14 f. 200 13. 210 10. 211 2. 323 8. 332 30.
dessen Mutter 196 29. 301 26. 323 6.
dessen Vater 157 7. 193 10. 22. 29 f. 194 3 f. 6. 13 f. 15. 20. 23. 196 7. 12. 19. 197 12. 200 6. 12. 201 8. 208 14. 209 18 f. 210 10. 211 1. 259 14. 260 6. 263 25. 301 26. 322 7. 323 6. 332 29.
dessen Großvater 277 9. 278 20.
dessen Angehörige (218 19) 294 32. 295 19.
dessen Knechte Gottlieb und Thomas s. Personennamen.
dessen Arbeiter 266 30.
dessen Leute 161 29. 162 1. 214 24. 216 4. 235 18. 262 21 f. 265 16. 25. 267 14. 285 9. 303 5. 318 16. 320 7. 339 32.
dessen Mägde 160 28. 161 24. 275 6. 216 20. 262 25. 324 17.
dessen Taglöhner 160 28.

Erzähler der Rahmengeschichte.
dessen Angehörige 148 31.
dessen Vorfahren 129 12. 135 1.
dessen Knecht (im Elternhause) 132 24. 144 22.
dessen Mägde (im Elternhause) 137 31.
dessen Mitschüler 134 5.
dessen Nachbarin 133 11.

3. Unbenannte Personen.

Arbeitsleute 189 29. 32.
Baiern, Churfürst von 164 17. 18.
Bauern, zwei 248 1.
Bauern und Nachbarn 269 4.
Baumeister 210 7. 253 16. 17.
Bote, ein 195 5. 242 12 f.
Boten 268 5.
— zwei 244 13.
Brandenburger 164 17.
Forstmeister 336 11. 12. 346 23. 348 16.
Fuhrmann 197 24.
Gewerksgesellen (Gewerke) 269 31. (270 20. 29). (271 1). (283 16).
Graf, der draußen 191 18.
Gutsherr von Tunberg 269 1.
dessen Frau und Töchter 269 2.
Hirtenknabe 187 11 f.
Holzarbeiter 179 5 f.
Holzknecht (176 32 f). 177 27 f. 178 16 f.
dessen Kameraden 177 10 f.
Holzknechte 178 33 f. 179 30.
Jäger, ein 247 24 f.
Jägerjung 247 32.
Jüngling 324 26 f. 325 (17). 25 f.
dessen Vater und Mutter 325 6. 14. (32)
Kaiser 172 20. 293 32.
Knechte und Diener 351 6.
Krieger, ein alter 170 15. (20). 317 17.
Kriegsfürst, ein mächtiger 198 31.
Leichenfrauen 180 17. 33.
Landmann, ein 202 27 f.
Marktschreiber 330 26. 336 12.
Mütterlein, alte 335 4.
Pechhändler, ein 199 5.
Pfalzgraf 164 18.
Rathsherren mit ihren Frauen und Töchtern 345 16. 17.
Richter der oberen Häuser 268 31. 32.
Schreiner 180 27. (ein anderer) 197 16.
Schützenbote 351 28.
Schützenbuben 351 29. 30. 352 2 f.
Schützengesellschaft 346 2. 10.
Schützenschaft (Schützen) 350 12. 17. deren Diener 350 13.
Schützenmeister s. Wirth, der obere.
Schützenschreiber (328 17). 330 31. 350 14.
Schützenzieler 335 33. Zieler 351 32.
Schwede, ein alter 277 9. 278 21.
Theerbrenner, ein 199 4.
Träger 181 16.
Trompeter 351 31.
Väter des Armenwesens 167 4.
Vertriebener, ein 199 9.
Waldbewohner 201 2. 202 10 f. (296 15).
Waldhornbläser 337 23. 351 31.
Wanderer, ein 199 8. 9.
Werkführer 253 24.
Wildschütz, ein 199 8.
Wirth, der obere, Schützenmeister 329 18 f. 330 13. 331 19. 334

17. 336 11. 337 3. 346 4. 349 23. 350 15. 351 18. 19. 352 8. 355 23. 26. 356 4. 18.
dessen Gattin 331 16. 334 18. 345 29.
dessen Töchterlein 330 13.
dessen Knechte 329 21.
Zimmergeselle, ein 269 15. (282 30).
Zimmerleute 215 25.
Zimmermann 214 22.
Zimmermeister 270 20. 27.

4. Märchenfiguren und -motive.

Geist 138 8.
Geister 148 6.
Geisterfieber 137 30.
Losnächte 138 14. 15.
Mann mit der Wünschelruthe 199 10—15.
Wassermann 138 18. 19.
Weinen oder Rufen (Abends aus den Pfingstgräben oder der Hammerau) 138 15. 16.

5. Geographische und topographische Bezeichnungen.

Abtei 134 3. 139 2. 16.
Ästung, oberer 191 8. 213 12. 214 2. 215 21.
— unterer 248 4.
Baiern, Churfürst von 164 17. 18.
Beringer, Wiesen der 152 23.
Böhmen, Land der 192 14.
Brentenhäuser, die oberen 199 15.
Corduan(-leder) 317 14. 15.
Deutschland 167 23.
Deutsche Reichsarmee 167 20. 21.
Dubs, die 223 17. 224 1. 26. 233 28. 245 20. 258 11.
zwei Mägde daselbst 224 27 f.
Dürrschnäbel 152 28. 208 3.
Dürrwald 278 7.
Dusterwald 249 3. 6. 7. 11. 274 25. 294 6.
Egypter 181 5.
Eichenhag 162 6. 186 6. 207 29. 252 12. 253 12. 13. 19. 260 28. 264 24. 269 27. 30. 271 33. 273 5. 274 28. 276 5. 277 28. 279 1. 280 14. 294 19. 298 2. 302 12. 304 26.
Eichenhang 188 10.
Eidun 225 16. 242 6. 10. 245 20. 327 11. 333 3. 7. 334 8. 338 19. 345 21. 356 21. 359 9.
Wirthshaus 229 16 f.
Wirth in E. 225 19.
Eidunfelder 340 19.
Eidunhäuser 225 23. 229 15. 233 28. 329 9.
Eidunwiesen 225 25
Erlehöfe 191 8.
Eschenhügel 296 3.
Frankreich 164 23.
Friedland, Herzog von 167 32. siehe Waldstein unter Personennamen.
Gebühl 230 1.
Geerle 230 12. 232 20.
Gehäng 159 6. 191 7. 223 18. 249 26. 276 4. 289 15. 16.
Gehege 276 25. 26.
Gereute 187 31. 188 17.
Gezelt 335 10. 337 29. 338 6. 343 18. 32 f. 348 21. 349 29. 350 6.
Gollwirthshaus 245 17. 18. 312 10.
Grundbühel 213 20. 21.

Gurfeld 204 2. 247 9. 251 3. 254 10.
Kaufherr in G. 254 10.
Hag 207 31. 225 26. 247 18. 251 2. 252 11. 19. 259 33. 262 31. 267 15. 268 32. 275 15. 278 6.
Haghaus 188 20. 21. 192 7. 279 15. 286 18. 290 7. 292 31. 295 11. 21. 297 15. 299 8. 305 25. 26. 307 3. 309 14. 312 5. 318 8. 25. 319 5. 12. 323 5. 340 10. 342 2. 344 18.
— Bau 252 12. 253 3. 257 22. 260 29. 262 8. 264 4. 265 3. 4. 271 32.
Hagweiden 230 3. 233 13. 30. 243 12.
Haidgraben 206 4. 242 14.
Hammerau 138 16.
Hang 209 33. 247 18. 259 13. 260 5. 12. 262 16. 266 13.
Haselweide 188 17.
Haslung 159 5. 191 7. 243 13. 249 2. 5. 9. 258 12. 277 10. 11. 289 30. 345 21.
Hofmark (Allerbs) 152 22.
Hofmarken, die drübigen 159 8.
Holzriese 175 25 f. 176 16 f. 177 7. 18. f. 178 24. 179 22.
Holzschlag 299 33. 300 16.
Karhaus 223 7.
Kirmwald 152 29. 184 10. 203 25. 208 3. 288 3. 291 1. 301 10. 307 31. 314 16. 315 26. 316 3.
Klaus, die 249 3. 4. 250 33.
„Land draußen" 201 3. 4.
Lidenholz 290 16. 17. 21. 299 32. 300 4.
Lidholz, Lidkessel, Lidwasser 301 3. 4. 29.
Lidwald 314 23.
Meierbacher, Feld des 296 2.
Meierbacher, Gerstenfelder des 157 26.
Meierbacher Weizenstück 186 15.
Meierbacher Wiesen 230 11. 233 30.
Meierbacher, Wiesen des 230 1. 231 28. 276 12.
Mitterweg 208 2. 255 27.
Mitterwegfelder 152 24. 154 32. 272 1.
Niederwiese 293 7.
Ockersteine 301 33.
Paris 164 27. 166 6. 167 22. 168 2.
Pariser (Strolchengold) 166 22.
Pfingstgräben 138 15.
Pirling 8 27. 161 31. 204 2. 22. 208 24. 247 10. 258 12. 260 10. 291 4. 5. 293 17. 320 9. 324 21. 326 22. 29. 327 13. 20. 328 19. 24 29. 329 1. 7. 331 19. 332 1. 20. 334 8. 335 2. 336 24. 337 19. 338 18. 340 3. 345 12. 14. 16. 345 29. 33. 349 4. 13. 15. 20. 23. 350 18. 19. 24. 30. 351 4. 8. 28. 352 18.
Marktplatz in P. 329 10. 334 19. 352 25.
Rathhaus in P. 330 31.
Schule 331 5.
Pirlinger Bewohner 350 24.
Pirlinger Buben 337 19.
Bürgermeister v. P. und dessen Gemahlin 352 14. 348 16.
Pirlinger Frauen 345 14.
Kaufherr in Pirling 330 21 f. 345 12. 346 22. 348 16. 352 13. und dessen Töchter 345 12.
(Frauen und) Mädchen 328 29 f.
Mädchen 336 24. 347 1.
Männer 345 14.
Pfarrer 345 16. 348 17. 352 14.
Schmied und dessen Großmutter 348 26. 29.
— der untere 220 21. 29.
Prag 130 19. 192 9. 193 26. (195 20). 197 23. 200 11. 260 7. 268 13. 320 22.

Kaufherr in P. und dessen Tochter Christine 268 13. 14.
Preußenkrieg 131 3.
Pufter, der obere 191 10.
Quelle 211 31 f. 213 20 f.
Reutbühl 154 14. 31. 160 4. 12. 184 10. 288 2.
Rhein 164 22. 167 25. 28. 173 30.
Rid, die 248 3.
Rohren 204 3. 247 9. 317 23.
Rothberg 204 30. 31. 205 18. 241 30. 242 1. 15. 17. 28. 248 2. 252 17. 269 3. 302 2. 303 11. 345 20.
Wirthshaus 205. 302 4. 503 10.
— das obere 329 10. 11. 331 14. 334 10. 354 1.
das untere 331 4. 352 27.
Rothbergerhang 248 13. 14.
Rothberghäuser 242 11.
Rotheck 301 32.
Schlagholz 313 1.
Wirth 312 32.
Schloß (Uhldom) 183 2. 12. 299 21. 27.
Schloßgraben 183 13.
Schwarzholz 226 10. 11. 15. 314 2. 320 2. 333 9.
Senkung, die 186 6.—190 13. 276 19. 20. 277 32. 280 21 f.
Siller 186 25. 187 27. 214 10. 225 6. 243 5. 327 7. 20. 332 23. 333 4. 338 20. 350 29.
Sillerau 191 7. 252 29. 257 32. 268 33. 284 3. 289 29. 293 29. 345 15. 346 27.
Kirche 156 21. 257 33. 258 29.
Pfarrhaus 257 33.
Wirth in S. 259 5.
dessen Leute 259 8.
Pfarrer in S. 257 31. 258 4 f. 268 33. 284 3. 19. 345 15. 346 27. 352 14.
Zimmermann in S. 252 29.
Sillerbruch 190 28. 191 14. 243 14.
Sillerbrücke 190 25 f.
Sillerhöhen 186 17. (24).
Sillerwald 188 20. 252 28. 277 23.
Witwe aus dem S. und deren Sohn 188. 189 3.
Stadt, die große, ferne 139 17.
Steinbühel 161 28. 32. 291 6. 320. 10. 328 1. 329 32. 334 20. 26. 335 1. 344 20. 346 9. 348 7. 8. 350 19. 352 10. 16. 22. 30.
Steingewände (160 12 f.) 288 6. (8). 8. 9. 289 4. 11.
Tanberg 204 3.
Thal in den Bergen 173 2.—182 26.
Kirchhof 181 17.
Pfarrer 181 18.
— ob Pirling 152 5. 259 32. 260 8. 13. 315 2. 319 17. 26. 359 14.
Thaugrund 159 3. 4. 195 7. 221 3. 225 28. 226 8. 27. 229 33. 231 24. 235 6. 8. 237 7. 241 31. 243 31. 244 9. 245 20. 313 20. 326 15. 18. 333 11. 12. 340 4. 18.
Thurwald 247 17.
Tunberg 247 9. 269 1. 293 17. 317 13. 14.
Bürger von T. 345 13.
Waldhang 206 4. 5. 208 1. 23. 225 26. 260 5.
Waldhäuser 248 2. 3. 13. 269 4.
Knecht daselbst 248 13 f.
Weidebrüche 195 7. 274 29. 277 31. 312 6. 9.
Weiden, die 264 24. 276 3. 312 13.
Westphalen 170 5. 317 17.
Zigeuner 359 33 f.

Im gleichen Verlage ist erschienen:

Bibliothek

deutscher Schriftsteller aus Böhmen.

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

Band I. **Moritz Reich, Ausgewählte Werke.** Herausgegeben von Dr. Rud. Fürst. Mit Porträt. XV und 288 Seiten. Preis geh. 2 K = 2 Mk.

„ II. **Nikolaus Hermann, Die Sonntags-Evangelien.** Herausgegeben von Dr. Rudolf Wolkan. Mit Porträt. 8° XVI und 256 Seiten. Preis. geh. 2 K = 2 Mk.

„ III. **Friedrich Bach, Gedichte.** Von Julius Reinwarth. Mit Portr. XLI und 166 S. Preis geh. 2 K = 2 Mk.

„ IV. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Erster Band: Leichenreden. Nach dem Urdruck (1559). Verkürzte Ausgabe mit Kommentar, nebst einem Lebensabriß des Verfassers. Von Prof. Dr. Georg Loesche. Zweite durchgesehene u. ergänzte Aufl. Mit 2 Lichtdrucktafeln. XXXVIII u. 289 Seiten. Preis geh. 2 K = 2 Mk.

„ V. **Josef Rank, Erinnerungen aus meinem Leben.** Mit Porträt. 410 Seiten. Preis geh. 3 K = 3 Mk.

„ VI. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Zweiter Band: Hochzeitspredigten. Herausgegeben, erläutert und eingeleitet von Prof. Dr. Georg Loesche. Mit Porträt. XXI u. 388 S. Preis geh. 3 K = 3 Mk.

„ VII. **Josef Messner, Ausgewählte Werke.** Herausgegeben, erläutert und eingeleitet von Paul Messner. Mit Porträt 8°. XV und 306 Seiten. Preis geh. 3 K = 3 Mk.

„ VIII. **Deutsche Lieder auf den Winterkönig.** Herausgegeben von Dr. Rudolf Wolkan. Mit Portr. und 7 Tafeln in Lichtdruck. XVIII und 412 Seiten. Preis geh. 3 K = 3 Mk.

„ IX **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Dritter Band: Luthers Leben in Predigten. Nach dem Urdruck. Kritische Ausgabe mit Kommentar von Prof. Dr. Georg Loesche. Zweite verb. und verm. Aufl. Mit drei Porträts. XXII und 620 Seiten. Preis geh. 4 K = 4 Mk.

„ X. **Julius Frey, Gesammelte Dichtungen.** Herausgegeben von seinem Sohne. Mit dem Bildnisse des Dichters. XI und 415 Seiten. Preis geh. 3 K = 3 Mk.

„ XI. **Adalbert Stifters Sämtliche Werke.** Erster Band Studien. Erster Band. Herausgegeben von August Sauer. Mit dem Bildnisse des Dichters u. 2 Lichtdrucktafeln. Preis geh. 5 K = 5 M.

„ XII. **Adalbert Stifters Sämtliche Werke.** Vierzehnter Band. Vermischte Schriften. Erste Abteilung. Herausgegeben von Adalbert Horcicka. Mit 18 Lichtdrucktafeln. LXXXV und 402 Seiten. Preis geh. 5 K = 5 Mk.

„ XIII. **Ausgewählte Werke des Grafen Kaspar von Sternberg.** Erster Bd. Briefwechsel zwischen J. W. von Goethe und Kaspar Graf von Sternberg. (1820—1832.) Herausgegeben von August Sauer. Mit 3 Bildnissen Sternbergs. LI und 434 Seiten. Preis geh. 4 K = 4 Mk.

Band XIV. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** IV. Bd.: Handsteine. Herausgeg. von Prof. Dr. Georg Loesche. Mit 2 Lichtdrucktafeln. 704 S. Preis 10 K = 10 Mk.

„ XV. **Adalbert Stifters Sämtliche Werke.** 15 Band. Vermischte Schriften. 2. Abteilung. Herausgegeben von Adalbert Horcicka. (Im Druck.)

„ XVI. **Josef Bayer, Literarisches Skizzenbuch.** Gesammelte Aufsätze. Mit dem Bildnis des Verfassers. 358 S. Pr. 3 K = 3 Mk.

„ XVII. **Goethes Briefwechsel mit Joseph Sebastian Grüner und Joseph Stanislaus Zauper.** (1820—1832). Herausgeg. von August Sauer. Mit 11 Lichtdrucktafeln. (Im Druck.)

„ XVIII. **Moritz Hartmanns Gesammelte Werke.** Erster Band. Moritz Hartmanns Leben und Werke von Dr. Otto Wittner. Erster Teil. Mit 5 Lichtdruckbildern. XIII und 465 Seiten. Preis 6 K. = 6 Mk.

„ XIX. **Moritz Hartmanns Gesammelte Werke.** Zweiter Band. Moritz Hartmanns Leben und Werke von Dr. Otto Wittner. Zweiter Teil. Mit 4 Lichtdruckbildern. XIII und 661 Seiten. Preis 8 K = 8 Mk.

„ XX. **Josef Bayer, Studien und Charakteristiken.** Dramaturgisches und Erinnerungen an Persönlichkeiten. Mit der Reproduktion einer Porträtbüste des Verfassers. XVII und 499 Seiten. Preis 4 K = 4 Mk.

Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens.

Veröffentlicht von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

I. Band: **Mittelalterliche Wandgemälde und Tafelbilder der Burg Karlstein in Böhmen.** Bearbeitet von Prof. Dr. Josef Neuwirth. 14 Bogen Text und 50 Lichtdrucktafeln in Folio. Preis 72 Kronen = 60 Mark.

II. „ **Der Bildercyklus des Luxemburger Stammbaumes aus Karlstein.** Bearbeitet von Prof. Dr. Jos. Neuwirth. 7 Bogen Text, 16 Lichtdrucktafeln und Abbildungen im Text, in Folio. Preis 30 Kronen = 25 Mark.

III. „ **Die Wandgemälde im Kreuzgange des Emauskloſters in Prag.** Bearbeitet von Professor Dr. Josef Neuwirth. 12½ Bogen Text. Mit 34 Tafeln und 13 Abbildungen im Text. Preis ca. 90 Kronen = 75 Mark.

IV. „ **Beiträge zur Geschichte der Dintzenhofer.** Bearbeitet von Professor Dr. Hugo Schmerber. Mit 7 Tafeln und 27 Abbildungen im Texte. 4°. Preis 20 Kronen = 20 Mark.

Prager deutsche Studien.

Herausgegeben von

Carl von Kraus und August Sauer.

1. Heft: **Adalbert Stifter und die Romantik.** Von Dr. Wilhelm Kosch. Preis Kr. 2·40.
2. „ **Zur Entstehungsgeschichte und Verfasserfrage der Virginal.** Von Ernst Schmidt. Preis Kr. 2·—.
3. „ **Johann Joachim Christoph Bode als Vermittler englischer Geisteswerke in Deutschland.** Von Dr. Josef Wihan. Preis Kr. 4·80.
4. „ **Zur Sprache von Eilharts Tristrant.** Von Erich Gierach. Preis Kr. 6·—.
5. „ **Leopold Komperts Literarische Anfänge.** Von Paul Amann. Preis Kr. 2·80.
6. „ **Johann Nepomuk Vogl und die österreichische Ballade.** Von Dr. Phil. Rudolf J. Binder. Preis Kr. 2·40.
7. „ **Kleists Todeslitanei.** Von Aug. Sauer. Preis Kr. 1·20.
8. und 9. Heft: **Untersuchungen und Quellen zur germanischen und romanischen Philologie.** Johann von Kelle dargebracht von seinen Kollegen und Schülern. Erster Teil. Preis Kr. 12·—. Zweiter Teil. Preis Kr. 6·—.
10. Heft: **Eichendorffs Lyrik.** Ihre Technik und ihre Geschichte. Von Dr. Josef Nadler. Preis Kr. 6.—.
11. „ **Friedrichs Hebbels philosophische Jugendlyrik.** Von Dr. Paul Zincke. Preis Kr. 5.20.
12. „ **Kritik und Metrik von Wolframs Titurel.** Von Ludwig Pohnert. Preis Kr. 2.80.
13. „ **Beiträge zu den deutsch-slawischen Literaturbeziehungen. I. Die altčechische Schelmenzunft ‚Frantova práva'.** Von Dr. Franz Spina. Preis Kr. 6·—.

3 0112 126288353